LEBENSERINNER UNGEN

Friedrich Oetker

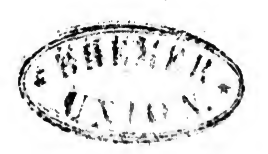




Lebenserinnerungen

von

Dr. Friedrich Oetker.



Stuttgart.
Verlag von Aug. Berth. Auerbach.
1877.



Druck von Alfred Müller in Stuttgart.

Erstes Buch.

Jugend und Anfänge.

1809—1849.

Vorwort.

Seit den kurhessischen Verfassungskämpfen (1850 bis 1866) bin ich oftmals und von den verschiedensten Seiten aufgefordert worden, „Denkwürdigkeiten" zu schreiben. Ich konnte mich aber lange Zeit zu dergleichen Aufzeichnungen nicht entschließen; es fehlte mir an Muße und mehr noch an Lust. Nicht einmal zu einem Lebensabrisse, welchen Herr Dr. Gerland vor Jahren zu seiner Fortsetzung von Strieder's „Hess. Gelehrtengeschichte" wünschte, vermochte ich zu gelangen.

Erst im Herbst 1872 trat ein Umstand ein, der mich der Sache näher brachte. Ich war im Bade Pyrmont Wochen lang durch ein plötzlich eintretendes Leiden festgehalten worden, und als dies endlich schwand, befiel mich im Oktober ein so schweres Hüftnervenweh, daß ich viele Monate ununterbrochen an's Bett gefesselt

wurde. Herr Dr. K. Altmüller in Kassel nahm davon Veranlassung, mich, wie er schon mehr gethan hatte, an die Entwerfung von Lebensnachrichten zu mahnen; je umfassender, meinte er, „je spezieller und erinnerungsseliger, desto besser." Er bekannte dabei offen, daß er's auf „das Maßnehmen zum Nekrolog" absehe und versicherte, ich werde darum „nicht früher sterben, als sonst auch."

Ich gestehe, daß mich diese Anregung unter den obwaltenden Umständen nicht sonderlich anmuthete. „Erinnerungsseligkeiten" bei endloser Qual und Schlaflosigkeit?!...

Und dennoch! Ich fühlte allmählich die Nothwendigkeit, eine Befreiung meiner Gedanken aus dem steten verzweiflungsvollen Hinbrüten in winterlicher Abgeschiedenheit zu versuchen. Ich griff zu Papier und Bleifeder, und so entstanden unter Leiden der schwersten Art ganze Reihen von Aufzeichnungen — Erlebnisse und Erinnerungen, mit allerlei Einschiebseln, wie sie mir eben zur Hand waren oder leicht zugänglich wurden, während Ergänzung nach urkundlichem Stoff hier und da später hinzugetreten ist. Namentlich hat dies in Betreff der Kämpfe gegen Hassenpflug und seine Nachfolger und gegen Vilmar und seine Nachgänger Statt gefunden.

Hinsichtlich der Veröffentlichung erhoben sich neue Bedenken. Ich war oftmals nahe daran, das Meiste wieder zu vernichten. Indessen mußte ich mir doch gestehen, daß ich Vieles — insbesondere auch manches Eigenthümliche aus dem Volksleben — mittheilen und schildern konnte, was Anderen unbekannt ist, oder was dem lebenden Geschlechte nur noch wie eine „halbverklungene Sage" erscheint.

Auch fehlte es nicht an Irrthümern und Entstellungen, die wohl Berichtigung verdienen und zum Theil mir persönlich nicht gleichgültig sein können. So ist aber und aber behauptet worden, ich habe 1866 eine „Personal-Union" mit Preußen erstrebt. Man hat mir „hessischen Partikularismus," „Angefressensein vom Rost der Kleinstaaterei" vorgeworfen, und dergleichen mehr. Auf der andern Seite bin ich der Verpreußung beschuldigt worden u. s. w. Und doch sind das lauter Unrichtigkeiten und Entstellungen.

Die Wahrheit ist, daß ich die deutsche Frage stets hoch über die hessischen Angelegenheiten gestellt habe, namentlich auch im Herbst 1859 und im Frühjahr 1862, was nicht Viele in Kassel von sich behaupten können, daß ich aber auf der andern Seite rastlos bemüht gewesen bin, 1866 des Guten in Hessen so Viel

wie möglich zu retten, was wiederum nicht Jeder von sich sagen kann.

Hätten meine Ansichten und Rathschläge Gehör gefunden, so wäre Kurhessen ein Bundesland wie andere Kleinstaaten geworden; denn es hätte dann kein Krieg zwischen Preußen und dem Kurfürsten entstehen können. Ob das ein Glück für Hessen gewesen wäre oder nicht, ist jetzt eine müßige Frage; mit Zuversicht läßt sich jedoch behaupten, daß allerdings manches Unheil unterblieben wäre, was nach der Einverleibung von mehreren Seiten, namentlich durch die unverständigen Maßnahmen des Justizministers Grafen zur Lippe, über das Land gekommen ist.

Als dann aber das Verhängniß über den Kurfürsten hereingebrochen war, und das Gottesgericht der Schlachten entschieden hatte, da konnte es mir wahrlich nicht einfallen, ernsthaft an eine nur personelle Verbindung Kurhessens mit Preußen, an die schlechteste aller Staatsformen, zu denken. Was ich erstrebte, war ein langsamer Uebergang, und eine möglichst umfassende provinzielle Selbständigkeit und Selbstverwaltung für das Land. Daß dieses Ziel nur mangelhaft erreicht wurde, daß namentlich die Zusammensetzung der hessischen Ständeversammlung noch verschlechtert ward, und die Kreisvertretung eine wahre Mißgeburt

werden und bis jetzt bleiben konnte, das ist nicht meine Schuld. Ich kann das alles in unwiderleglichster Weise darthun.

Unter solchen Umständen überwand ich endlich die fesselnde Scheu vor der Veröffentlichung meiner Aufzeichnungen. Ich lasse hiermit die ersten Abschnitte, die Zeit der „Jugend und der Anfänge“ meines Wirkens, als Versuch und Fühler hinauswandern. Es wird sich darnach zeigen, ob und in wieweit ich mich zu Weiterem entschließen darf.

Die nächste Fortsetzung würde die Zeit meiner öffentlichen und parlamentarischen Thätigkeit und die Jahre meines Flüchtlingslebens auf Helgoland und in Belgien, bis 1859, umfassen; der Rest, wenn ich's erlebe, hätte die weiteren Kämpfe und Bestrebungen in Kassel und Berlin, namentlich den zweiten Verfassungsstreit, die Theilnahme am nazionalen Hoffen und Ringen, und die Hauptvorgänge bei und nach der Einverleibung Kurhessens, einschließlich der „berechtigten“ und unberechtigten Eigenthümlichkeiten hüben und drüben, zu enthalten.

Ich kann mir leicht vorstellen, daß Manchem nicht alles Einzelne zusagen wird. Das dürfte auch schwer zu vermeiden sein. Wenigstens mag ich nicht nachträg-

lich viel modeln und meißeln. Ich fürchte, das käme dem Ganzen nicht zu Gute. Eins aber will ich noch bemerken: wer kein Gefallen hat an Erscheinungen und Gestalten des Volks, wer es nicht liebt, den Entwickelungsgang eines Einzellebens im Kleinen, die Entfaltung und Bethätigung unter bescheidenen Verhältnissen, unter Fehlgriffen und Hemmnissen, unter Gelingen und Mißlingen, zu verfolgen, für den ist das Buch, besonders der erste Theil, nicht geschrieben.

Berlin, 11. Mai 1877.

Fr. Oetker.

Inhalt.

III. Zeit des Vorbereitungsdienstes in Kassel.

IV. Zeit der Anwaltschaft.

1. Geschäftliche, literarische und gesellige Thätigkeit.

Seite

5. Höhepunkt der Verkommenheit. Vorboten. Umschwung.

I.

Elternhaus und Dorfschulzeit.

Meine frühesten Erinnerungen knüpfen sich an das Summen einer Fliege, an den Duft einer Blume. So oft ich den Ton einer großen Fliegenart vernehme, meine ich ein blasses Kindergesichtchen im Sarge zu sehen, zu dem mich die weinende Mutter emporhob; so oft mich der Hauch eines blühenden Goldlacks trifft, liegt ein sonniges Frühlingsgärtchen vor meinem Blick, in der Stille eines ländlichen Sonntagmorgens, von Hasel- und Hainbuchenhecken umfriedigt, von summenden Bienen durchflogen, voll Kräuter und Gesträuch, voll Duft und Frische, und die Mutter am Blumenbeet stehend, ein Sträußchen zum Kirchgang pflückend und ein blondes Kinderhaupt streichelnd und mich ermahnend, ja recht aufmerksam auf das Schwesterchen zu sein, daß es nicht an das Bienenhaus laufe oder an den Mühlteich, wo der böse Wassermann lauere.

Es hätte der Mahnung wohl kaum bedurft; denn das Kind war mein Liebling. Sein Tod wurde mein erster bitterer Schmerz, während ich frühere Verluste noch kaum empfunden hatte. Als der Frühling wieder im Bienengarten erschien, mußte ich das Blondköpfchen noch unter dem Blüthenschnee niedriger Kirschbäume, die in reicher Pracht den Garten erfüllten, suchen und haschen; wenige Tage darauf lag's im Sarge, von der Magd mit gefüllten Marienblumen geschmückt, die das Blumenbeet umsäumten. — Nun werde auch der Blumenschmuck im Garten vergehen, versicherte eine alte künnige Frau. Und wirklich, im nächsten Frühjahr war fast die ganze Beeteinfassung erstorben, was auf mein sinnendes Kindergemüth einen seltsamen Eindruck hervorbrachte, vom Vater aber für eine Folge des strengen Winters erklärt wurde.

Der Vater war überhaupt ein nüchterner, ernster, „aufgeklärt" denkender, aber gottesfürchtiger Mann. Er hatte Sinn für das Schöne, allein das Nützliche erhielt den Vorzug; er hegte und pflegte die Blumen und konnte Meilen weit einen Sprößling in der Hand tragen, um die Lieblinge der Mutter zu vermehren; aber sie durften nicht zu viel Platz wegnehmen und sollten namentlich nicht da stehen, wo „etwas Nützliches wachsen könne." Ohne einigen Grenzstreit zwischen Blumen und Küchenkräutern ging es daher alljährlich nicht ab, wobei aber in der Regel die Mutter den Sieg errang, und namentlich dadurch zu gewinnen wußte,

daß sie unter Berufung auf den Besitzstand die Wurzel=ausläufer mit in ihr Gebiet zog.

Die Haupteigenschaft des Vaters war strenge Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, die der Mutter weiche Milde und unerschöpfliche Sorglichkeit. Während das Auge der Mutter schon bei geringen Anlässen über=strömte, habe ich im Auge des Vaters nie eine Thräne gesehen. Selbst in schwersten Stunden gab nur ein Zittern der Stimme die tiefe Bewegung seines Innern kund. Als ich einst in Rinteln krank lag und die Be=sorgniß des Arztes ihn herbeirief, ließ er sich durch die Gefahren eines starken Eisgangs nicht abhalten, über die Weser zu setzen, die damals noch keine stehende Brücke hatte; in gewohnter Festigkeit trat er an mein Bett und blieb bis zum späten Abend. Dann dachte er der Besorgniß der Mutter und beschloß die nächtliche, stundenweite Rückkehr. Mir die Hand reichend neigte er sich zu mir herab und sagte leise: Muth, mein Junge, du stirbst noch nicht! Und fest zur Thür schreitend trat er ohne Weiteres den Heimweg an; nur der Ton der Stimme hatte mir eine Bewegung gezeigt, wie sie mir noch nicht bemerkbar geworden war.

Die Ordnungsliebe des Vaters erstreckte sich auch auf das Geringste; jedes Werkzeug, jeder Gegenstand des Hauswesens, von den Feldgeräthen und den Schul=büchern bis zu dem kleinsten Nagel und Bindfaden, hatte seinen bestimmten Platz, und wehe Denen, die schuld waren, wenn einmal nach Etwas gesucht und

damit „Zeit verloren“ werden mußte. Dabei war er ein Mann der unermüdlichsten Thätigkeit und größesten Sparsamkeit; er konnte Viertelstunden weit ein Stückchen Holz mitnehmen, weil man „auch das Kleinste zu Rathe halten müsse.“ Mit klarem Blick und ungewöhnlicher Körperkraft begabt, voll frischen Wesens, und stattlicher, fester Gestalt, nahm er auch schwierige Aufgaben leicht, wenn es z. B. galt, einen Abgrund zu füllen oder ein schiefes Stück Land „in’s Gleiche zu bringen.“

Ein wahres Prachtstück wußte er aus dem Bienenhause zu machen. Das kleine Bauwerk hatte drei Reihen Stände über einander, so, daß jeder Stand von vorn durch Riegel getrennt und so gegen Diebshände geschützt war. Die solchergestalt gebildeten gleichmäßigen Stand- und Fluchtöffnungen, wie auch ein Theil des Daches, waren dicht von den Ranken des zu beiden Enden und in der Mitte des Hauses wachsenden Epheus umzogen, so, daß die emsigen Bienenvölkchen wie durch grüne Laubenthüren aus- und einflogen, was gar oft einen lebhaften und äußerst anziehenden Eindruck hervorbrachte.

Natürlich war der Bienengarten, der zugleich die Rosen- und Stachelbeerbüsche und etwas später auch meine Baumschule enthielt, mein Lieblingsplatz. Doch machte ihm der „Radkolk,“ wo die gelben Bachstelzen nisteten und wo ich meine eigenen Räderwerke, mitunter zum Schrecken des besorgten Mutterauges, in der hohen Flutrinne anbrachte, nicht selten den Rang streitig.

Weiterhin lag „die Masch,“ wo köstliche Brombeer- und Vogelnester-Gebüsche waren und wo Mergelstücke lagen, aus denen wir uns Rothstifte zu brennen wußten. Auf einer Anhöhe links stand ein astreicher Eichbaum, den zu erklettern und in die Ferne hinauszuschauen zu den größesten Genüssen meines Lebens gehörte. Eine halbe Stunde weiter, gegen Norden, ragte der Bückeberg mit seinen berühmten Obernkircher-Sandsteinbrüchen und seinem Reichthum an Heidelbeeren; anderthalb Stunden weit, gegen Süden, lag die Paschenburg, der Beginn der schönen Weserbergkette, mit dem sagenhaften „Meumkenlock“ und dem köstlichen Blick in's Weserthal; noch weiter, mehr östlich, der Hohenstein mit der Teufelskanzel und dem Sinngrünen-Altar — alles schon frühzeitig die Zielpunkte meiner Sehnsucht und meiner ersten Wanderschritte in dem gesegneten schaumburger Ländchen.

Die Zurüstungen zu solchen und ähnlichen Ausflügen waren äußerst einfach: eine Mütze auf den Kopf, einen Stock in die Hand, ein Butterbrod in die Tasche des leichten „Pfeffer- und Salz“-Jäckchens, das war Alles.

Und doch welche Lust im Geleit! Und mit welchem Behagen wurde in einer windstillen Ecke, zwischen blühendem Heidelbeerengesträuch und knospendem Gebüsch, das Butterbrod verzehrt, während die Sonnenblicke in den Regentropfen an dem halberschlossenen Buchenlaub glimmten und daneben eine Drossel ihr Lied sang!

Aber dergleichen Ausflüge wurden nur selten gewährt, und auch dann meist mit nützlichen Besorgungen in den benachbarten Ortschaften des Aue- und Weserthals verbunden. Das Leben im elterlichen Hause war zu sehr auf ernste und fruchtbringende Thätigkeit gerichtet, als daß Vergnügungsfahrten oft an der Tagesordnung gewesen wären. Von den frühesten Jahren an wurden die jungen Kräfte in Anspruch genommen, die meinigen insbesondere, da ich der älteste Sproß war und fast zu allen häuslichen und ländlichen Arbeiten Eifer und Geschick an den Tag legte, obwohl mir einige wegen unvermeidlicher Unsauberkeit oft sehr zuwider waren. Selbst an der Hobel- und Zug-Bank des Vaters wußte ich frühzeitig Bescheid, viel früher, als die Körpergröße und die Körperkräfte zur gehörigen Handhabung der Werkzeuge ausreichten, so daß es mitunter ohne verbogene Sägen und dergleichen nicht abging, was aber vom Vater mit ungewöhnlicher Nachsicht aufgenommen wurde. Alles will gelernt sein, sagte er dann; nun komm und paß auf, wie man's wieder in die Reihe bringt! Als ich mir einst einen Axthieb beibrachte, wobei indeß der Knochen unverletzt blieb, meinte der Vater trocken: das Loch im Stiefel sei das Schlimmste bei der Geschichte, das wachse nicht wieder zu.

So wurde das „Klütern" in der Werkstatt, die Anfertigung von Klappermühlen, Flitzbogen, Knallbüchsen, Schubkästchen 2c. ein Haupttheil meiner Lieb-

lingsbeschäftigungen, wenn Jahreszeit und Witterung von anderen Aufgaben entbanden. Ich lernte auf diese Weise gar zahlreiche Fertigkeiten, die mir später in Scherz und Ernst manche Erheiterung und mitunter auch Nutzen gewährt haben. Sogar im Korbflechten war ich geübt. Vor allen Dingen aber war die Pflege einer kleinen Baumschule, das Verpflanzen und Veredeln der aus Kernen gezogenen Stämmchen, eine Beschäftigung meiner frühesten Knabenzeit. Noch jetzt ist mancher stattliche Baum davon Zeuge.

Weniger gefiel mir's, wenn ich dem Vater, der Kirchen- und Armenkassen-Vorstand war, beim Aufstellen der Rechnungen helfen mußte. Einen wahren Abscheu aber empfanden wir beide, wenn in schlechten Jahren den „Censiten," d. h. den zu Getreidelieferungen Verpflichteten, Drittel- oder gar Sechstel-„Remissionen" bewilligt wurden. Dann gab's „scheußlich viele Bruchrechnungen," und ich glaube, daß mein späterer Eifer für Ablösungen seine Wurzeln schon in jenen Bruchrechnungen gehabt hat.

Die liebste Aufgabe zur Sommerzeit war das Heuen und im Herbst das Hüten der Kühe, wobei dann Hüttenbauen, Nüssesuchen und, wie sich von selbst versteht, das allbekannte Kartoffelnbraten, von besonderer Bedeutung waren. Auf's lebhafteste stehen mir noch die stillversteckten, nur von einzelnen Sonnenstrahlen getroffenen Haselbüsche des Horns vor Augen. Zuweilen waren die Nüsse schon so reif, daß sie beim

bloßen Berühren braun in die Hand rollten. Und welche Freude, wenn eine vier=, fünf= oder gar sechs=druffelte, wofür das Hochdeutsche keinen rechten Ausdruck hat, gefunden wurde! Zugleich mußte ich auf Geheiß des Vaters nach Korbbügeln und dergleichen ausspähen, vornehmlich aber nach Spazierstöcken, die der Vater vortrefflich zu bähen und zu beizen verstand und durch deren Verschenkung oder Austausch wir Manchem Freude und uns selbst Nutzen bereiteten.

Das Horn, oder eigentlich de Hôren, war damals eine wenig gepflegte, zum Theil verwahrloste Waldung, die in bestimmten Antheilen zu den Meierhöfen der nächsten Dorfschaft gehörte und einen der vielen Beweise lieferte, wie verkommen die Wirthschaft der hörigen Grundbesitzer, trotz der vorgeschriebenen, weitgehenden Aufsicht der Vögte war. Der Vater versäumte selten, mich auf die Nichtsnutzigkeit aufmerksam zu machen, und wußte selber, als es ihm gelang, ein entfernt liegendes Waldstück zu kaufen, wohl einen dreifachen Ertrag zu erzielen. Aber freilich für Stöcke und Nüsse war der Horn=Wald ein herrlicher Fundort.

„Vor dem Horn“ dehnt sich in mäliger Ansteigung eine magere Feldfläche, die meist zum Esparsette= und Haferbau verwendet wurde. Hier, im Gebiet des obersten Jurakalks, keimte in mir eine Art wissenschaftliche Neigung und Beschäftigung, die nur durch die Ungunst der Dinge nicht zu vollem Wachsthum gelangt ist. Beim Heuwenden fand ich einst eine Muschel=

Versteinerung (Cyprina Saussurei), die mich lebhaft zur Vergleichung mit den im Mühlgraben vorkommenden Muschelarten anregte, und so der Anfang zu einer kleinen Sammlung von versteinerten und heutigen Weichthier-Schalen wurde, die ich später an der Hand meines vieljährigen Schul- und Lebensfreundes, des jetzigen Geheimenraths und Professors Dr. Wilhelm Dunker in Marburg, erheblich erweiterte. Namentlich fand ich bei Rehren, als dort ein Weg verbreitert wurde, den Ammonites gigas, noch ehe dieses vorweltliche Ueberbleibsel in dem Werke v. Zieten's über die Versteinerungen Württemberg's, 1830, ihre wissenschaftliche Bearbeitung gefunden hatte. Ein paar werthvolle Stücke meiner kleinen Schatzkammer befinden sich noch jetzt in der weitberühmten Sammlung Dunker's, wie denn namentlich die ausgezeichneten Gehäuse von Helix cellaria aus den Kellern meines elterlichen Hauses einen gewissen Ruhm erlangten. Als ich in späteren Jahren einmal mit dem mir noch unbekannten Geheimenmedizinalrath Albers nach Berlin reiste, rief dieser plötzlich in schmerzlicher Sorge: Herr Gott, meine Helix cellaria! Er hatte nämlich von Dunker einige Stücke eingetauscht und sie in der Eile nicht sonderlich verwahrt. Ich erkannte sofort meine alten Freunde und konnte nun dem Reisegefährten die tröstliche Versicherung geben, daß er von mir noch bessere Exemplare als die zerdrückten erhalten solle.

Meine Kinderjahre gehörten noch der Zeit an, wo

in Hessen, namentlich in unserer Gegend, offene Bettelei und Landstreicherei im vollsten Maße an der Tagesordnung war. Jüngere Geschlechter werden sich schwer einen Begriff machen können von dem Umfange, den in jenen Jahren der Bettel und das zwecklose Umhertreiben im ganzen Lande erreicht hatten. Obwohl wir sehr abgeschieden wohnten, so verging doch selten ein Tag, sicher keine Woche, wo nicht die Mildthätigkeit wiederholt in Anspruch genommen wurde. Abgesehen von den Handwerksburschen, die mit „schönem Gruß an Meister und Gesellen" kamen, und von den Sammlern und „Schnurrern," die aus Anlaß besonderer Bedrängnisse und Mißgeschicke milde Gaben einforderten, abgesehen von diesen und einigen Krüppeln und Gebrechlichen, trieb sich eine Menge Gesindels umher, das lediglich aus Arbeitsscheu, Leichtsinn oder Liederlichkeit sich auf den Bettel verlegte. Dergleichen war nun wenig im Geschmack meines Vaters. Es gab daher mitunter einen kurzen aber äußerst scharfen und wirksamen Auftritt wider solchen Unfug. Die „fechtenden" Müllerburschen erhielten zu Ehren des Handwerksbrauchs regelmäßig ihren Mariengroschen oder wenigstens einen „Mattier" (vier Pfennige), zu welchem Ende stets eine Anzahl solcher Münzstücke bereitlag; die altersschwachen und gebrechlichen Bittsteller im Uebrigen bekamen wenigstens ein Stück Brod oder einen Pfennig; Tagediebe aber empfingen eine solche Strafrede oder nöthigenfalls ein Standgericht, daß sie in Zukunft fernblieben, wofern

nicht auf die Abwesenheit des Vaters und auf die größere Weichherzigkeit der Mutter gezählt werden konnte. — Eine gewisse Anzahl von Umhertreibern indessen hatte auch dem Vater gegenüber, gleichsam durch Herkommen, die Gestattung des Vorsprechens erworben. Dazu gehörte ein stiller, sanfter, schon etwas bejahrter Mann, der stets drei Gebete hersagte, ehe er eine Gabe in Anspruch nahm. Einst traf sich's, daß ich nur allein zu Hause war, als der fromme Beter erschien und sogleich seine Gebetsableierung begann. Ich glaubte natürlich die Feierlichkeit nicht stören zu dürfen und hörte mit gefalteten Händen andächtig zu. Am Ende aber mußte ich dann mit Beklommenheit bekennen, daß ich Nichts zu geben habe und daß Vater und Mutter nicht zu Hause seien. „Dummer Junge!“ rief da der Sanftmüthige erbost, „konntest du das nicht früher sagen? was läßt du mich so umsonst beten!“

Ein anderer Gewohnheitsgast war ein Geigenspieler, mit einem hochaufgeschossenen Jungen, der den Baß strich. Wir nannten den Mann nur den „alten Musikanten“ und sahen ihn nicht ungern; ich insbesondere hatte an einigen seiner Stücke ein großes Gefallen. Als ich ihn eines Tages durch die Haide kommen sah, ging ich ihm erfreut entgegen, wurde aber plötzlich wie an den Boden genagelt; der alte Mann sank jählings zusammen und war, wie ein herzzerreißender Schrei des Sohnes kundgab, auf der Stelle todt. Nie vergesse ich den Jammer des jungen Menschen, der in seinem Schmerz

sich sogar vornahm, ein Denkmal an der Stelle zu setzen, was jedoch niemals geschehen ist.

Eine besonders heitere Erscheinung war für Jung und Alt ein dann und wann vorsprechender Landfahrer, der sich „Kunterbunt" nannte und auch in der ganzen Gegend nur so hieß. Niemand wußte, woher er kam, noch wohin er eigentlich ging. Aber dem Namen machte er durch seine Kleidung alle Ehre. Schon am Hut, einem großen Dreimaster, trug er allerlei Zierrathen. Hauptsächlich aber war der Rock über und über mit den buntesten Lappen besetzt. Sein Gesicht zeigte stets die größeste Heiterkeit und Freundlichkeit; er war die Höflichkeit selbst, forderte nie Etwas, nahm was man ihm gab, und befestigte, wenn er bunte Lappen oder Bandenden erhielt, sie dankend erfreut an seiner Kleidung.

Zwei wunderliche Umherstreicher waren ein Brüderpaar, „Jehann und Töns," gewöhnlich de nielken genannt. Beide waren arbeitsscheu, am meisten Johann. Im Uebrigen aber konnte man kaum ungleichere Brüder antreffen. Johann war groß und starkknochig, lachte viel, ging auf Alles ein, was ihm die muthwillige Jugend vorschlug, hatte mitunter kein anderes Kleidungsstück, als zerlumpte Hosen und strebte nach Nichts, als was er sofort verzehren konnte; Töns dagegen war klein und schmächtig, hielt sehr auf einen guten Anzug, lachte nie und sah meist so finster und in sich gekehrt aus, daß Kinder und Frauen sich vor ihm fürchteten, obwohl er eigentlich Niemandem Etwas zu Leide that. Beide Brüder

hatten sonderbarer Weise kein Gefallen an einander. Sie richteten ihre Streifzüge stets so ein, daß sie nicht zusammentrafen. Wurde dies aber von Anderen veranlaßt oder sprach man zum Einen vom Andern, so trat sofort die entschiedenste Abneigung hervor: Johann gab lachend zu verstehen, man solle ihn mit dem „Narren" ungeschoren lassen; und Töns deutete brummend und mit einem unbeschreiblich sauertöpfigen Gesicht an, daß der „abgerissene" Mensch doch eigentlich der ganzen Familie zur Schande gereiche. Beide aber wurden meist überall gut bedacht. Sie erschienen mit einigen Anderen gewissermaßen als Stammgäste und gehörten mit zu den Gesichtszügen, zur Eigenthümlichkeit der Gegend.

Sehr gefürchtet waren Zigeuner, die sich als Kesselflicker, Wahrsager, Verkäufer von allerlei Kleinigkeiten, mitunter einfanden. Auch „Hecheln-Träger" und dergleichen Trödler wurden meist als Zigeuner betrachtet; Hierkeln-Dräger-Tûg war daher in unserer Gegend ein beliebter Ausdruck, aber eben kein Schmeichelwort.

Im Ganzen jedoch war die öffentliche Sicherheit durch solche Umhertreiberei nicht so gefährdet, wie man wohl hätte erwarten sollen. Namentlich erinnere ich mich nicht, daß bei uns selbst je eine Entwendung von irgend einer Erheblichkeit Statt gefunden hätte. Freilich war die Einrichtung des Hauses auf die einsame Lage berechnet: überall Schaltern, kleine oder mit Eisenstangen vergitterte Fenster und sonstige Sicherheitsvorkehrungen. Vor allen Dingen aber war der Ruf des Vaters als

eines handfesten Mannes und eines trefflichen Schützen, zum Theil auch wohl die geheimnißvolle Eigenschaft, welche vielfach den „Immkern“ beigemessen wurde, von scheuerregender Bedeutung. Auch versäumte der Vater nicht, alljährlich seine zahlreichen Schießgewehre, die meist geladen neben seinem Bett hingen, zu reinigen und zu probiren und zwar Alles mit einer gewissen absichtlichen Schaustellung. Ich durfte daran vorsichtig Theil nehmen, wobei das Auseinanderlegen und Zusammenstellen der alten Feuersteinschlösser mir unendliches Vergnügen gewährte. Die Anschaffung und Ausbesserung oder eigentlich die Neufertigung einer Scheibenflinte war ein wahres Festereigniß.

Der Vater hatte einst zufällig bei einem Bekannten ein altes rostiges Rohr gefunden und leicht für ein paar Groschen erworben. Mit leuchtenden Blicken zeigte er mir's: „Fritz, daraus kann was werden!“ Schnell ging's an's Reinigen und Ausfeilen; dann wurde ein Schloß ermittelt und zugerichtet, eine Schwanzschraube eingesetzt und endlich das Ganze mit einem langbewahrten Stück Nußbaumholz nach Minden zum Büchsenschäfter getragen. „Ah!“ hatte der verwundert ausgerufen, „herrlich! Das ist ja gerade wie ein Kolben gewachsen!“ Die Freude, als das gelungene Werk zurückkam, war denn auch nicht gering, und als nach wiederholtem Probiren der erste Kernschuß erfolgte, jubelte ich als Scheibenseher nicht wenig. Jetzt war bei jedem „Ausschießen“ ein Hauptgewinn, ein Kalbsviertel, eine Gans und dergleichen, stets sicher. Solche Ausschieß-

ungen und „Auskegelungen“ waren in der Gegend sehr gebräuchlich und deßhalb die Erfolge unserer Bemühungen auch von Werth.

Mein Vater war aber nicht bloß ein gefürchteter Mann, sondern auch ein gesuchter Rathgeber und Helfer weit und breit. Mitunter gewann das selbst einen wunderlichen Anstrich. So erinnere ich mich, daß einst ein Hirt, der mit seiner Heerde in der Nähe war, laut jammernd um Hilfe gegen Zahnweh bat. Der Vater sei doch ein so kluger Mann, er werde gewiß auch etwas Sympathie oder Besprechung oder dergleichen kennen. Gewöhnlich war der Vater auf derartige Dinge übel zu reden; dies Mal aber ging er launig auf den Gedanken ein, gab dem Mann ein Glas Branntwein, gebot ihm die letzten Tropfen stillschweigend über die linke Schulter zu schütten und dann den Backen unter allerlei Förmlichkeiten so lange mit dem Fuße des Glases zu reiben, bis der Schmerz nachlasse. Der Geplagte gehorsamte pünktlich. Da der Glasfuß zufällig eine scharfe Bruchfläche hatte, so rieb er sich im Eifer den Backen blutrünstig und fühlte sich wirklich in Kürze erleichtert. Der Vater lachte, konnte aber schließlich doch nicht umhin, den Aberglauben zu rügen, wogegen der Hirt zwar Nichts einwandte, aber schlau lächelnd und glaubensvoll noch ein zweites Glas leerte, d. h. eigentlich nur ein halbes; denn der Vater hielt auch auf Mäßigkeit.

Besondere Freude hatte er daran, wenn sich dürftige Leute durch Fleiß und Ordnung emporbrachten. Er konnte

weite Wege machen und mich zum Mitgehen auffordern, bloß um zu sehen, ob ein unbekannter Arbeitsmann, der ein Stück wüstes, zerrissenes, steiniges Bergland „ausgewiesen“ erhalten hatte, mit der Anbauung gut zu Wege komme. Einst war er selbst in den Besitz eines Grundstücks gelangt, an dem sich eine hügelige, unwirthliche Ecke befand. Ein armer Bergarbeiter hatte davon Kunde erhalten und erschien eines schönen Morgens im besten Sonntagsstaat, um die Ueberlassung eines Theils davon zu erlangen; er sei jung und rüstig, meinte er, und seine Frau nicht minder, und wenn der Vater nur Geduld haben und mit kleinen Abschlagszahlungen fürlieb nehmen wolle, so denke er schon in einigen Jahren einen prächtigen Garten daselbst zu schaffen.

Das war Wasser auf die Mühle meines Vaters. In kurzer Zeit war der Handel geschlossen. Neme he seck awer man Tied, W., sagte er zum Schluß; tau allem hört Tied!

Selten hat wohl ein Handel so viel Glück im Gefolge gehabt, als der Verkauf des schiefen Stück Landes. Die Leute waren unermüdlich im Ebnen und Roden; auf dem Kopf trug die Frau den am Wege aufgelesenen Dünger herbei; es war ja ihr eigener Garten, um den sich's handelte.

Und wie fröhlich wurde gespart, um dann und wann ein paar Thaler abtragen zu können! Oft mahnte der Vater, sich Zeit zu nehmen; aber das fruchtete wenig. Wi verköpet de Botter un êtet dröge Brod, ver-

sicherten Mann und Frau mit lachendem Munde um die Wette; et is jo för usen eigenen Garen!

Nie habe ich ein freudestrahlenderes Gesicht gesehen, als wenn der Mann des Sonntags sich einfand, um seine kleinen Abschlagszahlungen zu leisten. In schneeweißem Kittel, mit kurzen Hosen, wohlgeschwärzten langen Stiefeln, auf dem Kopfe eine bunte Zipfelmütze oder einen schwarzen Hut, in der derben Rechten einen derben „Gehstock“ — so schritt er bedächtig und fest über den Hof in die Thür. Der Stock blieb aus Höflichkeit auf der „Dele“ stehen. Er selbst aber trat mit dem glücklichen Bewußtsein grüßend ein, daß er wieder Etwas für den eigenen Garten abtragen könne. Wi hebbet wêr sau'n bêtjen tehope, sagte er schmunzelnd und eine kleine Lippennarbe kräuselnd zusammenziehend, eck kan't jo wol aflewern. So nahm er an der einen Seite des Tisches Platz, während der Vater an der andern saß und die Mutter, weißen Sand streuend, den ich Tags zuvor aus Steinfliesen geklopft hatte, sich freundlich nach der Frau erkundigte.

Nun, wie viel ist's denn dies Mal? fragte der Vater, indem er das „Anschreibebuch“ zurecht legte. Ja, wi willt eis seien! erwiderte W. ausweichend, obgleich er recht wohl wußte, wie viel er im Sack hatte. Damit zog er langsam einen gelben hirschledernen Beutel aus der Hosentasche, band ihn bedächtig auf und zählte sodann noch bedächtiger ein Silberstück nach dem andern vor den Vater hin. Dieser folgte eben so bedächtig der auf-

zählenden Hand und nannte am Ende den vorliegenden Betrag, indem er sich anschickte, denselben in das Buch einzutragen.

Dann aber kam noch der glückseligste Augenblick.

Eck hebbe da ôk noch sau'n pâr lütje Stücke, sagte W. und schüttelte triumphirend die untersten Falten des Beutels. Aber die „kleinen Stücke" kamen nicht nackt und bloß zum Vorschein, sondern doppelt und dreifach in Papier oder feines Linnen gewickelt und zeigten sich schließlich als glänzende Goldstücke, auf denen der Blick des Aufzählenden mit dem unsäglichsten Wohlgefallen andachtsvoll ruhte. Sie waren ja so unendlich mühsam errungen, aber errungen, erdarbt für den eigenen Garten.

O welches Glück, welcher Segen liegt in der Arbeit, im Erwerben, im Eigenthum! Zwar dauerte es manches Jahr, ehe der ganze Kaufpreis abgetragen war; aber endlich kam doch der Augenblick, der glückliche Augenblick des vollen freien Eigenthumsgenusses!

Als einst die Frau des Mannes uns besuchte, versicherte sie mit strahlendem Antlitz: Nicks up der Welt schmeckt mi doch sau gaut, as de Arften (Erbsen) ut usen Garen. —

Zur Erziehungsweise meines Vaters gehörte wesentlich der Grundsatz, daß frühzeitig der Sinn für Erwerb und Besitz gepflegt werden müsse. So erhielt ich schon als Kind das Eigenthum eines Bienenstocks

und eines Schafs; so wurden gewisse außergewöhnliche Thätigkeiten nach bestimmten Sätzen bezahlt oder belohnt. Insbesondere pflegte ich den Maulwürfen mit einer Beharrlichkeit nachzustellen, die mit den neuesten Ansichten über die Nützlichkeit dieser Gewürmvertilger kaum vereinbar gewesen wäre. Doch hatte an diesem Eifer nicht bloß der Gelderwerb seinen Antheil, sondern weit mehr noch das Behagen an der Ueberlistung der unterirdischen Wühler und dann die Freude an dem emsigen Begräbniß derselben durch die bunten Todtengräberkäfer. Einst legte ich den getödteten Maulwurf auf einen Stein, um die fleißigen Bestatter zu necken. Aber wie erstaunte ich sammt dem Vater, als dieselben sich klug zu helfen wußten: sie unterhöhlten den Stein und begruben ihn mit dem Maulwurfe.

Ein außerordentlicher Erwerb wurde zuweilen bei Leichenbegleitungen Seitens der Schulkinder, wenn solche besonders gewünscht wurden, gemacht. Die größeren und geübteren Knaben zogen dann, den Schulmeister an der Spitze, bis zu dem eine starke halbe Stunde entlegenen Begräbnißplatze mit und erhielten dafür, je nachdem die Angehörigen des Todten freigebig waren, drei Pfennige, vier Pfennige, auch wohl sechs Pfennige. Dafür wurde im Leichenhause und bis zum Ausgange des Dorfes gesungen; auch noch kurz vor dem Pfarrdorfe geschah dies, nicht aber auf dem Kirchhofe, denn dort galt nur der Küster und seine Schaar als berechtigt, was offenbar ein schmähliches „Vorrecht“ war und uns nicht wenig

verdroß. Wir hätten uns gerne dagegen aufgelehnt; aber Vorrechte seien auch Rechte, hieß es; abscheulich sind sie, meinte der Vater, aber so lange sie nicht aufgehoben sind, muß man sie beachten. Bei schlechtem Wetter und zur Winterzeit war ein solcher Begräbnißzug gerade nichts Angenehmes, allein die paar Pfennige und die „Auszeichnung“ hatten doch immer etwas Anziehendes. Ein Mal war ich sogar mit einigen Anderen so glücklich, einen vollen Mariengroschen oder acht Pfennige zu erhalten. Das war beim Begräbniß der Mutter eines Branntweinbrenners, wozu aber auch ein paar ganz besondere Lieder eingeübt worden waren, unter Andern, wenn ich nicht irre:

Stiller Kirchhof, Ziel der Leiden,
Wiege meine Glieder ein...

womit wir einen bedeutenden Eindruck hervorbrachten.

Die Aufbewahrung und Verwendung meiner Einkünfte pflegte der Vater selbst zu regeln und zwar weniger nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung, als vielmehr nach den Erfordernissen einer starken Bevormundung, deren volle Abscheulichkeit mir freilich erst später aus politischen Reden und Zeitungen bekannt wurde. Für Spielzeug und Zungengenuß ward wenig oder nichts bewilligt. Bälle z. B. durften nicht gekauft werden, sondern ich mußte frühzeitig lernen, sie selbst zu wickeln und kunstgerecht zu besticken. Dagegen durfte ich mir einen Taschen-Sonnenzeiger von Messing kaufen.

Alljährlich am „Grünendonnerstag“ war Markt

im Kirchdorf, den herkömmlicher Weise die gesammte Kinderwelt besuchte. Dann zeigte sich auch der Vater ungewöhnlich freigebig. Für jedes Kind wurde außerordentlicher Weise ein „Gutergroschen" bewilligt, mir als Aeltestem und Verständigstem aber nachgerufen: Fritz, für einen Mattier dürft ihr essen, das Uebrige bringt ihr mit zu Hause!

Selbstverständlich wurde diese letzte Weisung von den Kleinern nie erfüllt; die Mutter wußte es aber immer so einzurichten, daß es „der Vater nicht merkte," was dieser der Guten nicht allzuschwer machte. Dafür erhielt sie dann Hände voll duftender Veilchen, die an den sonnigen Eingangshecken des Kirchdorfs in Fülle zu wachsen pflegten.

Natürlich war der Besuch des Grünendonnerstags-Markts eine Festaussicht für's ganze Jahr. Bald darauf kam dann die Lust der Ostereier und die Freude, daß von da an wieder „bei Tag" zu Abend gegessen wurde. Kurz vor Sonnenuntergang stellte die Mutter einen Eimer voll Wasser in die Sonnenstrahlen, um uns „das hüpfende Osterlamm" darin erblicken zu lassen, was dem Vater aber meist zu allerlei Reden über „Aberglauben und Volksnarrheiten" Anlaß gab.

Nach dem Dunkelwerden wurden ringsum die Osterfeuer in den Dörfern sichtbar. Die Magd hätte dann gern von den „Tänzen und Sprüngen" erzählt, welche dabei Statt fanden, und wäre am liebsten mit mir hingegangen; aber der Vater sprach von „Unwesen," „ab-

scheulicher Holz- und Strohverschwendung" und gebot einfach Schweigen, was einem unabänderlichen Endsbescheide gleichstand. Dagegen durften wir zur Pfingstfeier nach kleinen Birkenmaien ausgehen, vorausgesetzt, daß seine Besenreiser nicht beeinträchtigt würden; das Pflanzen von Maibäumen aber ward entschieden verworfen.

Wie frisch nahm sich dann am stillen Pfingstmorgen die grüngeschmückte Stube mit dem weißbestreuten Fußboden und den blankgeputzten Messingbeschlägen an Thüren und Schränken aus! Kein Geräusch störte die sabbathliche Ruhe; nur Blüthenduft und Bienengesumme zog in's offene Fenster, und die Mutter las, nach besorgter Küche, mit halblauter bewegter Flüsterstimme ein Gesangbuchslied, während die Uebrigen zur Kirche waren.

Die Pfingstfreuden klangen gewöhnlich in den Jammer aus: o wie abscheulich lange ist's nun bis Weihnachten! — Doch endlich kamen auch die Weihnachten heran; wenn man noch drei Mal, noch zwei Mal, noch ein Mal „geschlafen" hatte, waren die gestellten Teller vom Christkindchen mit Nüssen und Aepfeln gefüllt; in die Aepfel waren sogar ein paar Geldstückchen, gewöhnlich funkelnagelneue „Georgrexe" oder „Springende Pferde" eingedrückt. Als ein besonderes Glück wurde es natürlich betrachtet, wenn an die Weihnachts- und Neujahrstage unmittelbar ein Sonntag sich anschloß. Dann gab's ja vier oder gar fünf Festtage in kürzester Frist!...

Als Ersatz für die Dürre der festlosen Zeit wurden

im Sommer die Auszüge zum Heidelbeerpflücken am Bückeberge und im Herbst die Klapperjagden und das Eichellesen in den herrschaftlichen Forsten betrachtet.

Es war damals noch die Blüthezeit der Herrendienste und der Jagdfrohnen. Sobald die Eicheln auszufallen begannen, wurden ganze Dorfschaften aufgeboten, um für neue Besamungen und an einigen Stellen auch wohl für andere Zwecke große Massen dieser edlen deutschen Frucht zusammenzulesen. Wie weit die anderen Zwecke in diesen und sonstigen Fällen zuweilen gehen mochten, darüber flüsterte man nur; indessen verstand sich dergleichen nach der Volksanschauung gewissermaßen von selbst. Sogar der Kurfürst, wie allgemein bekannt war oder angenommen wurde, wußte davon und ließ „das übliche Nefas,“ wie er sich einmal ausgedrückt haben soll, noch lieber bestehen, als daß er sich zu Besoldungserhöhungen verstanden hätte.

Für uns Jungen war das Eichellesen, mehr aber noch die Theilnahme an den Klapperjagden in den fernen Bergen, wenn das Wetter nicht gar zu unwirsch war, ein wahrer Hochgenuß. Hätte ich nicht eine felsenfeste gute Meinung von der Einsicht meines Vaters gehabt, so würde ich leicht in Gefahr gekommen sein, an ihm irre zu werden, wenn er die Jagd- und Forstdienste eine „abscheuliche Einrichtung,“ einen „nichtswürdigen Mißbrauch“ nannte. So aber widersprach ich zwar nicht, hatte jedoch im Stillen kaum einen sehnlicheren Wunsch, als daß diese scheußliche Einrichtung doch noch beibe-

halten werden möge. Und der Wunsch ging denn auch ausnahmsweise vollauf in Erfüllung, obwohl eigentlich nicht zu meinem Nutzen, denn eine bald eintretende Kränklichkeit, namentlich stete Heiserkeit, hinderte mich, am Vergnügen und namentlich am Geschrei noch Theil zu nehmen.

Gewöhnlich war die Zahl der Treiber bei den Jagden sehr groß; es mochten oft Hunderte bestellt werden; denn es fehlte ja nicht an Pflichtigen. Die Zulassung von Kindern, selbst größeren, wurde eigentlich als eine Nachsicht betrachtet.

Ein Forstlaufer empfing uns am vorgeschriebenen Platze, ordnete die Aufstellung nach den Weisungen des Försters, der mit seinen Jagdgenossen wie ein Feldherr meist nur in der Entfernung sichtbar wurde, und bediente sich dabei der Hülfe einiger Vertrauenspersonen, denen damit keine geringe Ehre widerfuhr. Auch ich war einmal so glücklich, besonders herangezogen zu werden; doch hatte ich dies nicht meinen eigenen Verdiensten, sondern der Bekanntschaft des Unterfeldherrn mit meinem Vater zu danken, der es trefflich verstand, in kluger Einsicht, freundlicher Bescheidenheit und gelegentlicher Gefälligkeit sich mit allen Machthabern der Gegend auf guten Fuß zu stellen.

„Oetger, du bleibst bei mich!“ sagte der Gebietiger. Dann hob er seinen Stock wagerecht mit beiden Händen in die Höhe und rief nachdrucksvoll: „Jungens! Schlüngel, paßt uf! So ist de Direkschon! Daß mich nur Keiner nich aus de Direkschon nich herauskommt! Sonst . . .“

Dabei schlug er mit der Rechten bedeutungsvoll auf den Stock, und an seinem und an unserm Eifer lag es sicher nicht, wenn es schließlich mit der Richtung der Treiberlinie aufs allerbedenklichste aussehen mochte. Indessen wurde Niemand erschossen; auch that der gute Bursch trotz seines furchtbaren Barts Keinem Etwas zu Leide; mir am wenigsten. Ich durfte sogar einen der Hasen tragen, welche geschossen wurden — im Ganzen, glaube ich, drei und ein winziges Füchslein.

Zu den sonstigen Vergnügungen der Schulzeit gehörte das „Flachsbier,“ welches unser Lehrer und Meister alljährlich zu veranstalten pflegte. Es beruhte das auf keinerlei „Regulativen,“ sondern auf einem verschwiegenen, aber durchaus unverbrüchlichen Herkommen.

Die würdigen Jugendbildner des Orts hatten nämlich seit Jahren ihrem kärglichen Diensteinkommen dadurch etwas aufzuhelfen gesucht, daß sie zu gewissen Zeiten „Flachsbiere“ gaben, d. h. die Kinder gaben ihnen Flachs und zwar in großen Diessen, und sie gaben ihnen Bier, d. h. nicht sowohl Bier, als vielmehr „Kaffe,“ weil dieser für gesünder gehalten wurde und jedenfalls billiger war. Die Hauptsache für die Schüler aber bestand darin, daß Abends einige Stunden getanzt wurde. Die Musik zu diesen Tänzen brachte nicht etwa das Klavier des Schullehrers hervor, das dazu viel zu schwach gewesen wäre, sondern die Geige des Dorfmusikus, und zwar in Verbindung mit einem ziemlich umfangreichen Basse. Die Geige strich der Meister selbst, den Baß

aber der Sohn. Da der Sohn jedoch zugleich Schüler war und gern tanzte, so kam es mitunter darauf an, einen Stellvertreter für ihn zu finden. Und so geschah es, daß auch ich, gutmüthig oder ehrgeizig wie ich war, meine ersten, wenn nicht einzigen künstlerischen Lorbeeren auf dem Basse pflückte. Ich hatte schon damals kein sonderliches Glück bei dem schönen Geschlechte; ich stellte also das Tanzen ein, und zwar buchstäblich für immer, ließ mir einige Griffe und Striche zeigen, stellte mich kühn auf den Schemel, um den Hals des Basses erreichen zu können, und leistete bald mit gutem Gehör und bestem Willen das Menschenmögliche.

Aber sonderbar! Auf den Baß schien sich meine ganze musikalische Begabung zu beschränken, die Maultrommel etwa ausgenommen. Als später der Vater ernstlich darauf drang, daß ich die Geige, mein jüngerer Bruder Ferdinand die Flöte lernen sollte, und kein Geringerer, als unser Pastor, der ein trefflicher Geigenkünstler im Stillen war, mein Lehrmeister wurde, da schlugen alle Versuche vollständig fehl; ich „entsatzte" mich fortwährend vor meinen eigenen Tönen, die, wie ich glaube, über die Stufen der Tonleiter nie erheblich hinauskamen, während ich dem verstohlenen Spiel des Pastors, der mit seiner Liebhaberei stets Aergerniß anzurichten fürchtete und deßhalb im verstecktesten Zimmer geigte, mit Entzücken lauschte. Wie nun gar das Zusammenspiel mit dem Bruder ausfiel, das der Vater durch Taktschlagen zu fördern gedachte und in welches schließlich

der Kettenhund mit einstimmte, läßt sich leichter denken als beschreiben.

Selbst in späteren Jahren, als ich in Rinteln den Versuch wiederholte, blieb jede Anstrengung so gut wie erfolglos; ich kam den mir stets als Muster vorgehaltenen großen Geigenkünstlern nicht näher. Der einzige Nutzen, den ich von dem Erlernten hatte, bestand darin, daß ich mich gegen die Anfangsgründe eines Hornbläsers vertheidigen konnte, und auch das begreiflicher Weise nur schwach genug.

Dieser Hornbläser nämlich war ein etwas älterer, sehr begabter Haus- und Studiengenoß, der am linken Arm eine gekrümmte und verkümmerte Hand hatte und später Professor in Rußland wurde. Als ich in dem von ihm bewohnten Hause nach langem Suchen ein Zimmer miethete, und zwar bei einem Schuhmacher, war es mir ein leitender oder wenigstens ein tröstlicher Gedanke gewesen, daß ich jetzt kein stetes Klavierspiel, wie ich's in einem frühern Hauswesen und später so oft erleben mußte, zu befürchten habe. Aber welche Enttäuschung!! Kaum war ich eingezogen, so befiel den jungen Mann die Leidenschaft, das Horn zu lernen, wozu allerdings der krumme linke Arm vortrefflich paßte.

Außer dem erwähnten Taktschlagen brachte mein Vater das Schlagen als Zuchtmittel selten in Anwendung. Freilich hielt er auch von Ehren-Strafen nicht viel; er gab den Langeweile-Strafen entschieden den Vorzug. Besonders war ihm der Ausspruch: stell' dich, oder

stellt euch eine Stunde hinter die Thür! sehr geläufig. Ich insbesondere wurde mitunter zur Strafe vor der Zeit ins Bett geschickt, was mir ein wahrer Greuel war.

Im Ganzen aber war mein Verhältniß zum Vater ein sehr gutes; er gab mir nur äußerst selten seine Unzufriedenheit zu erkennen und hielt mich schon in frühen Knabenjahren des Vertrauens für würdig. Er überlegte oder besprach nicht selten Dinge mit mir, die weit über mein Alter und mein Urtheil hinausgingen. Auf uns ließ sich das Sprüchwort der Nachbarschaft nicht anwenden: Vader, sä' de Junge, wi können lewen asse Bräuers, wenn ji dat verdammte Slâ'n leiten — Vater, sagte der Junge, wir könnten leben wie Brüder, wenn ihr das verdammte Schlagen ließet!

Gleichzeitig mit dem Geigenspiel sollte ich bei unserm „Herrn Pastor“ auch die Anfangsgründe des Latein lernen. Allein damit ging es, wo möglich, noch kläglicher als mit der Kunst Paganini's. Ich hatte viel mehr Gefallen an den lustigen Possen August's, des jüngsten Sohnes des Herrn Pastors, und an dem Laden und Abfeuern meiner selbstverfertigten Schlüsselbüchsen, als an allen fünf Deklinazionen, die mir der geduldige Lehrer als ein höchstwichtiges Bildungsmittel beibringen wollte. Von allen „Vokabeln,“ die mir der treffliche Mann zum Auswendiglernen aufschrieb, war mir nach kurzer Zeit nur noch die erste Reihe genau im Gedächtniß, nämlich: rana, — ae, der Frosch, und auch dies sicherlich nur um deßwillen, weil ich beim Hin- und

Zurückgehen bemerkt hatte, daß in den Erdfängen am Wege die Kaulquappen eben im Begriff waren, sich in kleine Frösche zu verwandeln, was mich geraume Zeit aufs lebhafteste beschäftigte.

Doch ging es später mit dem Latein besser als mit dem wiederaufgenommenen Geigenspiel. Ich konnte mich sogar rühmen, als Student, Robert's deutsche Lehnrechtsvorträge zum Erstaunen meiner Nachbarn meist lateinisch nachgeschrieben zu haben.

Auch auf dem Klaviere und der Orgel, an die ich nach Beendigung meiner Landschulzeit gerieth, machte ich einigermaßen bessere Fortschritte als auf der Geige. Ja der Lehrer, obwohl selbst ein tüchtiger Meister, war nachsichtig genug, die Fertigkeit und „das Gefühl," womit ich mein erstes Stück: „Du bist der beste Bruder auch nicht" — vortrug oder, um kunstgemäß zu reden, „exekutirte," sehr ungebürlich zu loben, was mir begreiflicher Weise gebürlichen Schaden that. Zu meinen übrigen Leistungen gehörte „Der Jungfernkranz," der „Ypsilantiwalzer" und eine Anzahl Polonaisen. Der Name eines andern Walzers ist mir entfallen; das Werk wurde aber von meinem Lehrer besonders hochgestellt, weil es von einem berühmten Meister herrühre. Ich that mir daher nicht wenig zu Gute, als ich das Ding eines schönen Tages einigen jungen Mädchen tadellos vorgetragen zu haben meinte. Wie groß war aber mein Erstaunen, als dieselben einmüthig erklärten: das klinge zwar recht schön, aber kein Christenmensch könne darnach tanzen. Natürlich schob ich die

Schuld mehr auf ihren Unverstand als auf mein Spiel; allein die Sache bekümmerte mich doch, bis ich sie endlich vergaß. Ein halbes Jahrhundert später aber wurde ich wieder daran erinnert. Ein in meiner Nähe wohnendes Fräulein übte dasselbe Stück ein. „Karoline,“ fragte ich ein französisches Hausmädchen der Pension, „Karoline, sagen Sie mir, kann man darnach walzen?“ „Non, monsieur! pas de possibilité!“

Besonders ist mir mein Generalbaß-Eifer und mein Orgelspiel im Gedächtniß geblieben. Dies ging soweit, daß ich eines Sonntagnachmittags den verhinderten Küster in der Kirche theilweise vertrat. Freilich konnte ich wegen Heiserkeit den Gesang nicht anheben; aber es fand sich, wenn ich mich recht besinne, eine Aushülfe. Ein dicht neben der Orgel sitzender, gesangsfertiger Schneider erhielt, als mein Eingangsspiel zu Ende ging, einen Wink, begann zu singen, die Anderen sangen mit und wir Alle waren sehr erbaut.

Die erwähnte Heiserkeit hatte ich damals schon seit einigen Jahren und habe sie nie wieder ganz verloren.

Schon während der ersten Kinderkrankheiten scheinen die „Luftwege“ bei mir gelitten zu haben. Doch überwand ich die Masern und Frieseln leichter als meine Geschwister und hatte auch gegen die stete Diätregel unseres würdigen Arztes, der zugleich Brunnenarzt in Eilsen war, nicht viel einzuwenden, sondern kannte sie bald auswendig. Als einst die Mutter fragte: „nun, Herr Hofrath, was darf der Kleine essen?“ rief ich ganz

wohlgemuth unter meiner Decke hervor: Grütte, Gruben, Ries — Häuner, Küken, Duven! (Grütze, Graupen, Reis — Hühner, Küchlein, Tauben.) — Süh, süh! lachte da der alte Biedermann, de Düwels-Junge weit't all; na de sall wol wêr wêren!

Und ich „ward" auch wieder und blieb gesund bis ins dreizehnte Jahr. Von da an jedoch habe ich keine völlig gesunde Stunde mehr gehabt, war dagegen stets „ein interessanter Fall" für die Mediziner. Heiserkeit, Kurz= und Schwerathmigkeit, Reizbarkeit der Schleimhäute, Nerven= und Hautschwäche wurden stehende Leiden; dazu kamen Lungenentzündungen und viele, viele andere Leiden und körperliche Mißgeschicke. Kein Wunder also, wenn ich viel mit Aerzten in Berührung kam! 51 haben mich bis jetzt förmlich „behandelt;" die Zahl Derjenigen, welche mich beiläufig untersuchten oder beriethen, von den marburger Studenten bis zu Oppolzer, beträgt sicher das Dreifache; die Sympathetiker, Magnetisirer, Besprecher, kundigen Schäfer und alten Frauen noch gar nicht gerechnet. Medicorum turba perii, sagte, glaube ich, Hadrian. Ich kann, Gott sei Dank, mehr sagen: non perii.

Dabei war ich eigentlich gar kein Schwärmer für ärztliche Behandlung, sondern bequemte mich oft nur dazu, um Andere zu beruhigen, oder um ordnungsmäßig krank zu sein. Ich besuchte manches Bad, z. B. Nordernei, Wangeroge, Swinemünde, Blankenberge, Schwalbach, ohne einen Arzt am Ort zu Hülfe zu neh=

men. Ueberhaupt aber machte ich mehr als drei Dutzend Bade- und Brunnenkuren, z. B. fünf in Ems und siebenzehn in Seebädern. In Ostende nahm ich einmal in einem Jahre 81 Seebäder und zwar in 3 Abtheilungen, jedes Mal 3 Mal 9, mit je dreiwöchigen Pausen, also ganz nach den allerehrwürdigsten Zahlenverhältnissen! Ich glaubte nun aufs beste „abgehärtet“ zu sein. „Jetzt,“ meinte Dr. G. Hartwig, der mich in diesem wichtigen Falle behandelte, „jetzt, lieber Freund, werden Sie den Winter vortrefflich hinbringen.“ Und am andern Morgen hatte ich — so heftigen Rheumatismus, daß ich mich nicht selbst anzukleiden vermochte.

Die Heiserkeit kam ziemlich unversehens und wurde Anfangs fast gar nicht beachtet. Eine starke Erkältung mochte wohl der Grund derselben sein. Wie ich glaubte, hatte ich mir dieselbe durch eine Fahrt auf einem offenen Leiterwagen bei schlechtem Wetter zugezogen. Der Vater dagegen gab dem Konfirmanden-Unterricht die Schuld, indem die Kinder auf halbstündigen Wegen zur Winterzeit oft völlig durchnäßt wurden und dann Stunden lang still sitzen mußten. Möglich auch, daß eine der erwähnten Treibjagden mir das lebenslängliche Andenken an den „Feudalismus“ hinterlassen hat. Eine alte Frau jedoch, die mitunter eine Gabe bei uns holte, behauptete steif und fest: Nichts von Allem sei richtig; vielmehr habe mir Jemand „das Uebel angethan,“ ich werde wohl etwas Verfleuktes aufgenommen haben. Und in der That erinnerte ich mich, da ich ausgefragt wurde, daß ich einst

auf einem Kreuzweg ein kleines Geldstück, neben welchem ein Stückchen Brod ꝛc. lag, aufgenommen und zu mir gesteckt hatte. Da haben wir's, hieß es nun! Mein Vater mochte noch so sehr gegen den Aberglauben und gegen „alberne Dummheiten" zu Felde ziehen; es blieb dabei, das Leiden war mir angethan.

Und bei der Heiserkeit blieb's auch. Alle Haus- und sonstigen Mittel hatten nur den Erfolg, daß es immer etwas schlimmer wurde, bis endlich vollständige Tonlosigkeit eintrat, so daß ich mich auf einige Schritte Entfernung nur durch Pfeifen und Winken bemerkbar machen konnte. Auch die damaligen Regeln des Warmhaltens, das meistens bis zum Uebermaß getrieben wurde, fruchteten Nichts; selbst der Spruch unseres Aeskulap: Grütte, Gruben, Ries ꝛc. schlug dies Mal fehl. Es sei eine Brunnenkur in Eilsen nöthig, sagte er endlich; dort würden die neueingerichteten „Gasbäder" bald Alles wieder in's Gleiche bringen.

So wurde ich denn einige Wochen in den kalten Schwefelwasser-Dunst eingesperrt und saß Stunden lang, Tage lang, einsam und geduldig, wie ein Versuchs-Kaninchen, und horchte auf das eintönige Plätschern des Schwefelwassers, dessen Wirkungen sich Anfangs, wie der Arzt behauptete, „gut anließen," bald aber, wie mir schien, eine handgreifliche Verschlechterung herbeiführten; je mehr ich athmete, desto kurzathmiger glaubte ich zu werden, während mir draußen im Walde wohl war. Indessen dazu ward gelächelt und zum Ausharren gemahnt.

Nach einer Woche etwa bekam ich einen Leidensgefährten. Aber er war ein „vornehmer Mann," wie mir der Badediener feierlich sagte, und schien den miteingesperrten Knaben kaum zu bemerken.

Allein was vermag nicht Einsamkeit und Langweile! Schon nach kurzer Zeit fragte er mich, ob ich das Mühlenspiel lernen wolle. Da ich meinte, daß ich's wohl schon gut spiele, lächelte er ungläubig, schien aber ärgerlich betroffen zu sein, als ich ihn besiegte.

Ja das Mühlenspiel, hieß es dann, sei doch eigentlich nur ein leichtes und gemeines Spiel; aber „Dame" ...

Ich wagte schüchtern den Wunsch, daß ich das Spiel wohl lernen möchte; allein der Vornehme überhörte das und ging pfeifend auf und nieder.

Doch die Langweile! ... Nach wenigen Stunden kannte ich die Hauptregeln und nach wenigen Tagen auch das Weitere.

Mehr Aufmerksamkeit noch als dem Damenspiel widmete ich dem künstlichen Sonnenzeiger in den Anlagen und der natürlichen Ueberbrückung der Aue. Der erstere ist lediglich aus einem Steinwürfel gearbeitet und so kunstreich mit Ecken und Einbuchtungen versehen, daß stets an einem halben Dutzend Stellen zugleich die Tagesstunde angezeigt wird. Das sinnreiche Werk wird wohl noch an seinem alten Platze zu sehen sein. Auch die natürliche Steinüberbrückung des Aueflüßchens, dessen

frischer Lauf mich so oft in die Ferne lockte, besteht sicher noch in alter „Solidität.“

Zu weiten Ausflügen ließen mir indessen die Kurvorschriften keine Zeit. Eines schönen Morgens jedoch war mir die frische Gotteswelt nach der nächtlichen Schwüle des kleinen Zimmers, welches ich mit einem andern Knaben und seiner Mutter theilte, so verlockend, daß ich Wasser und Gas und Schlamm vergaß und mich nach Herzenslust draußen umhertrieb. Ich dachte mir dabei nichts Arges; war ich ja doch hier gewissermaßen mein eigener Herr. Auch dann fühlte ich noch nichts Beunruhigendes, als ich die verfängliche Frage des Arztes, ob ich auch stets regelmäßig gebadet habe, mehr ausweichend als genau beantwortete. Was geht den Grütte-Gruben-Ries-Kerl das an! rief ich mir muthig zu. Als ich dann aber vor die Brunnenverwaltung beschieden wurde, gewann ich bald die Ueberzeugung, daß es sich nicht sowohl um mich als um die Redlichkeit des Bademeisters handelte, der natürlich behauptet hatte, ich habe nicht gebadet. Ich zauderte nun nicht länger, die offenste Auskunft zu ertheilen. Da ich einsah, daß ich gefehlt hatte, nahm ich die Vorwürfe, die ich jetzt zu hören bekam, geduldig hin; als aber Einer, der eben die Fußgicht zu haben schien, Miene machte, mir näher an den Leib zu kommen, versetzte ich mich doch in eine Stellung, die es ihm klar machen mochte, daß ich's mit seiner Gichtbrüchigkeit aufzunehmen bereit war.

Der alte Hofrath aber ward bald wieder gut. Als ich ihn, gleichsam zur Besänftigung, fragte, was ich jetzt wohl essen dürfe, wollte er schon mit „Grütte, Gruben, Ries“ anfangen, besann sich aber und rief: verdammte Junge, weist't ja all! fret wat du wut!

Keinen bessern Erfolg als diese Brunnen- und Badekur, hatte die Anwendung des Galvanismus. Es lebte zu jener Zeit ein junger Arzt in Stadthagen, welcher mit Hülfe einer Volta'schen Säule ungewöhnliche Heilungen erzielt haben sollte. Da das alte Städtchen trotz des zwischenliegenden Bückeberges den Hauptmarktplatz für unsere Gegend bildete, und ich bei den alljährlichen Einkäufen mitgenommen zu werden strebte, um immer von Neuem die alten Festungsthürme der Stadtmauer, das Mausoleum des Fürsten Ernst, den großen am Rathhause aufgehängten „Walfischknochen“ und das ausgestopfte kleine Krokodil in der Apotheke zu bewundern, so fügte es sich, daß unsere Aufmerksamkeit auf den „Wunderdoktor“ gerichtet wurde.

Mein Vater hatte einen guten Freund in der Stadt, der Hutmacher war und daher schlechthin „der Hutmacher“ von uns genannt wurde. Bei ihm und seiner trefflichen Familie ward gewöhnlich vorgesprochen und eine kleine Bewirthung angenommen. Wie mein Vater ein eifriger Liebhaber und Verbreiter für die vom Hutmacher erfundenen und gefertigten Filzkappen war, so gab es hinwiederum keinen wärmeren Freund und Lobredner der „Gehstöcke,“ welche der Vater anzu-

fertigen verstand und die um so höheren Werth hatten, je schöner der Griff war, als den biederen Hutmacher in Stadthagen. Ein solcher Gehstock nun von ungewöhnlicher Schönheit, und zwar von êplern Holz, mit einem Hundekopfe, bildete gewissermaßen die Vermittlung meiner neuen Kur. Der Vater trennte sich nach langem Widerstreben von seinem „besten Stocke," und der Hutmacher nahm mich einige Wochen in's Haus, stellte mich dem Arzte vor und war gleich mir der besten Hoffnung voll, um so mehr, je weniger wir beide von den Redensarten verstanden, mit welchen uns der Heilkünstler seine Vorrichtungen zeigte.

Der Erfolg war, wie schon angedeutet, gleich Null. Dagegen ward ich während der Kurzeit erfolgreich in die „orientalische Frage" eingeweiht, so daß auch dieser verfehlte Heilversuch zur Vermehrung meiner Kenntnisse beitrug.

Der Gehülfe des Hutmachers, eine stramme, pockennarbige Gestalt, war nämlich ein lebhafter Zeitungsleser. Er verhandelte tagtäglich mit dem Sohne des Hauses, der das Wollkratzen besorgte und auch mir einige Handgriffe dieser Kunst beibrachte, den griechischen Aufstand; alle Schrecken und Schaudergeschichten vor und hinter Missolunghi wurden gewissenhaft durchgesprochen, wobei dann die sehnigen Arme des braven Gesellen in einer Weise darauf los walkten und klopften, als hätte er statt der Filzstücke „schändliche Türken" unter den Händen gehabt. Da ich stets ein eifriger und bescheidener Zuhörer

war und zusehens mit Bewunderung an seinen Lippen hing, die eine kleine Pfeife nie kalt werden ließen, so erfreute ich mich bald seines besondern Wohlwollens. Ihm habe ich es auch mit zu danken, wenn ich — ganz entgegen so vielen großen Geistern, die von der Bierbank in's Parlament steigen und ohne Weiteres die Welt mitregieren zu können meinen — die Politik stets für die schwerste Menschenaufgabe gehalten habe. „Fritz," pflegte der Gehülfe ungefähr zu sagen und dabei die Pfeife in den andern Mundwinkel zu stecken, „Fritz, das Walken ist eine schwierige Sache; ich will auch nicht behaupten, daß es eben leichter sei als die Türken zu klopfen; auch das Wollkratzen will gelernt sein; aber Politik, Fritz, übersteigt doch beides."

Weniger Glück hatte ich bei einem hübschen, zierlichen Mädchen, etwa in meinem Alter, das als Verwandte im Hause lebte. Da sie mir sehr gefiel, so suchte ich ihr dies eifrig zu erkennen zu geben, aber, wie ich fürchten muß, auf eine Weise, die ihr nicht zusagte. Ein Mal werde ich mich wohl besonders ungeschickt benommen haben; denn ich meinte einen Ausruf zu vernehmen, der nahezu wie „garstiger Bauernjunge" klang, was denn dergestalt meinen Familienstolz verletzte, daß von da an gänzliche Nichtbeachtung erfolgte und ich mich völlig der orientalischen Politik widmete. Indessen muß doch eine Art Versöhnung stattgefunden haben; denn ich bewahrte lange, lange Jahre einen ge-

flochtenen Perlenring von der kleinen Schönen, ohne sie jemals wiedergesehen zu haben.

Gleiches trug sich einige Jahre später mit einem „vierblätterigen Kleeblatt“ und seiner Schenkerin, einem Fräulein Emma v. ... zu. Dasselbe, nämlich das Kleeblatt, wird sich wohl noch unter den zahlreichen Andenken, namentlich Geldbeuteln und Schlummerrollen befinden, die ich nachgehends geschenkt erhielt, die Geldbeutel besonders in den Zeiten, wo ich kein Geld hatte und die Schlummerrollen später, als mir oft Schlummer und Schlaf fehlten. Das Kleeblattereigniß besang ich natürlich; von der Schenkerin aber schrieb mir einst ein Freund die sonderbare Versicherung, sie sei meiner „nicht mehr würdig.“ Ich verwarf das natürlich mit Unwillen und war geneigt, an das Werk eines heimtückischen Nebenbuhlers zu denken; allein niemals fand sich Gelegenheit, das reizende anmuthige Mädchen, das seine „Glücksblätter“ so freundlich mit mir „getheilt“ hatte, wiederzusehen.

Die fortdauernde Heiserkeit ist für meine ganze Lebensrichtung von entscheidendem Einflusse gewesen. Sie war der Zügel, an dem ich geleitet wurde, gar häufig gegen meinen Wunsch und Willen. Zugleich aber war sie das stete schwerste Hemmniß in allen meinen Bestrebungen. Wie oft entbehrte ich das laute Wort und den Ruf nach Hülfe! wie oft habe ich es bitter empfunden,

wenn mir die Kraft der lebendigen Rede versagt war! wenn ich, wie ein Scheintodter, vernahm, was Bedrohliches um mich her vorging, und mich doch nicht rühren und nicht wehren konnte! Wie viel Unbill und Ränke habe ich still ertragen müssen! Und dann erst die Geringschätzung, das Bedauern der redegewohnten Berliner! Was war und ist man überhaupt seit 1848 ohne Rede? Ein Schneider glaubte mir einst nichts Schmeichelhafteres sagen zu können, als daß er versicherte, er habe kürzlich meine „ausgezeichnete Rede" gelesen. Wie verzog sich aber sein Gesicht, als ich ihm nach mehrfacher Wiederholung des Kompliments im Vertrauen mittheilte, daß ich eigentlich noch nie eine „Rede" gehalten habe!

Nun war Verehrung und Eifer dahin und der neue Rock hatte es zu büßen.

Von meinem siebenten Lebensjahre an, Ostern 1816, hatte ich die Dorfschule in Rehren, Amts Obernkirchen, besucht. Doch war ich schon früher vom Vater im Lesen und Schreiben unterrichtet worden. Auch nahm ich in der Schule schon nach kurzen Wochen und dann ununterbrochen den ersten Platz ein.

Das blieb aber nicht ohne üble Folgen. Ich betrachtete die Dinge viel zu leicht und zu oberflächlich. Größere Aufgaben wären mir viel zuträglicher gewesen.

Daneben gerieth ich, um dem Mißwollen der Kameraden zu begegnen, vielfach auf bedenkliche Wege und

zu sonderbaren Anschauungen. Ich fehlte selten bei der Abstrafung eines bösen Streichs, wenn ich mitunter auch wenig oder gar nicht dabei betheiligt gewesen war. Nichtverrathen war das erste und oberste Gesetz bei uns; Nichtweinen das zweite. Namentlich hielt mein braver Nachbarschüler Johann, eines Schuhmachers Sohn, mit großer Strenge darauf. Doch wurde ihm, dem väterlichen Knieriemen gegenüber, die Befolgung des zweiten Grundsatzes nicht selten sehr schwer oder gar unmöglich.

Und so mag's wohl gekommen sein, daß ich später das Verwerfliche der körperlichen Züchtigung, bösen Jungen gegenüber, nicht ganz so lebhaft begriffen und empfunden habe, wie die Principien-Volksredner; hatte ich doch einst selbst so manchen Hieb für „ehrenvolles“ Schweigen empfangen!

Ein Mal aber kam auch mir das Nichtverrathen zu Statten. Obwohl ein geschickter Werfer, so daß mancher Apfel und mancher Vogel daran glauben mußte, warf ich doch einst so unglücklich, daß ein Stück Fenster der dicht neben der Schule gelegenen Kapelle dabei in die Brüche ging. Die Sache „kam nicht aus.“ Erst vor einigen Jahren habe ich mein Gewissen dadurch erleichtert, daß ich der Kapelle zur Begleitung des Gesangs der alten Leute, welche dieselbe noch fleißig besuchen, ein großes Harmonium schenkte und dem Danksagenden bemerkte, es sei das die Sühne für die einstmals zerworfenen Fensterscheiben.

In ähnlicher, oder vielmehr in unähnlicher Weise,

nämlich durch ein unentgeltliches Rechtsgutachten leistete ich einst Ersatz für abgeworfene Aepfel.

Uebrigens hatte unser Lehrer außer dem bereitesten Strafmittel des Stocks auch noch andere sehr bemerkenswerthe Züchtigungsarten, die er mit wohlberechneter Abwechselung in Anwendung brachte. Dahin gehörte z. B. das längere Emporhalten einer großen schweren Bibel mit steifem Arm; ferner das Einsperren in einen Keller, dessen Eingangsklappe in der Schulstube, und zwar unmittelbar neben meinem Platze war. Indessen kam diese letztere Strafart ab, als der Lehrer sich verheirathete und die Frau Lehrerin bedenkliche Lücken unter ihren Früchten bemerkt zu haben schien.

Die Eltern wurden übrigens in der Regel von den ergangenen Abstrafungen Nichts gewahr. Es fehlte eine Einrichtung, die sich später in Rinteln so trefflich bewährte. Da wurden den Schülern der untern Klassen Strafzettel mitgegeben, welche sie von den Eltern bescheinigt zurückliefern mußten. Die Väter begnügten sich in der Regel mit geschäftlich-einfachen Bemerkungen; Mütter ergingen sich meist in erbaulichen Betrachtungen; ein Schuhmacher aber schrieb kurz und bündig: „Gesehen und gewichst."

Die Unterrichtsgegenstände in unserer Dorf-Schule waren wenig zahlreich: Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Religion. Nachdem die Fibel abgethan war, blieben Katechismus, Gesangbuch und Bibel nebst Rochow's „Kinderfreund" lange Zeit meine steten und einzigen

Bücher. Da aber der Lehrer, wie man schon aus seinen Zuchtmitteln geschlossen haben wird, ein aufgeweckter Kopf und dabei sehr eifrig in seinem Beruf war, so brachte er uns auch noch einige Erdbeschreibung und Naturgeschichte bei, die letztere nach Raff, den er sich geliehen und, wie er meinem Vater versicherte, zum Schulgebrauch ausgezogen, gekürzt und verbessert hatte.

Der Hauptlernstoff aber blieb immer der kleine und der große Katechismus nebst zahlreichen Gesangbuchsliedern. Ich kann nicht sagen, daß ich dieses Auswendiglernen später bedauert hätte, wie es Andere zu thun pflegen, wenn es auch weniger einseitig hätte sein können. Meine Bibel- und Gesangbuchsfertigkeit hat mich zuweilen sogar befähigt, sehr gelehrte Herren auf den Sand zu setzen, wie ich denn auch später auf dem Gymnasium in Rinteln einmal der Einzige war, der das Kirchenjahr genau aufzuzählen wußte, was ich weniger der Hochschule, als der Dorfschule in Rehren zu verdanken hatte.

Freilich wurde bei dem Auswendiglernen nicht immer sonderlich n a c h g e d a c h t. Die meisten „beteten" ganz wohlgemuth her:

Mich ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich ruft die Saat hat Gott gemacht ꝛc.

Und ebenso gedankenlos hieß es:

Zur Arbeit nicht,
Zum Müßiggang
Sind wir bestimmt auf Erden.

Allein praktisch wurde das nicht; es ward schon anderweit dafür gesorgt, daß wir nicht dem Müßiggang verfielen.

Mit dem Kirchenjahr aber ging's folgendermaßen zu. Ich saß unten in Sekunda und nahm mit dieser Klasse am Religionsunterricht der Prima Theil, den der Direktor des Gymnasiums, Professor Dr. Wiß, höchstselbst zu ertheilen pflegte. Es gehörte zu den Gewohnheiten des wackern Mannes, daß er mitunter unerwartet sogen. Repetizionen vornahm. Eines schönen Morgens verfiel er darauf, das Kirchenjahr abzufragen. Die Antworten waren fast sämmtlich ungenügend. Anfangs trug er die Tadelszeichen mit ziemlicher Gelassenheit in sein Tagebuch ein; als aber auch die Oberen und Obersten nichts Rechtes wußten, da brach er in Zorn aus und rief: „was? Primaner? gebildete Menschen? ... und kennen das Kirchenjahr nicht? .... jeden Bauer kann ich fragen, der zählt mir's an den Fingern her . . . nun will ich mal diesen da fragen; Oetker, wie heißen die Sonntage des Kirchenjahrs?"

Mich durchrieselte ein seltsames Gefühl von Befangenheit und Genugthuung. Aber es ging, wie am Schnürchen, vom ersten Advent bis zum letzten Trinitatis, und ich fühlte von da an die Nothwendigkeit, nun auch bei andern Fragen nicht zurückzustehen, weßhalb mir, wenn ich nicht irre, wiederholt das allgemeine Belobungszeichen zu Theil wurde für „Leistungen in der Religion."

Beinahe hätte ich beim Hersagen der Fasten-

Sonntage auch noch die weltlichen Reime hinzugefügt: Okuli — da kommen sie, nämlich die Schnepfen; Lätare — das Wahre! Judika — sind sie auch noch da; Palmarum — Trallarum! Denn diese Sprüche waren mir aus dem Munde meines Vaters, der ein großer Jagdfreund war, bekannt. Zum Glück aber unterdrückte ich die Lust noch zeitig, sowie ich auch meine eigene Jagdlust aus Gesundheitsrücksichten zu meinem großen Kummer schon längst hatte unterdrücken müssen.

Doch ich bin hier der Zeit vorangeeilt. Es vergingen noch mehrere Jahre und noch Mancherlei mußte sich begeben, ehe ich zur Hochschule gelangte. Also vorläufig noch zur Dorfschule zurück!

Bei herannahender Konfirmazionszeit war wohl mitunter die Rede davon gewesen, daß ich noch weiteren Unterricht haben müsse; allein über „rana der Frosch" war es nie hinausgegangen, und meine Schulbücher blieben nach wie vor fast mein einziger Bücherschatz. Was ich weiter kennen lernte, z. B. Benjamin Schmolke's „Morgen- und Abendsegen" bei meiner Großmutter, war nicht geeignet, mich vielseitiger zu fördern. Doch weckte ein zufällig mir in die Hände fallendes Buch „Der Kalendermann," worin Erklärungen der gewöhnlichen Volkskalender gegeben wurden, einen wahren Heißhunger nach mathematischen und physikalischen Aufschlüssen in mir. Ich ging von jetzt an förmlich auf die Bücherjagd aus. Und welcher Genüsse wurde ich dabei theilhaftig!

Vor allen Dingen gedenke ich eines Buchs, das mich zum ersten Male in die „schöne Literatur" einführte: „Peter Robert's Leben und besondere Begebenheiten" (Dresden, 1746), eine Art romanhafte Robinsonade der erbärmlichsten Gattung, die ich aber damals für ein ausgezeichnetes Werk zu halten nicht abgeneigt war, obgleich ich niemals den zweiten Theil zu Ende gebracht habe, sondern — immer wieder von vorne anfing. Mein Vater besaß das furchtbar zerlesene Buch eigenthümlich, behandelte es aber sehr geheimnißvoll, indem er es stets einschloß. Einstmals aber hatte ich doch einen schnellen Blick hineingethan und zwar gerade auf eine Stelle, wo von „Jungfer Lorgen" die Rede war. Nun kam eine wahre Aufgeregtheit und Sehnsucht über mich. Ich mußte das Buch auch lesen.

Die Art, wie ich dies bei dem steten Verschlusse zu bewerkstelligen wußte, so oft der Vater über Land war, machte meinem Scharfsinn und meinen Handfertigkeiten leider mehr Ehre, als meiner ehrlichen Offenheit. Ich habe dem Vater meine ungeahnten Kunstgriffe und geheimen Kunstgenüsse niemals gestehen mögen. Dafür hat mir aber auch niemals wieder ein Buch solchen Genuß bereitet wie Peter Robert und sein „Lorgen," wenn ich die Geschichte im verstecktesten Winkel des Hauses durchflog.

Als endlich die Zeit der Konfirmazion herankam, trat auch die Frage, was denn eigentlich aus mir werden sollte, näher. Der Vater wünschte meist, daß ich „Schul-

meister“ werde. So oft unser Dorflehrer in freien Stunden mit Stock und langer Pfeife oder sein Nachfolger mit der Hand in der Tasche vorbeispazierte, wies mich der Vater darauf hin und schloß damit: „sieh’, Fritz, ein kommodiges Leben! und doch ein sehr nützliches! während die Geistlichen eigentlich nicht viel Nutzen schaffen.“

Meine Mutter dagegen war anderer Ansicht. Sie dachte über den Schulmeister hinaus, und gestand mir oft im Vertrauen: „ja, Fritz, wenn ich dich einmal so auf der Kanzel sehen könnte, wie unsern Pastor! ... oder gar so vor dem Altar, wie den Herrn Superintendenten bei der Kirchenvisitazion! ...“

Mir selbst aber gefiel weder der Schulmeister, noch der Pastor. Dagegen wäre ich mit Vergnügen einem „Kalendermann“ nachgelaufen.

Da ich der Aelteste war, so würde ich vermuthlich nach allem Hin- und Herrathen der Anerbe unsers kleinen Heimwesens geworden sein; allein auch das war bei meinem schwankenden Gesundheitszustande mehr als bedenklich. Ich kwînte und sénerte, wie man es ausdrückte, d. h. ich kränkelte, nun schon seit Jahren; Monate lang hustete ich Blut; wie sollte ich da den schwersten Arbeiten bei allen Unbilden der Witterung gewachsen sein!

Endlich wurde beschlossen, den Verlauf des Hals- und Brustleidens noch etwas abzuwarten. Ich sollte zunächst konfirmirt werden, dann zu einem Oheim nach

Wiedensahl ziehen, theils um dort noch Unterricht zu nehmen, theils um einen als Wunderdoktor gerühmten Arzt in Bad Rehburg zu Rathe zu ziehen, und dann wollte man weiter sehen.

Die Konfirmazion führte noch allerlei Sorgen und Weitläufigkeiten herbei, da mir drei Tage am gesetzlichen Alter fehlten.

Ich war am 9. April 1809 geboren worden, und zwar während des Nachmittagsgottesdienstes am „weißen Sonntage," also gerade an dem Tage, wo in der lutherischen Grafschaft Schaumburg die Konfirmazionen Statt fanden. Ich galt mithin für ein „Sonntagskind" im vollsten Sinne des Worts, und kundige Frauen hatten meiner Mutter mit einer gewissen Scheu versichert, daß ich demnächst, wie selten ein Mensch, werde „Geister sehen" können. Ich muß indessen der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß es mir mit der Geisterseherei bis jetzt nicht sonderlich geglückt ist.

Von anderer Seite ward später ein „Musenkind" aus mir herausgerechnet; jedoch mit nicht besserem Erfolge. Wäre die Zahl 9 entscheidend, dann gäbe freilich Geburtstag und Geburtsjahr eine gewisse Grundlage ab; denn wenn man die Ziffern von 1809 wiederholt zusammenzählt, kommt man ebenfalls zu 9, und wenn man die Zahl mit einer beliebigen andern multiplizirt und dann wiederum zusammenzählt, so ergibt sich schließlich immer 9. Allein Zahlen „thun's freilich nicht;" so wenig wie „Wasser," trotz Pythagoras und Thales!

Am besten scheinen's noch Diejenigen getroffen zu haben, welche aus dem wandelbaren „Aprilwetter" mir ein unstetes und wechselvolles Leben prophezeiht haben.

Mir selbst war mein Geburtstag um deßwillen besonders werth, weil ich ihn mit der Mutter gemeinsam hatte, die genau zwanzig Jahre älter war, als ich.

Da ich gerade an einem Konfirmazionstage das Licht der Welt erblickt hatte, so dachte Niemand daran, daß mein Konfirmazionsalter nicht in Ordnung sein könne. Zum Unglück aber fiel Ostern im Jahre 1823 noch um drei Tage früher als 1809, der weiße Sonntag also schon auf den 6. April. Da war denn Holland in Noth, und die Zeit reichte kaum aus, um die nöthige Dispensazion noch von Kassel herbeizuschaffen. Aber wozu hatte ich die vielen Kirchenrechnungen aufgestellt? und wozu gehörte mein Vater mit zum kirchlichen Regiment, wenn uns drei lumpige Tage hätten einen Strich durch die Rechnung machen können!...

Kurz darauf siedelte ich nach Wiedensahl, dem Geburtsorte meines Vaters, über.

Es ist dies ein beträchtlicher, zur ehemaligen reichsfreien Abtei Lockum im Hannöver'schen gehöriger Flecken. Er besteht oder bestand damals aus einer einzigen, fast Stunden langen Straßenreihe, die eine gesegnete Ebene durchzieht. Die Höfe liegen zu beiden Seiten des gepflasterten „Steinwegs;" in geräumiger Entfernung von der Straße stehen die Häuser, hinter den Häusern liegen die Gärten, hinter den Gärten die Felder und unter

den Feldern die Wiesen und Brücher. Dabei hat die Gemeinde noch sehr beträchtliche Weiden und Waldungen.

Die Einwohner betrachteten sich von Alters her als freie Grundbesitzer, da ihnen die ehemalige Stiftsobrigkeit gar wenig in ihre Angelegenheiten hineingeredet hatte. Von einer meierstättischen Abhängigkeit oder gar Hörigkeit, wie solche in anderen Gegenden bestanden, fand sich in Wiedensahl keine Spur. Die Einwohner trugen daher das Haupt ein wenig höher, als andere Bauern; namentlich zeigte sich ein großer Unterschied zwischen den schaumburger, von Frohnen und Lasten fast erdrückten Meiergutsbesitzern und den selbstbewußten Freibauern in Wiedensahl. Darum hingen auch die Wiedensähler mit großer Vorliebe an ihrem Ort und an ihrer Art, und nur äußerst selten geschah es, daß ein Eingeborner den Flecken oder gar den Stiftsbezirk verließ.

Fast in der Mitte des Orts steht die Kirche und das Schulhaus, dies bei einem großen Sammelteich, Sahl genannt. Dicht neben der Kirche liegt Abts-Hof, der früher zum Stiftsgut gehörte, und daran grenzte der Hof meines Oheims, einer der beträchtlichsten des Fleckens. Das Wohnhaus war, wie viele des Orts, schon an dreihundert Jahre alt und ähnelte in Gestalt und Einrichtung der Bauart im Osnabrückischen, deren Zweckmäßigkeit Justus Möser so lebhaft gerühmt hat. Doch war die „Schlafstelle der Frau" nicht *hinter* dem Feuerheerd, dieser auch nicht „fast in der Mitte des Hauses," sondern unmittelbar an der Stuben- und

Ofenwand. Die Tenne hatte eine Ausdehnung, daß ein Wagen auf ihr wenden konnte; demgemäß waren natürlich die Hausbalken von ungeheurer Länge und entsprechender Dicke; dabei ganz und fast glänzend geschwärzt von Rauch, die nächsten nach der Hofthür zu mit Schwalbennestern bedeckt.

Der Hof des Oheims hieß und heißt aber nicht Oetker's-Hof, sondern Bolten-Hof oder vielmehr Bolten-Stätte; wie überhaupt im ganzen Orte seit undenklichen Zeiten nicht der wechselnde Besitzer, sondern das bleibende Gut, die Heimstätte, zur Bezeichnung der damit in Verbindung stehenden Personen und Dinge dient. Darnach richtet sich, abgesehen von amtlichem Verkehr, fast Alles; so wurde auch ich sofort und wie völlig selbstverständlich in „Bolten Fritz" umgetauft.

Gewöhnlich liegen bei solchen Verschiedenheiten zwischen der Hofbezeichnung und dem Besitzernamen Aufheirathungen zum Grunde. Auch mein Urahn Johann Jost Oetker, der Sproß von nachgeborenen Söhnen, hat im Jahr 1732 eine Erbtochter auf Bolten-Stätte geheirathet, während die Nachkommen seines Groß-Oheims Arend Oetker das Geschlecht auf „Oetker's Stätte an der Hespe," dem eigentlichen Stammsitze, fortpflanzten. Der Mannsstamm auf Bolten-Stätte, von dem mein Vater ein Nachgeborener war, ist dort gegenwärtig erloschen, so daß ich selbst an der Spitze der Seitenlinie stehe. Die männlichen Angehörigen derselben beschränken sich zur Zeit auf zwei Söhne meines verstorbenen Bruders

Ferdinand und auf meinen jüngsten Bruder Dr. Karl Oetker und dessen einzigen Sohn Dr. Friedrich Oetker, meinen Pathen, in Kassel.

Die wiedensähler Kirchenbücher reichen nur bis zum Jahre 1639. Auch der Hauptstamm meiner Familie auf „Oetker's Stätte" läßt sich daher nicht weiter urkundlich nachweisen. Doch kommt der Name in den Registern des Klosters Lockum schon früher vor.

Anderswo bin ich dem Namen, der auch Otker, Ötcker 2c. geschrieben worden ist, nicht begegnet. Daß er aber schon in uralten Zeiten gebräuchlich war, geht unter Anderem daraus hervor, daß der Vorgänger des gelehrten Rabanus auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, der 847 starb, in den Quedlinburger Annalen Otker, in den Hildesheimer Annalen Otger, in anderen Aufzeichnungen Otkarius und Ottgerus genannt ist. (S. Monumenta Germ. hist. III, 44—47.) In der Grafschaft Schaumburg wird meist Oetger gesprochen, während die Wiedensähler die Endsilbe dehnen: Oetkêr oder vielmehr Oetkær.

Hinsichtlich der Bedeutung des Namens wird man wohl, wie bei ähnlichen, z. B. Odgar, angelsächsisch Edgar, an od Gut und ger Speer, Wehr, denken können, so daß also mein Uraltvater ein Gutsvertheidiger oder Lanzenbesitzschirmer genannt worden ist. Hoffmann von Fallersleben, der 1863 ein „Kasseler Namensbüchlein" herausgegeben und eine Menge

Namen gedeutet hat, die eigentlich von selbst klar sind, hat meinen Namen übergangen.

Für die mittel- und oberdeutsche Zunge muß übrigens der Name außerordentlich unbequem liegen. Ich hatte einst eine ganze Sammlung von verschiedenen Schreibungen desselben, als Oekter, Ekter, Ecker, Hecter 2c. Ein marburger Kaufmann blieb beharrlich bei der Form Edgan, so daß kein einziger Buchstabe richtig war; und ein Kasseler Briefträger händigte mir einst einen Brief mit den Worten ein: „es will ihn Niemand, vielleicht ist er an Sie.“ Und so war's in der That, obwohl wiederum kein einziger Buchstabe paßte. Ein fremdes Dienstmädchen auf Helgoland, das eine Bestellung vom Obergerichtsprokurator Oetker an den Herrn Geheimeobermedizinalrath Dr. X. machen sollte, kam über Namen und Titel so in Verzweiflung, daß es die ersten ganz verschluckte und die letzten sinnreich dahin verkürzte: „Eine Empfehlung vom Herrn Oberkater an den Herrn geheimen Obermischer“ u. s. w.

Mein Oheim, eine gedrungene kraftvolle Gestalt, war ein emsiger Landwirth. Außerdem hatte er nach altem Familienherkommen ein Handwerk, nämlich die Lohgerberei, erlernt. Er war äußerst „genau,“ und hing mit großer Zähigkeit am Hergebrachten in Kleidung und Lebensweise. Er schenkte mir ein einziges Mal ein Viergutegroschenstück, und auch das nur, weil er beim „Freischießen,“ wo man ihn zum Anführer zu Pferde gemacht hatte, stark angeheitert war. Beim

Kaffe mahnte er einst, schnell auszutrinken, weil sonst der Zucker schmelze und man doch nicht zu jeder Tasse ein besonderes Stück nehmen könne, was mir freilich nicht recht einleuchten wollte.

Ein heiterer Vorgang trug sich bei der Verheirathung seines einzigen Sohnes zu, die jedoch nicht ganz nach seinen Wünschen ausfiel, da man wohl noch ein „größeres Stück Geld" hätte haben können. Der Vetter war nämlich, wie die meisten jungen Leute, den Neuerungen zugethan und hätte vor allen Dingen den Hochzeitsrock gern etwas anders gehabt wie es gebräuchlich war. Namentlich waren ihm die großen übersponnenen Knöpfe, welche reichlich angebracht wurden, verhaßt. Ich meines Theils könnte auch nicht sagen, daß mir dieselben gefallen hätten; ich glaubte mich daher doppelt verpflichtet, dem Vetter zu Hülfe zu kommen. Natürlich suchte ich dabei auf die schlaueste Art zu Werke zu gehen; ich faßte die schwächste Seite des Oheims, die Genauigkeit, in's Auge. Ich stellte ihm, gleichsam wie zufällig, die Billigkeit der „überzogenen" Knöpfe vor und meinte dann, die kostspieligen, übersponnenen könnten doch füglich gespart werden.

Da traf mich aber ein langer unbeschreiblicher Blick des Oheims. Er überlegte offenbar, ob Bosheit oder Unverstand aus mir rede. Endlich entschied er sich für das letztere. Er nahm bedächtig mit der einen Hand die Pfeife aus dem Munde, stemmte die andere auf die Hüfte, spuckte zwei Klafter weit aus und sagte nach-

drücklich: Fritz, dat versteist du noch nich! En Hochtiedsrock is dat Ehrenklêd vör't ganze Lêwen, daran mot nich 'e spârt wêren.

Und dabei blieb's. Die großen übersponnenen Knöpfe mußten getragen werden, so lange der Oheim lebte.

Die Hochzeit war „großartig," aber doch viel weniger feierlich und förmlich als wir dies in der Heimath gewohnt waren. Vornehmlich trug das Fehlen des Brautkranzes und natürlich auch der bekränzten Brautjungfern dazu bei. So geschmacklos eigentlich die mit einem wahren Ueberflusse von bunten Glasperlen und sonstigem Flitterwerk behangenen „Brautkränze" waren, deren Handhabung eine eigene Dorf-Kunst bildete und upflihen genannt wurde, so lustig nahm sich doch das ganze Gepränge und die damit in Verbindung stehenden Bräuche aus. Fehlte der Brautkranz, was nicht allzu selten war, so wurde immerhin ein Mangel empfunden, selbst von Denen, welche eigentlich an eine „Schande" nicht dachten, sondern dem Bräutigam und dem Hochzeitsvater unter listigem Augenzwinkern glückwünschend zu verstehen gaben, daß nunmehr auf eine richtige Stammhalterschaft um so sicherer zu rechnen sei.

Im Ganzen waren die Hochzeitsbräuche in Wiedensahl einfacher, als an manchen anderen Orten, namentlich auch im Schaumburgischen. Insbesondere wollten mir die Einladungen nicht so gut gefallen, wie im heimathlichen Dorfe. Hier war der Geigenkünstler zugleich der „Hochzeitsbitter." Und wie stramm

und heiter wußte der Mann einherzuschreiten! Wie lustig ließ er die langen Bänder an seinem Hute flattern und wie schwang er den acht Fuß hohen Amtsstab, ringsum mit Dutzenden von bunten Tüchern und Bändern, die sich fast in jedem Hause mehrten, geschmückt! Wie geschickt wußte er die üblichen Einladungsreime nach Lage der Umstände zu ändern, wie ernst und würdig sie „aufzusagen!“

Hier komme ich hergeschritten,
Hätte ich ein Pferd, so wäre ich geritten;
Nun aber ist mir mein Pferd weggenommen,
Also muß ich zu Fuße kommen.
u. s. w., u. s. w.

Eins war im Schaumburgischen und in Wiedensahl völlig gleich, die — Gifte. Zu einer gewissen Zeit ward ein großer Tisch aufgestellt, an dessen Oberseite sich der „Anschreiber“ mit Papier und Feder niederließ, ein geräumiges Becken vor sich. Gewöhnlich wurde der Küster oder der Schullehrer mit der Ehre des Anschreibens bedacht. Erwartungsvoll standen Hochzeiter und Gäste umher. Von diesen trat dann einer nach dem andern — die nächsten Angehörigen und die angesehensten Fremden voran — zum Anschreiber und legte seine Gabe in die Schüssel, möglichst genau beachtend, welchen Eindruck dieselbe hervorbringe und ob auch die richtige Eintragung erfolge. Natürlich war es eine Art Ehrensache, nicht zu wenig zu zahlen; aber ein ordentlicher Hauswirth sieht auch darauf, nicht zu viel zu geben; und so

wär denn der Kampf und das Mienenspiel zwischen Stolz und Geiz, zwischen Freigebigkeit und „Genauigkeit," oft höchst ergötzlich. Etwas geben aber mußte jeder selbständige Gast. Nur die Geistlichen, die Schullehrer und ein paar Andere waren befreit; man nannte sie deßhalb de Frîfrêters, die Freifresser. Als ich meinem Oheim einmal andeutete, daß mir eine solche Gifte eigentlich nicht recht gefalle, sah er mich verwundert an, spuckte kraftvoll aus und sagte: I, i, Fritz! wo denkst du hen?! Eck hebbe mîn Lêwe lang sau vêl geben most! Nu mot eck doch seien, dat eck nig ganz te korte kome. Sau dachte mîn Vâr, dîn Grôtvâr, ôk.

Der Großvater, Johann Heinrich Oetker, muß ein ungewöhnlicher Mann seines Standes gewesen sein. Ich entnehme dies aus Erzählungen und besonders aus einer längeren Mittheilung über ihn im 52. Stück des „Hannover'schen Magazins" vom 28. Juni 1802, wo er mit „dem Schweizer Kleinjogg," worunter wohl der Musterwirth im Noth- und Hülfsbüchlein zu verstehen ist, verglichen und seinem Wirken und Wesen die größeste Anerkennung gezollt wird. Namentlich ist hervorgehoben, wie er durch eigenes Nachdenken und Versuchen seine Landwirthschaft, insbesondere den Wiesenbau, außerordentlich gehoben habe und dadurch ein segensreiches Muster für den ganzen Ort geworden sei. Er starb am 5. Dezember 1801, als sein jüngster Sohn, Christian, mein Vater, geboren am Schalttage 1776,

gestorben am 21. Dezember 1847, noch ohne feste Lebensstellung war.

Wider alles wiedensähler Herkommen hatte der Vater kein Gefallen daran gefunden, im Orte zu bleiben. Nachdem er die Landwirthschaft und dann, wie es Familienbrauch war, noch ein Handwerk, nämlich die Böttcherei, erlernt hatte, ging er „in die Fremde," machte allerlei Land- und Seefahrten, arbeitete bald hier bald da, erwarb, beobachtete, las, lernte und setzte sich endlich, um 1808, im kleinsten und unansehnlichsten Winkel, der sich denken läßt, gemüthlich und voll unerschöpflicher Thätigkeit fest.

Eine kleine Viertelstunde von Rehren, mitten in einer Wüstung, die seit dem dreißigjährigen Kriege, oder seit einer sonstigen außerordentlichen Begebenheit, dem Graswuchs und den Maulwürfen überlassen worden war, floß, wenn es nicht gar zu trockene Zeiten gab und die Heerden nicht allzuviel Durst hatten, ein kleines Gewässer, die Steinbeke genannt, welches an einen kleinen Abhang geleitet und so für ein Mühlengefälle nutzbar gemacht werden konnte. Meine Vorfahren mütterlicher Seits, die in Rehren eine Guts-Mühle in Pacht, später in Erbpacht hatten, richteten ihr Augenmerk auf Benutzung dieser „Wasserkraft," indem sie mitten zwischen Teichen, Gräben, Pfützen, Binsen und Steingerölle, kurz in der abschreckendsten Umgebung, ein Räderwerk

und eine Niederlassung des allerbescheidensten Ansehens gründeten.

Jene Erbleihemühle war die Mitgift meiner mütterlichen Großmutter, einer geborenen Heusinger von Waldegg, bei ihrer Verheirathung mit dem Großvater Karl Bauer, gewesen, während die elterlichen Güter Riehe und Rehren den Brüdern, letzteres namentlich dem Hauptmann von Heusinger in Obernkirchen, zugefallen waren. Der Vater meiner Großmutter, Gottlieb Hieronymus Werner Heusinger von Waldegg, der allerlei Abenteuer in Rußland erlebt haben soll, hatte jene Güter mit einer geborenen Clodius oder von Clodius erheirathet, und ist der Stammvater der in Hessen, Nassau u. s. w. noch fortblühenden Linien geworden.

Die Güter wurden nachgehends verkauft und zerstückelt. Von den großen Gebäuden in Rehren, wo aus alten Zeiten eine „Amtsstube" war, an welche sich, sowie an ein „eisernes Kleid" manche schaurige Erzählungen knüpften, ist kein Stein auf dem andern geblieben. Von den Grundstücken und Gerechtsamen erwarb auch mein Vater einige; ein Reststück, einen verschlammten Fischteich, kaufte ich später selbst, zum Andenken an die großen Karpfen, die ich einst an der Hand des Großvaters dort hatte fangen sehen und dann mit verspeisen helfen. So kam ich unter die hessischen Grundbesitzer, freilich nicht unter die „Großgrundbesitzer" der Hassenpflugschen Kammern.

Die Großmutter in Rehren war in ihrer Art und

Umgebung eine feine Frau, die ihr Leben lang vom einstigen Frölen oder Fräulein Manches bewahrte. Namentlich behielt sie im Verkehr mit ihren Angehörigen die hochdeutsche Sprache unverbrüchlich, wenn auch in damaliger Fehlerhaftigkeit, bei. Doch sang sie, wie die Mutter, die üblichen Kinder- und Wiegenlieder nicht ungern, z. B.:

Schlâp, Kindken, schlâp,
Da bûten geit en Schâp,
Dat het sau witte Wulle,
Dat gift de Melk sau strulle;
Schlâp, Kindken, schlâp!

oder:

Eia, popeia, wel't Kindken nich swiegen,
Sau wil wi't wol in de Wegen kriegen etc.

oder:

Puthäuneken, Puthäuneken,
Wat deist' in minen hof!
Du plückst mi alle Bläumeken,
Du mâkst et gar te grof!

Der Großvater dagegen, eine untersetzte Gestalt, war eine derbe Natur, voll plattdeutscher Kernsprüche und Putzen, die mit der Darstellungsweise und dem Behaben der Großmutter oft den drolligsten Gegensatz bildeten. Während jener lobend seine Freude daran hatte, wenn ich eine Wurstschnitte oder ein Ei in einem Zuge und Zusammenhang abthat, sagte die Großmutter lächelnd: „nein, nein, Fritzchen, man muß immer so essen, daß man den Geschmack lange hat.“

Im Alter wurden die Guten von manchem Leid und Mißgeschick betroffen, worüber ich leise hinweggehe.

In der kleinen Steinbachs-Mühle nun nisteten sich die Eltern ein und wurden in rascher Folge durch zahlreiche Kinder erfreut, im Ganzen durch sechs Knaben und drei Mädchen, von denen vier früh starben und fünf den Vater, vier, darunter eine Schwester, die Mutter überlebt haben.

Zugleich begann ein so unermüdliches Wirken und Schaffen, wie es wohl selten gesehen worden ist. Zunächst wurde ein ansehnliches Stück von der umliegenden Wüstung erworben, dann ein neues Haus gebaut und das Mühlenwasser besser gelenkt und eingedämmt; dann ward Alles umfriedigt, geebnet, aus Stein- und Haidegrund in Wiesen und Gartenland umgewandelt; dann gedüngt, besäet, bepflanzt, kurz es ward aus der ödesten Wüstenei allmählich eine wahre Augenweide geschaffen.

Wie prächtig nahm sich die schöne Oase aus, als ich schied und von den nächsten Höhen auf die fröhliche Blüthe der herrlichsten Obstbäume herab- und zurücksah!

Mein Aufenthalt in Wiedensahl dauerte gegen zwei Jahre und brachte mir, wenn ich auch in Kenntnissen nicht sehr gefördert wurde und mein Gesundheitszustand sich eher verschlechterte als besserte, doch den Umgang mit neuen munteren Kameraden und mancherlei neue

Anschauungen und Erlebnisse ein. Auch lernte ich etwas Buchbinderei.

Mit einem der neuen Bekannten, Namens Klockenbrink, traf ich später in Rinteln und Marburg wieder zusammen. Er war Lehrling und Gehülfe des Heilkünstlers, der mich mit Fontanellen und Blatternsalben behandelte, wußte aus dem Munde seines launigen Vaters eine Menge von Schnurren, und zeigte oftmals sinniges Geschick und praktische Begabung. Die Studentenwelt lernte ihn als vielerfahrenen Paukarzt schätzen; die anatomische Sammlung in Marburg hatte Präparate von ihm, die sehr gerühmt wurden. Wie praktisch-erfindungsreich er war, erkannte ich einmal an der Art, wie er ohne Gepäck mehrtägige Ausflüge machte und doch stets saubere und unverkrumpelte Vorhemden hatte; er trug einen Vorrath davon unter der Weste auf dem Rücken.

Gleich in den ersten Zeiten meines wiedensähler Aufenthalts machte eine Reihe von Schatzgräbergeschichten, die in der Nachbarschaft vorgekommen waren und viel besprochen wurden, den wunderlichsten Eindruck auf mich. Im elterlichen Hause waren alle Arten von Spuk und Beschwörungen wenig beachtet oder doch kurz und wegwerfend behandelt worden; jetzt auf ein Mal stand ich einer Reihe von Vorgängen gegenüber, die mir Hunderte von Menschen im sonderbarsten, zum Theil im bedauerlichsten und lächerlichsten Lichte erscheinen ließen.

Ein durchtriebener Gesell, unter dem Namen Hans-

var weit und breit bekannt, hatte sich in den Ruf eines kundigen Teufelsbanners und Hexenmeisters zu bringen gewußt und eine große Menge von Täuschungen unter dem Vorgeben, verborgene Kräfte und Schätze zu kennen, bei leidenden und geldgierigen Leuten vollführt. Oft war der Schelm mit einer Art groben Humors dabei zu Werke gegangen, der nachgehends für die Lachlust des Volks ein unerschöpflicher Gegenstand wurde. Gewöhnlich hatte er bei der Schatzgräberei die Betheiligten beiderlei Geschlechts beredet, splinternâkt zugegen zu sein; die Männer insbesondere hatten den Krüselhâken zum Leuchten abgeben müssen, und zwar in einer Weise und Stellung, die nicht von Dauer sein konnte und welche dann, wenn der Krüsel zu früh zur Erde gefallen war, zur Erklärung des Mißlingens der Schatzauffindung benutzt wurde.

Ein Vorgang, der mich erst erschreckte, dann aber mehr ergötzte als beunruhigte, war folgender. Seit undenklichen Zeiten hatten die Wiedensähler, allen Verboten zum Trotz, es als ihr natürliches Recht betrachtet, das aus dem benachbarten „Bückeburger Walde“ auf ihre Grundstücke übertretende Wild so viel wegzuschießen oder wegzufangen als möglich war, ohne dabei gekriegt zu werden. Mitunter waren die Wilderer wohl auch in den Wald selbst gedrungen. Neuerdings nun hatte der Fürst von Schaumburg-Lippe einen großen Theil der Grenze durch hohe Aufwürfe und dichte Pfahlreihen völlig abzusperren gesucht. Der nordöstliche Theil aber

war noch meist offen. Hierhin hatte eines schönen Morgens mein Vetter mit einem Genossen seine Schritte und Blicke gerichtet.

Die einzige obrigkeitliche Autorität am Orte war der Klostervogt, gewöhnlich schlechthin de Vâgd genannt. Natürlich grämte sich dieser gar wenig darüber, wenn „dem Bückeburger" das Wild weggeschossen wurde; allein er hatte doch seine „theuren Pflichten." Da er indessen nur an einem Orte sein konnte, so mußte man es so einzurichten, daß eben da geschossen wurde, wo er sich gerade nicht befand.

Mein Vetter jedoch mußte wohl ganz die Witterung verloren haben. Durch eine dichte Hecke verdeckt hatte der Vogt gehört und errathen, was die Beiden im Schilde führten. Doch war eigentlich noch Nichts geschehen, als daß sie Gewehre trugen und der besten Absichten und Hoffnungen voll waren. Der Vogt indessen gedenkt seiner Pflichten: er ruft die Schwätzer an, schießt hinter den Fliehenden her und verfolgt sie; jedoch ging das alles ziemlich langsam von Statten, da er etwas beleibt war.

Bleich und athemlos kamen die Gejagten angestürzt und klagten ihre Noth. So jung ich war, so begriff ich doch, daß augenblicklich der Oheim ins Vertrauen gezogen werden müsse. Und der hatte denn auch seinen Plan schon fertig, noch ehe der Vogt, mit dem er übrigens auf dem besten Fuße stand und Gevattersmann war, auf den Hof trat. Er eilte in die „Branntweins=

kammer“ und stellte das Beste bereit, was er besaß, ich glaube, „Kirschen und Pommeranzen.“ Dann ging er dem leiwen Vadder entgegen und rief, noch ehe dieser zu Worte kommen konnte: Ja, de verdammten Jungens! hebbet se nich jümmer Dummheiten im Mûle?!

Der Vogt erfuhr nun, daß der Oheim selbst die Jungen ausgeschickt habe, um ein paar Mal „blind loszuschießen“ und das infame bückeburger Wild zu verjagen, daß die albernen Bengels aber unterwegs wohl allerhand Dummheiten geschwätzt haben möchten, während sie wohl nicht einmal ein Hasenschrotkorn in der Tasche gehabt hätten.

„Mag sein, Gevatter, aber mir so zu hintergehen! Meine theuren Pflichten . . .“

Hest Recht, Vadder, hest ganz Recht! Awer süh’, et was doch eigentlich noch Nicks! Ja, wenn’t wat wöre, denn woll’ eck seggen: man tau, Vadder! man tau! et is den dummen Jungens ganz recht, dat se ’n pâr Dage sitten mötet! . . .

„Ja, aber die Pflichten, Gevatter! . . .“

Na, prôst, Vadder! . . .

So wurde getrunken und berathen und wieder getrunken, und schließlich war man einig, daß allerdings im Grunde noch gar Nichts geschehen sei . . .

Und als der Gevattersmann endlich schied, sagte er wohlwollend: „Aber künftig vorsichtig, Kinder!“ was denn auch treulich befolgt wurde.

In früheren Zeiten war die Wilderei noch weit

stärker betrieben worden. Es lebten darüber zahlreiche Geschichten im Munde der Alten. — Einst war ein Wilderer vom Förster betroffen worden. Dieser schoß, jener fiel und der Förster in der Meinung, tödtlich getroffen zu haben, sagte näher kommend und ohne erst wieder zu laden: Du schast ôk de leste Piepe schmöket hebben! — Ja, dat schast du ôk! ruft der Andere aufspringend. Nun gibt Jener klein bei. Endlich kommt es zu folgendem Austrag: man will so lange um eine Eiche laufen und nach einander zu schießen suchen, bis Einer kampfunfähig geworden. Natürlich siegt der flinkere Wilddieb, und die Geschichte bleibt verborgen; nur der Sohn und Genoß erfährt sie. Diesem kommen aber Bedenken, als der Vater später auf dem Sterbebette liegt. Er will denselben zur Reue ermahnen; der Alte aber ruft unwillig: Hôlt dat Mûl, Junge, Kuntrakt is Kuntrakt!

In Wiedensahl lernte ich auch zum ersten Male Leidenschaften und Wirrnisse der Liebe kennen. Ich ward der Vertraute meines Vetters und meiner Base, die beide Liebschaften hatten, welche auf die volle Billigung des Oheims nicht rechnen konnten. Dem Vetter mußte ich durch ein ungenügend vergittertes Fenster helfen, wenn er seiner Erwählten einen nächtlichen Besuch abstattete. Einstmals blieb er bei der Rückkehr mittwegs stecken und unser Schreck war nicht klein, als wir „den Alten" husten und umher wandeln hörten, und erst nach geraumer Zeit, mit vereinten Kräften, den Durchgang ermöglichen konnten, wobei auf einiges Schinden und Quetschen keine

Rücksicht genommen ward; wenigstens nicht von meiner Seite.

Das Bäschen aber, ein frisches stattliches Mädchen, machte mich zum Vertrauten, als sie sich mit dem Geliebten, einem schönen, kräftigen Manne, jedoch keinem Anerben, schon all zu tief eingelassen hatte. Ich sollte auf meinen Vater einwirken und dieser auf den Oheim. Aber noch ehe derselbe herbei kommen konnte, brach das Ungewitter los. Das jammernde Mädchen mußte flüchten und erst nach geraumer Zeit kam durch geistliche und weltliche Vermittlung, wobei ich wunderlicher Weise auch eine Rolle spielte, Vergebung und Vermählung zu Stande. Ich fühlte dabei eine um so lebhaftere Genugthuung, als ich eigentlich eine gewisse Eifersucht empfunden hatte.

Das junge Paar setzte sich mit der beiderseitigen Mitgift und Aussteuer bescheiden zur Miethe, war fleißig und sparsam und führte eine der musterhaftesten und glücklichsten Ehen, die mir jemals vorgekommen sind. Ein bildhübsches Töchterchen ward die Freude der Eltern.

Ich aber muß wohl stets eine besondere Gabe zum Vertrauten gehabt haben. Vom Vertrauensknaben der Base bis zum Vertrauensmann Kurhessens und Bismarck's bin ich mit keinerlei Dingen so reichlich bedacht worden, wie mit Vertrauen. Ein Mal war ich sogar der Vertraute von Mutter und Vater und Tochter zugleich, die alle Geheimnisse vor einander hatten. Gar oft war ich in der Lage, förmlich schweigen und erst überlegen zu müssen, was ich sagen dürfe, was nicht.

Außer dem schon erwähnten Klavierspiel lernte ich bei dem trefflichen Lehrer in Wiedensahl noch etwas Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte u. s. w. Auch mit dem Französischen wurde ein Versuch gemacht, aber freilich kein glücklicher. Ein Kandidat der Theologie gab meinem Lehrer Unterricht und was dieser eben gelernt und nicht gelernt hatte, suchte der Brave schon wenige Tage darauf seinen Kindern und Schülern wieder beizubringen. Man kann denken, was daraus wurde. Gleichwohl verstand uns die Mutter des Lehrers vortrefflich. Wenn wir sagten: grandemère, pommes! rief sie sofort: Na blîwet man weg mit jûen Pums! Eck weit all, wat ji willt, ji willt Appel hebben.

Am schlimmsten sah es mit meinen Heilbestrebungen aus. Jahre lang war ich nun mit allen Arten von Thee, Mixturen, Salben, Fontanellen, Pflastern, ja sogar mit Hundefett, Kaninchenfellen und Bocksbeutelwolle, behandelt worden, ohne daß etwas Anderes als von Zeit zu Zeit eine kleine Verschlechterung wahrzunehmen gewesen wäre.

In der That mochte es übel genug mit mir stehen. Als ich eines Abends erschöpft auf einer Bank lag und man mich für eingeschlafen hielt, wurde mit Berufung auf die Andeutungen des Arztes mein Tod als zweifellos nahe bevorstehend besprochen und man wunderte sich nur, daß ich selbst noch so guten Muths dabei sei.

Allerdings hatte ich bisher an ein baldiges Hinscheiden nicht sonderlich gedacht, wenn ich auch eben so

wenig an eine völlige Wiederherstellung glaubte. Aber Eins kam mir nun doch zum Bewußtsein: wozu, sagte ich mir, diese endlosen Quälereien, wenn doch keine Besserung zu erwarten ist? Ich entledigte mich daher, als ich im Frühjahr 1825 nach Rehren zurückkehrte, aller Pflaster und Einwickelungen, wusch mich mit kaltem Wasser, setzte mich jeder Witterung aus und siehe da: nach einem heftigen Blutauswurfe trat ein Umschwung ein, Kräfte und Frische nahmen zu, ich lebte wieder auf.

II.

Gymnasial- und Universitätsjahre.

So war der Herbst 1825 herangekommen und mit ihm wiederum die Frage nach dem Lebensberuf.

Dies Mal wurde nach langen Berathungen auf meinen Wunsch beschlossen, daß ich zunächst auf ein paar Jahre die „hohe Schule“ in Rinteln besuchen solle.

Die Kosten eines solchen Besuchs waren für das Hauswesen der Eltern gerade keine Kleinigkeit. Natürlich wurde daher Alles aufs einfachste und sparsamste eingerichtet. Und wie billig brachten wir's in der That zu Stande! Nach genauester Buchführung haben die Jahresausgaben in Rinteln nie hundert Thaler überschritten; im ersten Jahre betrug die Ausgabe sogar nur 60 Thaler 15 Gutegroschen 7 Heller, im zweiten 81 Thlr. 12 Ggr., später etwa 90 Thlr., jedoch einschließlich Dessen, was ich nun schon durch Stundengeben verdiente. Freilich war mein Bücherschatz stets äußerst gering. Und doch meinte einst ein Dorfgenoß, der mich besuchte: Gott sêgn' üs un bewahr' üs! wat mot dar

en Kop tauhören, wo dat alle heningeit! Und beim Scheiden gab er nicht undeutlich zu verstehen: er hoffe, daß doch auch einige „geistliche Sachen" darunter seien, und daß nicht lauter „Schelmenstücke" darin ständen.

Ich fand Kaffe, Tisch und Unterkommen zunächst bei einem Geschwisterpaare, das eine Töchterschule hielt, und theilte das Arbeitszimmer mit zwei Terzianern, die mir natürlich an gelehrten Kenntnissen weit überlegen waren. Ich knüpfte daran die Hoffnung einer gewissen Beihülfe; allein der Eine fand das unter seiner Würde, wie es schien, und der Andere wurde nur nach und nach freundlicher gegen mich. Ich gab leider, obwohl unschuldiger Weise, zu unliebsamen Vergleichen Anlaß. Eine der alten Damen faßte nämlich eine gewisse Neigung zu mir, ohne daß dies Verhältniß jedoch ihrer Liebe zu einem kleinen vierbeinigen Günstling Abbruch that. Sie fand fast Alles ganz vortrefflich an mir, obgleich sehr bemerkenswerthe Mängel zu Tage traten. Namentlich rühmte sie es, daß mein Haar immer so glatt an den Schläfen liege. Der Gegensatz ergab sich dann von selbst. Der erwähnte Stubengenoß, dessen Haar weit ansehnlicher, aber freilich etwas strammer war, als das meinige, liebte es, dasselbe weit abstehen zu lassen. Wiederholt wurde er daher zum Kaffe oder Mittagsessen mit der Bemerkung empfangen: Nun sehen Sie mal, Otto, wie nett der Oetker aussieht und Ihr Kopf ist wieder wie eine Wandeule!

Das verdroß denn mit Recht den Otto. Doch setzte

er den Angriffen nur stille Verachtung entgegen und konnte bald nachher gar munter darüber lachen. Wir wurden in Kürze gute Freunde, und sind es auch geblieben. Ich meiner Seits war gewissenhaft genug, die Feuerung zu schonen, wenn ich während der Singstunden, an denen ich natürlich nicht Theil nehmen konnte, allein zu Hause saß und es mitunter so „abgekühlt" fand, daß ich ein Mal die gefrorene Tinte mit dem Federmesser zerschnitt und mit dem Hauche des Mundes aufthaute, um etwas schreiben zu können. Der Freund verlobte sich früh, studirte später Theologie, ward nach geraumer Zeit ein trefflicher Pfarrherr im Hannoverschen und führte die Geliebte der Gymnasialzeit treulich heim. Leider hat sich's seit der Studienzeit niemals fügen wollen, ihn wieder zu sehen. Den besten Gruß, wenn ihn diese Zeilen treffen!

Ich kam, bereits volle 16½ Jahr alt, nach Quarta, der untersten Klasse, die es damals in Rinteln gab. Es wurden darin eine Menge von Kenntnissen vorausgesetzt, die ich durchaus nicht besaß. Ich hätte mich daher nicht beklagen können, wenn ich überhaupt zurückgewiesen worden wäre. Allein da ich in andern Richtungen, namentlich in religiösen Dingen, besser ausgestattet war, so mochte der Direktor Wiß, wie oft er auch bei der Vorprüfung das Haupt schüttelte, ein Einsehen haben. Er reihte mich sogar noch der obern Ordnung an und als einer der Klassenlehrer sein schweres Bedenken aussprach, meinte er kurzweg: Herr Kollege, Sie sollen sehen, es macht sich!

Und es machte sich wirklich! Anfangs freilich wunderlich genug. Ohne jegliche Bekanntschaft und Anweisung, unter lauter fremden Gesichtern, unter ungezogenen, höhnenden Jungen, in unmodischer Kleidung, dabei schüchtern und zugleich empfindlich, wie sollte ich da zurecht kommen? Kein Wunder, wenn meine ersten lateinischen „Exerzizien" fast „aus lauter Nominativen und Infinitiven bestanden!" Und kein Wunder auch, wenn ich sonst unzählige Male fehlgriff und oft erst nach langem Suchen und Mühen erkannte, daß ich auf Mißwegen war, wenn mir lange Jahre hindurch die ärgerlichsten Bleigewichte an den Füßen hingen.

Es wurde mir bald klar, daß ich mich vor allen Dingen körperlich in Achtung zu setzen habe. Und das gelang denn auch gründlich, ohne daß ich einen eigentlichen Eselskinnbacken in Bewegung zu setzen brauchte. Noch gründlicher und dauernder aber war das Ansehen, das ich mir auch sonst in kurzer Zeit erwarb. Dr. Eduard Jacobi, der damals in jugendlicher Frische und geistsprühender Weise den griechischen Unterricht ertheilte, stellte mich schon nach den ersten Wochen „als Muster" auf, welches Lob jetzt keinen wesentlichen Nachtheil mehr ausübte, da ich täglich mehr einsehen lernte, wie unendlich viel zu thun war.

Auch die übrigen Lehrer wurden bald meine Gönner. Sogar der Zeichenlehrer Storck fand niemals Grund, mir den kleinsten „Tadelsstrich" zu machen, während dies einmal einem Nachbarschüler um deßwillen widerfahren

war, „weil er einen Löwen zerrissen“ — nämlich ein Vorlegeblatt.

Nur dem Singlehrer habe ich niemals Wohlgefallen einzuflößen vermocht. Ich vergesse nie den Eindruck, den mein erster und einziger „Ton“ auf ihn hervorbrachte. Als ich mich vorschriftsmäßig bei dem würdigen Herrn meldete, empfing er mich höchst freundlich, da er offenbar nach meiner Gestalt einen rechtschaffenen Baß in mir erwartete. „Nun, lieber Oetker,“ sagte er, „geben Sie mal einen Ton an!“ — O, dieser Ton! . . . Der treffliche Mann hat nie einen zweiten von mir begehrt.

Als die übliche halbjährliche Versetzung zu Ostern 1826 Statt fand, sprang ich unter zahlreichen „Belobungen“ und mit rühmender Erwähnung im Schulprogramm mitten aus Quarta, über Unterterzia hinweg, sogleich nach Oberterzia.

„Da wird er sich nicht halten können,“ meinten Viele. Allein das alte Fräulein sagte bestimmt: „Bei solcher Haarordnung ist Vieles möglich; aber — Wandeulen! . . .“

Und zu ihrer großen Genugthuung und fast zu meinem eigenen Schrecken begab sich's denn auch, daß ich nicht nur meinen Platz behauptete, sondern bei der Michaelisversetzung sogar nach Sekunda kam und gar Manche, die sich über mich lustig gemacht hatten, zurück ließ.

Also in einem einzigen Jahre von Mitte Quarta nach Sekunda! Das war „noch nicht dagewesen.“ —

Allein eine solche Raschheit hatte ihre sehr bedenklichen Seiten. Bei den wiederholten Sprüngen konnte es nicht fehlen, daß sich bedeutende Lücken in den verschiedenen Unterrichtsgegenständen ergaben, und ich machte gar oft die Erfahrung, wie schwer es ist, solche Lücken später ohne alle Anleitung gehörig auszufüllen. Noch viele Jahre lang blieben mir Dinge fremd oder ungeläufig, die Anderen schon in den Kinderschuhen bekannt geworden waren. Einiges habe ich sogar erst in späten Lebensjahren klarer und vollständiger kennen lernen können, was eigentlich nach Terzia und Sekunda gehört hätte.

Besorgnißerregender war noch, daß sich mein Gesundheitszustand wieder verschlimmerte. Es zeigten sich namentlich Folgen von Ueberarbeitung, mangelhafter Ernährung und dergleichen; insbesondere kamen skrophulöse Leiden zum Vorschein. Indessen überdauerte ich den Winter noch leidlich genug und lernte sogar das Schlittschuhlaufen mit leidenschaftlicher Hingabe. Im nächsten Sommer, 1827, aber ward ich genöthigt, eine Unterbrechung eintreten zu lassen und mich einige Wochen nach Hause zu begeben.

Da kam denn abermals meine Zukunft zur Sprache. Prediger, Lehrer u. dergl. konnte ich nicht werden; das stand jetzt zweifellos fest. Zum Privatgelehrten, zum Naturforscher z. B., wohin meine Neigungen am meisten zielten, war noch weniger zu rathen; denn dazu fehlte Vermögen und Gesundheit. Zum Arzt, hieß es, sei ich zu schwächlich u. s. w. u. s. w.

Ich weiß nicht recht, wer oder was eigentlich den Gedanken eingab, die Kaufmannschaft zu ergreifen. Aber es ward dies in der That beschlossen. Als ich nach Rinteln zurückkam, mußte ich das Griechische aufgeben, Privatstunden im Französischen und Englischen nehmen rc.

Allein so sehr mir die neuen Sprachen zusagten, so ward mir doch bald der ganze Plan zuwider. Als mir Dr. Jacobi beim ersten Zusammentreffen zurief: Apostata! kamen mir fast die Thränen in die Augen. Der treffliche Mann reichte mir die Hand und sagte tröstlich: nur Geduld, lieber Oetker, Sie kehren doch noch zurück.

Und ich kehrte wirklich zurück. Schon im nächsten Halbjahr nahm ich das Griechische wieder auf und brachte es auch trotz der Störung dahin, daß ich beim Abgange „recht gut" darin zu bestehen vermochte.

Jacobi hatte inzwischen die Anstalt verlassen. Er wurde Hofprediger in Koburg, später Oberhofprediger, Oberkonsistorialrath, Ministerialrath in Gotha, und ich kam zufällig erst in späterem Lebensalter wieder in nähere und herzlichere Berührung mit ihm. Seine Ermunterungen indessen waren mir stets unvergeßlich geblieben. Als er einst, noch in den ersten Halbjahren meiner Gymnasialzeit, den Phädrus erklärte und dazu eine Einleitung gab, welche wir kurz nachschreiben und dann näher bearbeiten sollten, waren die meisten Darstellungen im höchsten Grade mangelhaft. Nur die meinige schien ihm einigermaßen zu genügen; denn er las sie zum Theil vor. Dann trat er mir näher, sah

mir eindringlich ins Gesicht und sagte freundlich, indem er mir auf die Schulter klopfte: „Was Sie auch beginnen werden, es wird gut gehen!"

Als er später, nach fast 40 Jahren, einmal äußerte: Hassenpflug und Genossen hätten mir das Leben doch recht sauer gemacht; er habe oft gefürchtet, daß ich nicht mit ihnen auskommen werde ꝛc. — da erinnerte ich den trefflichen Mann an jene alte gute Meinung von mir, der ich doch habe entsprechen müssen, was ihn herzlich vergnügte. Aber das Griechische, meinte er neckend, hast du doch eigentlich niemals recht wieder eingeholt; ich will wetten, meine Frau setzt dich auf den Sand. Als ich das für leicht möglich erklärte, lachte er heiter: ah keine artige Ausflucht! nimm dich zusammen! Dann rief er die Gattin, und nun trug in der That die liebenswürdige Frau eine Reihe griechischer Stellen aus dem Gedächtnisse vor, von denen ich zu seinem großen Ergetzen bekennen mußte, daß ich sie nicht entfernt kannte noch verstand; er hatte sie ihr mit vielem Behagen eingeübt.

Aeußerst ergetzlich wußte Jacobi manche Erlebnisse der Lehrerzeit zu erzählen. Einer der Amtsgenossen pflegte sich, sobald er ärgerlich wurde, etwas unklar und wunderlich auszudrücken. Einst hielt er einem Schüler das Aufsatzheft, in welchem ein vorschriftsmäßiges Löschblatt fehlte, mit den zornigen Worten entgegen: „Knabe, worin ist es nicht?" Und als dieser verblüfft nicht zu antworten wußte, erscholl drohend zu des eben einge-

tretenen Jacobi Staunen und Erheiterung die weitere Frage: „Nun, erfahre ich noch immer nicht, worin es nicht ist?“ Die Antwort sollte lauten: Nicht in Ordnung. —

Jacobi starb, mir schmerzlich unerwartet, im Herbst 1865, etwa 69 Jahre alt.

Nächst Jacobi zeigte mir Dr. Garthe, der Physiker und Mathematiker des Gymnasiums, das meiste Wohlwollen. Er nahm sogar häufig bei seinen Beobachtungen und Berechnungen meine Hülfeleistung in Anspruch; auch galt ich nächst einem Herrn v. Waitz, der sich ganz der Mathematik und dem Baufach widmete, lange für den besten Mathematiker des Gymnasiums. Gleichwohl besaß ich nicht einmal ein vollständiges Reißzeug, sondern behalf mich mit selbstgefertigten Maßstäben, und hatte mir in den Ferien sogar, meine alten Fertigkeiten wiederaufnehmend, einen vollständigen Meßtisch angefertigt, was den Lehrer nicht wenig in Erstaunen setzte.

Garthe erwarb sich durch eine Reihe klarer Lehrbücher und durch einen wohldurchdachten „Kosmoglobus“ einen Namen, und ward 1831 als Realschul-Oberlehrer nach Köln berufen, wo er segensreich wirkte und wo ich den hochbetagten, aber noch jugendlich rüstigen, stattlichen Freund, dessen volles Haar kaum ergraut war, im Sommer 1863 besuchte. Die Schöpfung des Kölner Thiergartens war hauptsächlich sein Werk. Auch durch öffentliche Vorträge zeichnete er sich aus. So war er

der Erste, welcher den Foucault'schen Beweis für die Achsendrehung der Erde im Chor des Kölner Domes vorführte. Garthe starb, achtzigjährig, am 21. Januar 1876; er war der Letztlebende von allen meinen Lehrern.

Auch der Direktor der Anstalt, Professor Dr. Wiß, blieb mir stets ein wohlgeneigter Lehrer und Freund. Er war unverdrossen, mir Aufschlüsse zu geben, nachdem ich mir einmal das Herz gefaßt hatte, ihn darum anzugehen. So saß er einst bis in die späte Nacht in seinem stets mit Tabacksdampf erfüllten Arbeitszimmer mit mir, um den ersten Gesang der Ilias, den ich unter Nachahmung der Vers- und Klang-Eigenthümlichkeiten in lateinische Hexameter übersetzt hatte, durchzugehen. Ich habe ihn selten so vergnügt gesehen; ein Mal über das andere strich er schmunzelnd mit der breiten Hand über das volle Luther-Gesicht und rief: bene, optime! Das Wiedergeben des χωόμενος κῆρ mit stomachans cor machte ihn zwar Anfangs stutzig; dann aber war er doch zufrieden oder wußte wenigstens nicht gleich „etwas Besseres," und schließlich versicherte er, mir das Heft und die Hand zum Abschied reichend: das können Sie getrost drucken lassen. Allein es ist weder zum Druck noch zur Fortsetzung des Versuchs gekommen, von dem ich überhaupt nicht weiß, was in den Wirrnissen des ferneren Lebens daraus geworden ist.

Wiß war eine starke, ansehnliche Erscheinung und verstand es vortrefflich, Alles, namentlich die Schulfeierlichkeiten, mit einer gewissen stimmungsvollen Würde,

ich möchte fast sagen, Heiligkeit zu umgeben. Sein Ansehen war unbestreitbar. Wenn der Lehrer des Französischen sich nicht mehr zu helfen wußte, und drohend rief: „ich gehe zum Herrn Direktor," so blieb das selten ohne alle Wirkung. Dabei konnte der ernste Professor auch aufs heiterste lachen, selbst in den Lehrstunden. Er führte bei den Schülern den Beinamen Lips, auch wohl Vater Lips. Als er nun einst in der Erklärung des Theokrit bei der gleichlautenden Bezeichnung des Südwest-Windes etwas verweilte, entstand schon allgemeines Gekicher; als er dann aber noch schmunzelnd hinzufügte: λίψ, est eurus, vel potius africus; etiam professor Marburgensis, und Einige flüsterten: nec non Rinteliensis — da brach das lauteste Gelächter aus, in welches der Rinteliensis allem Anschein nach ahnungslos, jedenfalls aber aufs heiterste miteinstimmte.

Wiß sprach gern und fließend lateinisch; die römische Ausdrucksweise war ihm so zur andern Natur geworden, daß manche Wendungen, z. B. Sicuti — sic, selbst in seinen deutschen Reden fast auffällig hervortraten, und er im Stande war, auch Nichtlateinern gegenüber sich lateinisch auszudrücken. So rief er einst dem Pedellen, der einen gekauften Schwamm ablieferte, zur allgemeinen Erheiterung zu: quanti constat? — Wiß kam später als Prediger nach Fulda. Dort war ich einst unter Freunden bei ihm zu Tisch. Mit fröhlichem Behagen sprach er über die frühere Zeit und von seinen „besten Schülern"

und holte zum Nachtisch seine Amtstagebücher von Rinteln herbei, worin er böse und gute Streiche und Urtheile verzeichnet hatte. Seine ersten Bemerkungen über mich lauteten schmeichelhaft genug. Ja, habe ich nicht Recht gehabt? fragte er triumphirend.

Wiß war auch der Einzige, der ein Stück von einem zukünftigen Politikus in mir zu ahnen schien. Der Unterricht im Deutschen gipfelte in Prima darin, daß man aus dem Stegreif über ein eben gegebenes Thema frei reden mußte. Bei der Kleinheit des Raumes machte ich trotz meiner Heiserkeit den Versuch, „über die Segnungen und Gefahren der Freiheit“ Etwas zu sagen. Man kann denken, in welchem Sinne das geschah. Wiß schmunzelte mit dem ganzen Gesicht, sprach Etwas von „Vorsicht“ und seufzte dann gleich mir: „ja, wenn nur die Stimme besser wäre!“

Von den übrigen Lehrern flößte mir Dr. Schieck eine besondere Achtung ein. Er wurde in späteren Zeiten Direktor der Anstalt und übte trotz einer gewissen Trockenheit und Steifheit von allen Lehrern vielleicht den segensreichsten Einfluß auf uns aus, da er viele Ranken beschnitt, die sonst mitunter übermäßig wucherten. Noch in seinen letzten Lebensjahren soll er mich für seinen „besten Schüler“ erklärt haben, was mir indessen bedenklich erscheint, da es jedenfalls bessere Griechen und auch einige fertigere Lateiner gab. Aus seinem Nachlasse wurde mir ein längst vergessener Aufsatz „Herbstes-wehmuth“ zugestellt, den er sich, wie er das bei „guten

Arbeiten" zu thun pflegte, in ehrender Anerkennung einst hatte abschreiben lassen.

Nicht minder blieb mir Dr. Fuldner, der unser „bester Lateiner," wenigstens der gewandteste, und dabei ein beliebter Kanzelredner war, stets ein treuer und wohlwollender Freund. Er hätte eine vielbewunderte Schönheit, eine Schwester Karl Wippermann's, geheirathet und ward am Polterabend von uns so reichlich mit Topfscherben bedacht, daß ihm „des Segens fast zu viel" wurde. Auch andere Kreise nahmen an der Vermählung den lebhaftesten Antheil. Jacobi brachte einen dichterischen Gruß, von dem mir noch die Verse in Erinnerung sind:

Psyche und Nausikaa
Die stehn in Albertinen da.

Fuldner starb, noch in frühen Jahren, 1858, als Gymnasiallehrer in Marburg.

Auch Dr. Boclo, der eifrige Lehrer der Erdkunde und Geschichte, war mir stets wohlgewogen. Man lernte zwar nach dem Urtheil der Schüler „nicht viel" bei ihm, und das war für diese sicher beklagenswerth; allein wer ernstlich wollte, konnte schon lernen. Ich hatte mir bald gemerkt, worauf er beim Fragen Werth legte, und kannte das fast immer ziemlich genau. Insbesondere vermochte ich aus seinem „Lehrbuch der deutschen Geschichte" stets geläufig anzuführen, daß am 18. Oktober 1813 bei Leipzig „1500 Kanonen und Mörser unaufhörlich Tod

und Verderben gegen einander brüllten," und daß in der Nacht die Flammen von neun brennenden Dörfern matt ein Leichenfeld beleuchteten, auf dem der Tod eine furchtbare Ernte gehalten hatte.

Den Unterricht im Französischen und Englischen, der leider sehr spärlich war, ertheilte ein früherer Mediziner, Dr. von Manikowsky. Er sagte uns oftmals redlich und eindringlich voraus, daß wir eine bessere Kenntniß der beiden Sprachen dereinst noch schmerzlich entbehren würden; aber was half's?... Seine Stunden wurden meist für Anderes benutzt oder nutzlos verthan. Nur Wenige, darunter ein Sprößling französischen Bluts aus Karlshafen, E. Suchier, leisteten Besseres. Auch ich ward wohl noch zu den „Guten" gerechnet, obgleich ich später nur allzuviel nachzuholen hatte.

So stand ich denn mit den meisten Lehrern auf gutem, ja bestem Fuße. Und doch eigentlich mit keinem in solchem Grade, wie ich es wohl gewünscht hätte. Selbst mit Jacobi nicht. Auch er wußte sich offenbar in meine Lage nicht recht hineinzudenken. Und obendrein verlor ich ihn allzufrüh. Wie viel Erleichterung, welche Förderung hätten mir oft ein paar rathende, leitende Worte gewähren können! Und welcher Segen wäre mir erst aufgegangen, wenn ich den Einblick in ein klares, wohlgeordnetes Lehren und Lernen, in den Zusammenhang alles Wissens gewonnen hätte, wenn ich durch den Reiz einer harmonischen Gesammtbildung, einer anmuthigen Geselligkeit gehoben worden wäre!

Weniger gewogen als die Lehrer oder vielmehr fast ganz unbekannt waren mir die Gattinnen derselben. Eine davon hatte zwar „Notiz" von mir genommen, aber offenbar nicht zu ihrer Befriedigung, denn sie sollte sogar geäußert haben, daß ich doch nicht wohl in ihrem Salon erscheinen könne 2c. So wenig ich nun hiernach Verlangen getragen hatte, so verdroß mich die Sache doch sehr. Indessen nahm ich sie nicht von der tragischen, sondern mehr von der komischen Seite, indem ich mich in einem scherzhaften Heldengedicht zu rächen suchte. Dasselbe fiel jedoch zu beißend aus, und hatte auch sonst zu viel Bedenkliches, als daß es trotz einer spätern Ueberarbeitung hätte bekannt werden können. Nur ein ziemlich harmloses Stück: „Die verunglückte Landpartie" — ist einmal zum Abdruck gekommen.

Uebrigens hatte die Frau, von ihrem Standpunkte aus, nicht ganz Unrecht. Meine Haltung und mein Benehmen waren in der That noch derart, daß von „Salonfähigkeit" nicht wohl die Rede sein konnte. Zwar zählte mein Aufenthalt in der Stadt schon nach Jahren; allein ich hatte gar wenig Umgang, namentlich in Familien höherer Stände. Theils war ich zu fleißig, theils zu schüchtern und zu zaghaft, namentlich dem weiblichen Geschlecht gegenüber. Oft auch hielt mich eine gewisse Empfindlichkeit von Andern fern, weil ich es leicht aufs unangenehmste herausfühlte, wenn ich irgendwie oder wo gegen das Herkömmliche des städtischen Lebens, wenn auch noch so leise, verstoßen hatte.

Allmählich jedoch änderte sich das. Ich faßte mir ein Herz und suchte ernstlich dem „Feinen“ und „Vornehmen“ nachzustreben, was denn auch nicht ganz ohne Erfolg blieb. „Sobald du dir vertraust, so weißt du auch zu leben.“ Ich kannte zwar damals diese Worte noch nicht, allein ich lebte schon ein wenig in ihrem Sinne. Und vermochte ich auch der Schönheit und dem Frauenthum gegenüber niemals, selbst nicht in spätern Jahren, so keck und so selbstvertrauend aufzutreten, wie viele Andere, so stand ich doch im Uebrigen meist auf sichern Füßen. Ja ich machte bald die Entdeckung, daß ich in manchen Dingen eigentlich viel zarter dachte und mich feiner ausdrückte als die „vornehmen Leute.“ Einst besuchte ich einen Schulgenossen aus angesehener Familie, der sich häufiges Ausspucken angewöhnt hatte. Sein Vater war darüber erzürnt, d. h. er schmälte nicht über das Ausspucken an sich, sondern darüber, daß der Stammhalter dies nicht kräftiger und schwunghafter zu bewerkstelligen verstand. „Junge,“ rief er plötzlich und sprang zornig empor, „wenn du speien willst, so speie wie ein Held und nicht als wenn eine Ente s—!“

Ei, ei! dachte ich, ist das vornehm?...

Doch mußte ich auch andererseits gestehen, daß die bezeichnungsvolle Kraftsprache des alten Haudegen mir eigentlich gar nicht so übel gefiel...

Aber freilich, setzte ich sofort hinzu: die Urkraft der heimathlichen Bauernsprüchwörter und Dorfredensarten erreicht er doch nicht!...

Im Jahre 1869 ward das fünfzigjährige Jubiläum des Gymnasiums gefeiert, an dem ich leider wegen Krankheit nicht Theil nehmen konnte. Von den einstigen Lehrern lebten damals nur noch zwei: Garthe und Storck. Dieser war noch in voller Thätigkeit an der Anstalt und feierte zugleich sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, indem er gleich bei der Gründung, 1819, das Zeichenlehramt übernommen hatte. — Als ich mich ererkundigte, womit man dem braven Manne wohl eine besondere Freude machen könne, wurde mir mitgetheilt, er habe sich oft Vorhänge für sein „gutes Zimmer" gewünscht, niemals es aber so weit bringen können, sie anzuschaffen. Ich gab daher die nöthigen Aufträge und hatte auch die Freude, daß der alte Junggesell noch einige Zeit des ersehnten, ungewohnten Schmuckes genoß.

Von den einstmaligen Schülern des Gymnasiums sind einige, die zugleich meine nächsten Freunde und Mitstreber waren, allgemeiner bekannt geworden. Wilhelm Dunker, der berühmte Paläontologe, wurde schon oben genannt. Franz Dingelstedt, jetzt Freiherr von Dingelstedt, bedarf nicht erst der Erwähnung. Alexander von Münchhausen wurde Minister des Königs Ernst August. Karl Kahler stand als Regierungsrath und grundgescheidter Mann im Begriff, eine glänzende Laufbahn in Hessen zu machen, als er auf den Gedanken kam, den Abschied zu nehmen und sich auf sein Hauswesen, auf Küche und Kindererziehung, zurückzuziehen. Ferdinand König starb früh als Regierungsrath in Kassel.

Berger, Julius Schmeißer, Pomy u. A. lebten und leben zum Theil noch als Geistliche in der Grafschaft Schaumburg und haben in ihrer gesunden Thätigkeit jenen Landestheil davor bewahrt, von den Lehren Vilmar's und ihren Folgen überflutet zu werden. Selberg und Wilhelm Kahler wurden tüchtige Aerzte in Rinteln und Oldendorf. Fr. Pistor, der bei Wiß wohnte und sich durch ein starkes Geschichtsgedächtniß hervorthat, starb 1872 in seinem Geburtsorte Schmalkalden, wo er Buchhändler und Bürgermeister geworden war. Sein Freund und Landsmann, Gustav Adolf Vogel, gelangte nach mancherlei Fahrten in die Redakzion des Frankfurter Journals, wo er noch thätig sein wird. Er zeigte oft viel Sinn für Scherz und Laune und schrieb z. B.: „Der Katzenjammer heilbar." Andere sind mir später aus dem Gesicht gekommen; so ein munterer Freund Lindemann und ein ungewöhnliches Sprachtalent, Namens Thiermann. Einem früheren Geschlechte der Schule gehörten Karl Wilhelm Wippermann und Karl Meyer, der als Konsistorialrath in Koburg starb, an, einem späteren Julius Rodenberg u. A.

Mit Dingelstedt wetteiferte ich im Deutschen und Lateinischen, mit Dunker in der Anfertigung von Papparbeiten und in der Auffindung schöner Exemplare von Limnaea spiralis und auricularia &c., was aber immer dahin führte, daß schließlich meine besten Stücke in seine Sammlung übergingen, wenn auch mitunter erst in späterer Zeit. Wir geriethen beim Suchen zuweilen so in Eifer, daß

wir Wind und Wetter übersahen; auch hielten wir als echte Sammler nicht selten einen Fundort geheim bis erst ein „guter“ Austausch Statt gefunden hatte, oder der Eifer des Andern dieselbe Entdeckung machte. Später haben wir oft über unsere Händel und Schliche gescherzt, wobei ich natürlich meist den Kürzeren gezogen zu haben behauptete.

Einst hätte ein geheimer Streifzug leicht übel ausfallen können. Ich hatte auf der Paschenburg einige Versteinerungen bemerkt, die nur schwer zugänglich waren. Allein, rittlings auf dem Felsen sitzend, versuchte ich die Loshämmerung. Da überlief mich plötzlich ein sonderbar unbehagliches Gefühl und ich zog mich mit halber Beute zurück. Nach einiger Zeit war das ganze Felsenstück abgestürzt.

In ähnlichen Lagen bin ich öfter gewesen, mitunter sogar in sehr ernsten. Einst wurde beim Obstabnehmen eine große Leiter durch einen Ast so unversehens zurückgeschnellt, daß sie über mich herfiel, jedoch so glücklich, daß ich unversehrt zwischen den Sprossen stand. Ein ander Mal gerieth ich unter Pferdehufe. Ein drittes Mal sprang mir ein Pistol in der Hand; die Stücke flogen mir und dem Freunde, der es geladen hatte, um die Ohren, aber wir blieben beide unverletzt ... Und endlich schlug im ebenerbauten Reichstagssaale während eines starken Redestroms eine unter der Decke losgespülte Stuckverzierung dicht an meiner Schläfe nieder. Bei der Gelegenheit fiel mir ein, daß ich als Kind auch einmal

in Wassersgefahr gewesen bin und eine alte Frau meine Mutter gutmüthig mit den Worten beruhigt haben soll: Geven se seck man tau frêe! wer hängen schall, kumt nich in Water um!

Zu meinem Leidwesen verließ Dunker das Gymnasium schon früh, um in Obernkirchen praktischen Bergbau zu treiben. Dort führte er auch mich in die Eingeweide der Erde ein, was mir indessen bald Unheil gebracht hätte, da wir beim leichten Einfahren die Schwierigkeiten des Aufsteigens für meine Kurzathmigkeit außer Acht gelassen hatten.

Dann studirte Dunker in Göttingen, ward Lehrer in Kassel und Professor der Mineralogie in Marburg, wo er noch wirkt. Im Sommer d. J. 1852 besuchte er mich während meiner Flüchtlingszeit auf Helgoland. Zum Glück wanderten dort wiederum meine „besten Exemplare," namentlich meine Seeigel-Präparate; in seine Kisten; denn sie wären sonst mit den übrigen dem Verderben verfallen. So aber sind sie noch jetzt, wie der Freund versichert, eine Zierde seiner Sammlung; und in der That habe ich weder in Brüssel, noch in Paris, noch sonstwo, Exemplare von gleichem Werth gesehen. Das alles ist Herrn Hassenpflug zu verdanken.

Dingelstedt, obwohl fünf Jahre jünger denn ich, saß schon in Sekunda, als ich ihn kennen lernte. Er war ein überaus zartes Bürschlein, mit schwanken, schmächtigen Beinen und Armen, klugen Augen, hübschem, bleichem, fast kränklichem Gesicht. Man hätte fürchten können,

der nächste Windstoß werde ihn über den Haufen werfen; aber geistig stand er desto fester, und die meisten Lehrer waren seines Lobes voll. Auf Antrieb des Vaters führte er ein Tagebuch, worin gar oft mit aller Gewissenhaftigkeit eingetragen war: „Zwei Mal in der Schule gewesen und mit Klincksieck gespielt.“ Dieser Spielgenoß wurde später Buchhändler in Paris, Rue de Lille 11, und besuchte mich 1870 als Vertriebener in Berlin.

Dingelstedt's Hauptleidenschaft in der Gymnasialzeit schienen „Boltches“ und Aepfel zu sein; jene waren damals in Rinteln ein beliebtes Gebäck, zu diesen lockte ihn eine alte Hökerin am Wege: „Heda, heda, Musche Dingelstedt! wieder von die dicken Bischenetten, drei vorn Groschen!“

Unsere Bekanntschaft leitete ich dadurch ein, daß ich ihm „den Jacobs“ abkaufte. Eigentlich war das Buch „zu theuer,“ wie der Freund später lachend zugestand; allein sein Vater, welcher dasselbe prüfend durchblätterte, schien den Preis eher zu gering zu finden. Doch wurde schließlich der Handel genehmigt; denn „ein Wort, ein Wort!“ sagte der Ehrenfeste. Die Bekanntschaft, auf die ich es meinerseits hauptsächlich abgesehen hatte, war gemacht, und ich blieb mit dem Freunde lange Jahre in steter genauester Verbindung.

Es war mir längst eine drückende Sorge gewesen, daß ich nach der Gesetzgebung Kurhessens nicht ohne besondere Erlaubniß des Kurfürsten studiren durfte. Direktor Wiß beruhigte mich zwar immer, und meinte: lassen

Sie mich nur sorgen! Aber schon der bloße Gedanke, einer solchen Erlaubniß zu bedürfen und sie erst erbitten zu müssen, war mir unerträglich. Wie gern wäre ich dem Beispiele Dunker's gefolgt, wenn ich nur Geld und Gesundheit dazu gehabt hätte!

Da auf ein Mal legte sich ein Umstand ins Mittel, an den bisher Niemand gedacht hatte: am 15. September 1830 verlangten die Kasselaner eine Verfassung, am 5. Januar 1831 ward sie vollzogen, am 8. verkündigt, dann von allen Achtzehnjährigen beschworen, dann bejubelt, betanzt, besungen u. s. w.

Auch in Rinteln fand ein „Verfassungsball" Statt; auch das Gymnasium nahm daran Theil; auch ich ging hin, der ich sonst, abgesehen von dem „Flachsbier," noch niemals an dergleichen Vergnügungen Theil genommen hatte.

Der Eid auf die Verfassung war mein erster Eidschwur. Als Karl W. Wippermann, der damals Stadtsekretär in Rinteln war und später der bekannte Freiheitsmann und kurhessische Finanzminister wurde, die Verfassungsurkunde vorlas und die Hauptstellen besonders betonte, erklang es mir wie ein Evangelium, daß nach § 27 „die Wahl des Berufs" künftig frei war. Ich bedurfte nun keiner Erlaubniß mehr.

Allein fast wäre es jetzt mit dem Studiren überhaupt aus gewesen. Denn ich trug auf dem Heimwege vom Verfassungsball eine Erkältung und in Folge dieser eine Lungenentzündung davon, die mich an den

Rand des Grabes brachte und deren Nachwehen ich nie ganz überwunden habe.

An eine Vorbereitung zur Prüfung der Reife, wie solche üblich war, stand nun nicht zu denken. Ja ich durfte noch nicht einmal das Bett verlassen, als die Genossen bereits zu den schriftlichen Arbeiten berufen wurden. Das hätte leicht verhängnißvoll werden können, nämlich für die Anderen, denn sie hatten sich in Betreff der mathematischen Arbeiten sämmtlich auf mich verlassen. Allein Dr. Garthe, der mich zuweilen besuchte, machte es gnädig; Alle kamen durch. Dingelstedt, der drei Jahre in Prima gesessen hatte und doch noch keine siebzehn Jahre alt war, erhielt den höchsten Grad der Reife, welcher überhaupt gegeben wurde.

Und ich? Noch fortwährend an Bett und Zimmer gebannt, wollte ich mich schon darein ergeben, noch ein Halbjahr zu warten, als sich der Direktor Wiß selbst ins Mittel legte. Bei meiner Besorgniß wegen des Durchkommens lächelte er bloß und sorgte dann für das Weitere. Die schriftlichen Arbeiten wurden mir erlassen; zur mündlichen Prüfung wurde eine Art kurze Besprechung eingerichtet, und ich erhielt dann ein Zeugniß fast so glänzend wie Dingelstedt. Zur großen Freude der Mutter desselben, die mir ihr noch immer „so zartes Fränzchen" auf die Seele band, konnte ich also mit den Uebrigen zugleich nach Marburg abreisen.

In jenen Zeiten pflegte jeden Sonnabend eine sechssitzige „Diligence" von Rinteln abzugehen und gewöhn-

lich Montags in Kassel anzukommen. Sicher war dies jedoch nicht. Bei schlechtem Wetter namentlich war auf die Einhaltung der ordnungsmäßigen Zeit nicht zu rechnen. Auch wir hatten ein paar kleine Hemmnisse. Bei einer im Neubau begriffenen Wegstrecke ward etwas umgeworfen, jedoch nach zuvoriger Warnung und so, daß der Wagen an einem Baum hängen blieb. Später brach die Deichsel, und bei Beverungen wurden wir freundlichst eingeladen, etwas auszusteigen und zu Fuße zu gehen, weil „es hier gerade sehr schmutzig sei" und wir sonst leicht stecken bleiben könnten. — Indessen störte dies alles unsere gute Laune nicht. In Karlshafen wurde nach altem Herkommen in der Nacht Kaffe getrunken und zwar dergestalt, daß sich Jeder nach Belieben aus den auf dem Tisch stehenden Töpfen einschenkte und den üblichen Preis daneben legte und die Wirthin am andern Morgen das Geld vorfand.

So kamen wir glücklich in Kassel und noch glücklicher in Marburg an.

Und wie entzückend war die Aussicht, welche mir am andern Morgen — ich glaube es war der 25. April — mein Zimmer auf das in unbeschreiblicher Blüthenpracht daliegende Lahnthal gewährte!

Ich wohnte wieder bei einem Schuhmacher.

So war ich denn nun „auf der Universität!" Allein ich wußte noch immer nicht, was ich eigentlich studiren

sollte und wollte. Von allen Fakultäten und Fächern, was blieb anderes für mich, als Jurisprudenz? Aber welche Aussichten hatte ich mit meiner Heiserkeit und Kurzathmigkeit in einer Zeit, wo „Oeffentlichkeit und Mündlichkeit" zu den Hauptstichwörtern der Volksredner gehörten? . . .

Indessen ein Entschluß mußte gefaßt werden — und so ergab ich mich der Rechtskunde, wobei auch der praktische Umstand mit ins Gewicht fiel, daß mein Vater gerade bei einem Schäfereistreit betheiligt war, den die Gerichte eben zum zweiten Male in allen Instanzen zu Ungunsten des klagenden Theils entschieden hatten, während dieser nach meinem Rechtsgefühl schlechterdings hätte obsiegen müssen. Ich nahm mir daher vor, dem hier so versteckt gebliebenen Recht ganz besonders nachzuspüren, was denn auch vollkommen glückte, indem ich nach und nach dahinter kam, daß weder auf Besitzstörung, noch auf Vertrag, wie geschehen war, sich zu stützen, sondern mit einer dinglichen Klage vorzugehen sei.

Zunächst jedoch waren meine Rechtsstudien nicht von langer Dauer. Es traf mich wieder ein körperliches Mißgeschick. Ein Anlaß der elendesten Art zog mir eine Erkältung zu und dieser folgte eine höchst schmerzhafte Ischias, die mich Monate lang ans Bett fesselte. Kein Mittel half, nicht einmal drei brennende Moxen, bis schließlich „geduldiges Ruhigverhalten" das Beste that. Doch hatte ich immerhin den Vortheil von dem Unfall,

daß ich später die Polizei, die beim Ausstellen eines Passes durchaus „besondere Merkmale“ verlangte, auf die drei Brandnarben der Hüftgegend verweisen konnte, was die eifrige Sicherheitsbehörde freilich übel nehmen wollte. Und dann gewann ich auch Zeit, die Leihbibliothek des Buchhändlers Garthe, eines stattlichen Bruders meines rinteler Lehrers, gehörig kennen zu lernen, was nicht nur meine „Bildung“ beförderte, sondern auch später meinen Freund Kahler und mich vor Unannehmlichkeit bewahrte.

In keiner Beziehung war ich bisher so zurückgeblieben, als in der Kenntniß der schönen Literatur. Seit Peter Robert, und seit den „Ostereiern“ und der „schönen Magelone,“ die ich in Wiedensahl kennen gelernt hatte, war ich, abgesehen von den „Klassikern,“ die uns von Hildburghausen her zukamen, völlig unbekannt mit Romanen, Novellen und dergleichen literarischen Erzeugnissen. Wie weit stand ich in dieser Hinsicht hinter Dingelstedt zurück! Dem waren die Werke und Verdienste von Tromlitz, Blumenhagen, Clauren und vielen Anderen bekannter, als mir der kleine und der große Katechismus und selbst als Peter Robert's gefährliche Reisen zu Wasser und zu Lande. Erst spät, fast zu spät, war mir ein Licht aufgegangen, woher Dingelstedt seinen blumenreichen oder „blühenden Stil“ hatte, mit dem er mich oft schmählich aus dem Felde schlug.

Diesem Mangel in meiner Bildung suchte ich nun auf dem Ischias-Lager abzuhelfen und war dabei so in

Eifer gerathen, daß ich weit über das Ziel hinausschoß. Herr Garthe, der Leihbibliothekar, versicherte mir, ein solcher Leser sei ihm noch nicht vorgekommen. Aber was hatte ich auch zu leisten! Wie viel Bände gab's allein von Lafontaine, von Vandervelde, von Velani-Häberlin, von Spindler! Walter Scott und Andere gar nicht einmal gerechnet. Zum Glück war Luise Mühlbach damals noch nicht in rechter Thätigkeit, sonst wäre ich vollends nicht fertig geworden. Aber fertig wurde ich auch so nicht, obwohl sich meine Leidenschaft bis ins zweite und dritte Halbjahr hineinzog, eine Zeit, die ich für Pandekten und Deutsches Privatrecht dringend nöthig gehabt hätte.

Dazu kam, daß wir uns vorsetzten, auch selbst zu schriftstellern. Namentlich bildete ich mit Dingelstedt, Selberg und einigen Anderen ein „literarisches Kränzchen," das zwar sehr unfruchtbar blieb, aber immerhin Zeit genug hinwegnahm. Doch kam es 1836 in Kassel zu einer Art Fortsetzung desselben, und damals ergab sich auch wirklich ein kleines Fruchtstück, nämlich das von Dingelstedt bei Bohne in Kassel herausgegebene „Hessische Album," das von Heinrich König, Heinrich Scheffer, vom Herausgeber u. s. w. werthvolle Beiträge brachte.

Das Einzige, was mich unter meinen Papieren an jene marburger Versuchszeit erinnert, ist „Der sterbende Jüngling." Unser kleiner Kreis hatte nämlich, ich glaube auf Dingelstedt's Anlaß, die Behandlung dieses Gegenstandes zur Vereinsaufgabe gewählt. Obwohl ich selber

nicht sonderlich damit einverstanden war, so ging ich doch mit gewohntem Pflichteifer an die Sache. Allein ich kam nur bis etwa in die Mitte, weil ich merkte, daß die Uebrigen, mit Ausnahme Dingelstedt's, eigentlich zu gar Nichts kamen. Der Rest des „Gedichts" ist erst im Herbst 1834 entstanden, weil ich mir nach dem dritten Halbjahr das Wort gab, „alle Allotria" bis nach bestandener Prüfung zur Seite zu lassen und lediglich dem Recht mich zu widmen, wozu es in der That die höchste Zeit war, wenn ich mit den gewöhnlichen drei Jahren auskommen wollte.

Die Freunde waren vom „Sterbenden" über die Maßen erbaut, vielleicht nur um deßwillen, weil sie selber keinen zu Stande gebracht hatten, wenigstens nicht bis zum Sterben. Dingelstedt insbesondere hat ihn mehrmals in geselligen Kreisen vorgetragen und nannte ihn sein Paradepferd, wenn er, wie das mit Rücksicht auf seine herrliche Stimme oft geschah, „zum Deklamiren" aufgefordert wurde.

Das Hessische Album enthält den Sterbenden in seiner unverkürzten Gestalt, was ihm gerade nicht zum Vortheil gereicht. Hier mögen nur einige Stellen Platz finden und zwar solche, die zum Theil Stimmungen wiederspiegeln, die meinem eigenen Leben nicht fremd waren.

Der Gedankengang oder die series sententiarum, wie Direktor Wiß zu sagen pflegte, ist wie folgt:

Ein kranker Jüngling liegt in fremden Landen,

einsam und verlassen; er fühlt den Tod herannahen. Da geht sein Leben und Treiben noch einmal an ihm vorüber. Sehnsucht und Drang nach einer unbekannten Welt haben ihn in die Ferne gezogen, ohne daß die Mutterstimme und die Mutterwarnung ihn zu halten und zu behüten vermocht. Sein Hoffen und Streben hat zu keiner Befriedigung geführt, die Liebe selbst hat ihn irre geleitet; enttäuscht, unerfüllten Herzens, von keiner sorglichen Hand umfaßt, gepflegt, fühlt er die ganze Oede der langen, ruhelosen Nacht. Selbst die Natur lärmt und tobt. Da „springt eine Saite" und bringt ihm linderndes Erinnern; dann schwere Stille.

Nur die Wanduhr leise
Hämmert ihre Weise,
Nahen Todes Kunde...
Ach so schwül...
Dunkel vor den Augen,
Lämpchen flimmert seinen letzten Schein,
Und die kalten Blicke saugen
Gierig noch die kleinen Fünkchen ein.
Wie es knistert!... Sieh, noch ein Mal Flammen —
Weh! da fällt's schon todt zusammen.

Endlich graut der Tag. Gerade wo die Heimath liegt, steigt das Morgenroth empor, die Sonne bricht durch:

Entgegen dem ewigen Himmelslicht!
Die Seele tagt, das Auge bricht.

Die Erinnerungen an die Knabenjahre und an die Bekümmernisse der Mutter, die beim Vortrag meist großen Beifall fanden, lauten wie folgt:

Erinn'rung weckt ihr an die sel'gen Zeiten,
Wo noch der Lenz des Lebens mich umfing,
Wo noch in einfach stillem Gleiten
Die Tage mir, wie Harmonie den Saiten,
Entschwanden; wo das Auge weinend hing
Am Sternenzelt in stiller Abendfeier,
Wo bald ein Sehnen, bald ein heißes Feuer,
Wie Thatendrang mir durch die Seele ging.
Ich wußte Nichts und ahnte doch so Viel;
Mein Denken war ein einsam stilles Sinnen,
Ich kannte noch kein frevelndes Beginnen
Und kein Gesetz, als kindliches Gefühl.

Der Liebe war mein Leben noch verwoben,
Die alles Dasein wunderbar durchdringt;
Den Blumen war ich noch verschwistert,
Und kannte noch kein Leid und keine Klagen,
Als wenn sie schwiegen auf mein kindisch Fragen.

Da saß ich oft, wenn ferner Glockenklang,
Vom Morgenhauch mir hergetragen,
Zur Andacht rief an stillen Sonnentagen,
Und war beglückt in ahnungsvollem Drang.
Ich fühlte Viel und konnt' es doch nicht sagen,
Mir war es nur, wie wenn ein leises Sehnen,
Ein süßes Glück den Blick erfüllt mit Thränen,
Wie wenn uns rührt ein weinender Gesang.
Und wenn die letzten Töne dann verklungen,

Und rings die weite Schöpfung feiernd schwieg,
Dann fühlt' ich mich so wunderbar durchdrungen
Von Ahnung, Sehnsucht, Liebeslust und Weh,
Von lockend süßen Schmeicheltönen
Nach einem unbekannten Land,
Daß oft in langen, heißen Thränen,
Im Auge Glanz, im Herzen feurig Sehnen,
Bekümmert mich die Mutter fand.

„Was weinst du, Kind? wer hat dir Leids gethan?
Komm mit und sieh die frischen Rosen an,
Die sorgsam du begossen und gewartet,
Und die so fröhlich duftend nun erblühen!"

Ach Mutter, laß hin auf die Berge mich ziehen!
Von jenen wälderumgürteten Höhn,
O sieh, wie im Lichte der Sonne sie glühen!
Laß in die Thäler hinüber mich sehn,
Und immer weiter und weiter dann ziehen!

„Nein, liebes Kind, die Berge sind so weit,
Die Wege steil; du mußt noch lange Zeit,
Bis du erst groß und stark geworden, warten;
Komm, liebes Kind, in deinen Blumengarten."

Ach Mutter, die Blumen, ich mag sie nicht!
Laß zu den entlegenen glücklichen Höhen,
Zu jenen ragenden Bergen mich fliehen,
Die blühend im rosigen Sonnenlicht
So stolz und herrlich herübersehen;
O daß doch die Vöglein Flügel mir liehen! —

„Kind, bleib daheim in unserm stillen Thale,
Hier wohnt das Glück, dort drüben weilt es nicht;
Hier baut zum ländlich frohen Mahle
Zufriedenheit die kleine Hütte auf;
Hier fließet so leicht
Wie Bächleins Lauf
Das fröhliche Leben,
Hier blühet und reicht
Der liebliche Friede
Zum ewigen Bunde
Der holden Eintracht
Kosend die Hand;
Und jauchzend eilet
Die fröhliche Kunde
Von Mund zu Munde
Mit reichem Segen
Durch's blühende Land.

Und drüben? —
O Kind, mein Kind, dort brausen wilde Stürme
Durch öde Nacht um düstre Kerkerthürme,
Und Elend klirrt mit seinen Ketten drein.
Dort siehst du nur die finstern Mächte schalten,
Verrath und Neid und alle Laster walten,
Und alle Tücke warten dein.
Die Sünde weht auf ihrer weiten Bahn
Mit gift'gem Hauch das junge Leben an,
Und jammernd sinkt, was für ein ganzes Leben
Des Himmels reiche Huld gegeben,
Nach einer kurzen Spanne Zeit
Voll wilden Taumels in die Ewigkeit."

Ach Mutter, ach Mutter, das Bächlein enteilet
Im wogenden Drange und nimmer verweilet
Es träge; laß folgen mich seinem Lauf,
Und halte das flüchtige Sehnen nicht auf!
Es treibt mich zum Kampfe, es treibt mich zum Wagen;
Ich möchte im Siegen den Tod erjagen.
Es ist ja so schön, im Sturme zu stehn,
Zu bluten im Kampfe, zu streiten für Recht,
Aus freiem Drange, kein dienender Knecht,
Auf Sieg zu hoffen im Schlachtenwehen,
Tyrannen in's blutige Antlitz sehen,
Und wenn auch betrogen im falschen Gefecht,
Mit muthigem Trotze noch untergehen.

„Ach Kind, mein Kind, mit wehem Bangen
Füllt mich dein frevelndes Verlangen,
O, bleib daheim, verlaß mich nicht!
Es ist so schön im Heimathlande,
Wo tausend frühgewohnte Bande
Die Lieb' um unsre Herzen flicht.
O sieh auf diese Mutterthränen,
Vergiß des Herzens feurig Sehnen,
Kind bleib daheim, verlaß mich nicht!“

O Mutter, mit tausend lieblichen Banden
Verbleibt auch auf fernen Meeren und Landen
Mein Herz ja der freundlichen Heimath verwebt.
Auch in der Ferne kann ich dich lieben
Und jedes Herz, das daheim mir geblieben,
Und ängstlich bekümmert dem Flüchtigen bebt.
Doch in der Heimath kann ich das Glühen
Der Brust nicht stillen, drum laß mich ziehen,
Wohin die dürstende Seele strebt!

„Weh mir! weh mir!
Ahnungsgrauen
Faßt die Seele,
In dem wirren
Chaos schauen
Meine irren
Blicke sterbend
Eine bleiche
Todesleiche.“ —

Ein zweiter Gegenstand, der mich von dem Rechtsstudium abzog, war die noch fortklingende politische Aufregung der Jahres 1830. Das gewöhnliche Kneipenwesen hatte, außer einigen humoristischen Zügen, nicht den geringsten Reiz für mich; ich konnte es, auch abgesehen von Gesundheitsrücksichten, schlechthin nicht fassen, wie man Stunden lang, ganze Abende und Nächte lang, hinter dem Bierkrug oder der Weinflasche sitzen könne. Auch die ganz besondere Vergünstigung, daß „dem Brandfuchs Oetker gestattet sein solle, in Wasser nachzusaufen,“ vermochte mich nicht genügend zu reizen. Dagegen lockte mich der „Bürgerverein,“ wo, wie mein Hauswirth versicherte, die Polenfrage und „viele, viele andere Fragen“ aufs gründlichste verhandelt wurden. Die Kämpfe der Polen hatten mich schon zu einer erheblichen Reihe von Versen begeistert, die selbst von einem angesehenen Blatte der Aufnahme für würdig erachtet wurden, glücklicher Weise aber bis zur Stunde in voller Namenlosigkeit verblieben sind. Die Kämpfe zwischen Hassenpflug und Jordan wurden

von mir und einigen Freunden, namentlich von dem schon erwähnten nachherigen Regierungsrath Kahler, bis auf die kleinsten Einzelheiten durchsprochen, und als Jordan endlich dem Minister weichen mußte und von den Marburgern „gleich einem Fürsten" empfangen wurde, stand ich in stummer Bewunderung an einem Pfosten der vor dem Lahnthore errichteten Ehrenpforte und sah den in offenem, reichgeschmücktem Wagen sitzenden gefeierten Streiter einziehen.

Kein Wunder also, wenn ich auch nach dem Bürgerverein ausschaute. Freund Kahler hatte gleiches Verlangen und so ließen wir uns aufnehmen, er zuerst, was natürlich unerhört war und in der Studentenwelt nicht geringes Aufsehen erregte.

Indessen wurden wir gar bald erheblich abgekühlt. Der Bürgerverein war eine Gesellschaft braver, ehrenwerther Leute oder, wie die Studenten sagten, Philister, die rauchten, spielten, ihr „Schöppche" tranken und eifrig kannegießerten oder, wie wiederum die Studenten sagten, politisch „klugf — —". Namentlich führte eine Anzahl Männer das Wort, die seit dem Herbst 1830 sehr freisinnig und sehr freiheitskühn geworden waren, sich in hochtrabenden Redensarten und Schlagwörtern ergingen und mit wachsendem Selbstbewußtsein den Beifall der Vereinsgenossen aufnahmen, auch solcher, die den üblichen Wort- und Redekram zum Theil nur halb verstanden oder auch wohl gänzlich mißzuverstehen pflegten. Alle — man sah es wenigstens den Meisten an

— meinten es nachdrücklich gut, und es lag nicht an ihrem guten Willen, wenn bald „die Reakzion das finstere Haupt erhob;“ aber im Uebrigen ließen Viele gar Vieles vermissen, was sicher nach Zeiten und Umständen nur allzubegreiflich war. Kurzum wir fanden uns bald nicht mehr befriedigt. Kahler war schon zu weltklug und zu erfahren, und ich hatte doch zu viel gesunden Menschenverstand, als daß uns das, mitunter an halben Blödsinn grenzende politische Gemäre einiger Mitglieder hätte zusagen können.

Vor allen Dingen aber war ich an Zucht und Ordnung, auch im Kleinsten, gewöhnt, und hier gewahrte ich Vorkommnisse, die mit derartigen Anschauungen gar wenig im Einklang standen. So wurde mir lebhaft geschildert, daß ein paar der Hauptmaulhelden, welche Polen erretten, Deutschland beglücken und wo möglich ganz Europa mit Freiheit versehen wollten, nicht einmal das eigene Hauswesen und die eigenen bösen Jungen regieren konnten. Die Sprossen des Einen hatten einst die Entdeckung gemacht, daß ein leckeres Gericht, ein Gänsebraten, wie erzählt wurde, auf den Tisch kommen sollte. Um diesen mehr allein verzehren zu können, banden sie dem Vater auf, daß eben polnische Flüchtlinge angekommen seien, aber nur ganz kurze Zeit verweilen würden. „Wo sind die edlen Männer?“ rief der Politiker, „ich muß sie sehen.“ Natürlich fand er sie nirgends, und als er zurückkehrte, war der Schmaus zu Ende.

Ein Vorgang eigener Art hatte unser baldiges Aus-

scheiden aus dem Bürgerverein zur Folge. Ich weiß nicht mehr, welche Festlichkeit gerade begangen wurde, aber es muß sich um etwas Wichtiges gehandelt haben. Wenigstens sollte eine eigentliche Festrede gehalten werden. Natürlich wurde dazu ein Hauptpolitikus auserſehen. Dieser hatte denn auch, wie sich von selbst versteht, sein Möglichstes gethan. Namentlich sollte der Schluß, was schon Mehreren bekannt war, in einen außerordentlichen Kraftspruch nebst Lebehoch sich ausspitzen. Im Eifer aber hatte der Redner schon vorher erheblich getrunken und während dessen war es vorgekommen, daß ihm Jemand die wohlausgearbeitete Rede unvermerkt aus der Rocktasche gezogen hatte. Als er nun endlich im entscheidenden Augenblicke auf den Tisch gehoben wurde, vermißte er hin- und herschwankend seine Rede, was ihn vollends in Verwirrung und aus dem Gleichgewicht brachte. Es entstand ein Suchen, Fragen, Lachen, kurz ein Hinzaudern, das die Fernstehenden, denen es eigentlich nur auf das Trinken und Hochrufen ankam, ungeduldig machte. Diesen Augenblick benutzte ein Freund und rief plötzlich: Meine hochzuverehrenden Herren und Mitbürger, „das großartige Institut zu Kloster Haina lebe hoch!"

Die Fernstehenden riefen natürlich mit, die Angetrunkenen erst recht, kurz der „Erfolg" war vollständig, und es dauerte geraume Zeit, ehe man sich allgemein bewußt wurde, daß man die Irrenbewahranstalt des Landes hatte hochleben lassen.

Die Wirkung dieser Entdeckung ist schwer zu beschreiben. Und nun zeigte sich die große Wahrheit, daß jede gute That belohnt wird. Mein Freund, der riesige Leihbibliothekar Garthe, stellte sich abwehrend an die Thüre und ließ uns davon schlüpfen, während wir sonst wohl einigen Püffen nicht entgangen wären.

Natürlich traten wir jetzt aus dem Bürgerverein aus. Zugleich aber faßten wir den Gedanken, selbst einen Verein, hauptsächlich aus Studenten und Professoren bestehend, zu gründen. Da der Pandektist Endemann eben Prorektor war und ich mit diesem auf besonders gutem Fuße stand, so fielen mir die Unterhandlungen mit demselben zu, und so wurde endlich unter mancherlei Bedingungen auf mein und der Freunde Ansuchen die Erlaubniß der Regierung zur Gründung eines akademischen Lesemuseums, von dem aber auch gesellige Zusammenkünfte nicht ausgeschlossen sein sollten, und das noch gegenwärtig besteht, ertheilt.

Anfangs wollte das Unternehmen nicht recht gedeihen. Endemann, der die Einrichtung mit vieler Einsicht leitete, wurde in die Ständeversammlung gewählt und so fehlte bald die rechte treibende Kraft.

Besser ging's, als unter Jordan, Heinrich Scheffer u. A. eine Umgestaltung vorgenommen wurde, wobei ich selbst die Bibliothekargeschäfte übernahm.

So begab sich's, daß ich mit diesen beiden merkwürdigen Männern, die später noch so viel von sich reden machten, geraume Zeit in die nächste Berührung

kam. Beide gehörten der liberalen Partei an und beide wurden der Betheiligung an hochverrätherischen Umtrieben bezichtigt, in Untersuchung gezogen, verurtheilt und lange Zeit in Haft gehalten.

Scheffer blieb viele Jahre unbehelligt, so daß er schon über Alles hinwegzusein glauben mochte. Er hatte sich glücklichst verheirathet, trieb Landwirthschaft in Kirchhain, wurde Vater eines lieblichen Töchterchens, schrieb zuweilen hübsche Erzählungen, und hatte dem Liberalismus den Rücken gekehrt. Der einstige „Philhellene," der ruhelose Wanderer und unruhige Kopf, der eifrige Leser des „National" und der Bewunderer Armand Carrel's, war ein gefestigter Gutsbesitzer und Hauswirth geworden, der geistvoll in konservativen Anschauungen und Richtungen sich erging. Er wurde sogar in die Ständeversammlung gewählt und neigte sich darin ganz der Regierungsseite zu.

Dieser Wechsel war so auffallend, daß Scheffer wohl das Bedürfniß fühlen mochte, sich gegen mich, der ich inzwischen Anwalt in Kassel geworden war, darüber auszusprechen. So hatte ich mehrere vertrauliche Unterredungen mit ihm, die schließlich zu dem dringenden Rathe meinerseits führten, Hessen so bald als irgend möglich zu verlassen.

Aber leider blieb dieser Wink unbefolgt. Scheffer kam auf den Gedanken, ein reumüthiges Geständniß ablegen und sich ganz auf die Gnade des Kurfürsten und auf den Einfluß seines Vetters, des Staatsraths Scheffer,

verlassen zu wollen, worauf ich meinerseits gar wenig Gewicht zu legen vermochte.

Nach kurzer Zeit ward denn auch vom Gericht die Untersuchung und Verhaftung verfügt, der Landtag gab zu dieser seine Einwilligung, und Scheffer ward zu vieljähriger Freiheitsstrafe verurtheilt und sah — die Freiheit nicht wieder. Sowohl während der Untersuchungshaft auf dem marburger Schlosse, als auch während der Strafzeit, die er im Kastell zu Kassel verbrachte, hatte ich als Rechtsbeistand wiederholt Gelegenheit, den Unglücklichen zu sehen und zu berathen, und zwar in einem Sinne zu berathen, der nicht mißzuverstehen war und der auch wohl zu einem günstigen Erfolg hätte führen können. Allein der Glaube an das Eingreifen des Kurfürsten übertäubte Alles, auch den klugen Rath und Plan eines Verwandten. Dazu fand ich den Mann einst, statt, wie ich und Andere gerathen, in heiterster Lektüre, in Hegel's Werken vertieft; und das Ende war die erschütternde Kunde, daß man ihn eines Morgens todt in der Zelle gefunden hatte.

Einige Zeit darauf erschien die allgemeine Amnestie des Jahres 1848, die auch Scheffer befreit haben würde.

Weit früher, als Scheffer, der in der That zu den Leitern der Verbindungen und Unternehmungen gehört hatte, die 1833 zum Sturm auf die Konstabler Wache in Frankfurt führten, war Jordan in Untersuchung und Haft genommen worden. Er stellte alle Beschuldigungen in Abrede. Ich versuche es natürlich nicht, auf den be-

rühmten Prozeß mit allen Scheußlichkeiten der Untersuchungszeit hier näher einzugehen, über welchen ja eine ganze Literatur vorhanden ist. Nur einen Punkt möchte ich im Interesse der hessischen Rechtspflege näher berühren.

Oft ist die Sache so dargestellt worden, als habe alle Welt von der völligen Unkunde Jordan's in Betreff der fraglichen Vorgänge überzeugt sein müssen und als laste auf dem Richterspruche erster Instanz, wodurch Jordan wegen Mitwissenschaft rc. verurtheilt wurde, ein schweres Unrecht. Das geht nach meiner Meinung zu weit. Wenigstens ist der Vortragende erster Instanz, Obergerichtsrath Eggena, der allgemein für einen Ehrenmann galt, nach meiner Ueberzeugung des besten Glaubens voll gewesen. Auch Scheffer, der die Dinge wohl sehr genau kannte und nicht gegen Jordan ausgesagt hatte, sprach sich vertraulich wiederholt für die objektive Richtigkeit einiger Annahmen erster Instanz aus. Dagegen bleibt es natürlich zweifellos, daß darüber, ob nach damaligen Prozeßregeln voller Beweis vorlag oder nicht, verschiedene Ansichten bestehen konnten.

Uebrigens mag es außer dem Kurfürsten und Hassenpflug wohl nur Wenige gegeben haben, welche über Jordan's endliche Freisprechung sich nicht von Herzen gefreut hätten. Ueberhaupt scheinen nach der Freilassung die Mächte gesühnt gewesen zu sein, die den Mann mit feindlichen, mit mißwilligen oder schelsüchtigen Augen betrachtet hatten. Sicher war mancher Tadel verstummt.

Als Jordan von den unerhörten Triumpfen des Ständehauses zurückgekehrt war und man seine Aeußerungen mit der feinen, scharfsinnigen Haltung und ungleich schwierigeren Stellung Endemann's verglich, da schüttelte wohl Mancher still das Haupt. Als aber Jordan aus der fünfjährigen Gefangenschaft hervortrat, welcher Dingelstedt das köstliche „Osterlied“ im marburger Schloßhofe gewidmet hatte, da stand der im Unglück bewährte Mann, der großherzige Verfolgte, der gelehrte, ruhmgekrönte Selbstvertheidiger, unendlich hoch vor Aller Augen und ehrfurchtsvoll entblößten sich die Häupter, wo er erschien.

Im Frühjahr 1848 hatte Kurhessen einen Vertrauensmann an den Bundestag zu schicken; da rief alle Welt: Jordan! Und Kassel jubelte nochmals, wie vordem, als Jordan, auch in die Ständeversammlung gewählt, auf dem Balkon des „Königs von Preußen“ erschien und mahnend und edelmüthig von „Vergeben und Vergessen“ sprach.

Nicht wenig waren wir Hessen erfreut, als Jordan, trotz seiner angegriffenen Gesundheit, einer der Vorsitzer des Frankfurter Vorparlaments wurde. Neigte er sich auch bedenklich weit links, so wurde das von den Einen entschuldigt, von den Andern belobt; und jedenfalls hinderte es nicht, daß er bald in aller Förmlichkeit kurfürstlicher Gesandte beim Bundestag wurde. Selbst Diejenigen, welche in Jordan keinen praktischen, scharfblickenden Staatsmann zu erkennen ver-

mochten, hatten gegen die Ernennung nichts einzuwenden.

Bei einer Nachwahl ward Jordan auch in die Paulskirche gewählt; er gehörte zu den 65 Mitgliedern, welche am 21. Mai 1849 nach dem Scheitern der Reichsverfassung austraten, „der erste Kurhesse," wie die Einen lobend, die Anderen tadelnd, aber mit Unrecht tadelnd, betonten.

An den Verfassungskämpfen von 1850 betheiligte sich Jordan nicht. Zum letzten Male sah ich den berühmten und hochverdienten Mann im Herbst 1859. Die Hassenpflug'sche Umwälzung hatte ihm Titel und Gehalt von 1848 ruhig belassen; er lebte behaglich, wenn auch kränklich, im Schoße seiner Familie, allabendlich mit einem Freunde, gewöhnlich mit Dr. Landau, einige Stunden Schach spielend.

Dazu stimmten denn freilich die unruhigen, weitgehenden Pläne, welche mich damals bewegten, gar wenig. Ich war, eben aus Belgien zurückgekehrt, entschlossen, meine ganze Kraft und Thätigkeit der Wiederherstellung der von Hassenpflug und dem Bundestage außer Wirksamkeit gesetzten Verfassung von 1831 und zugleich der deutschen Frage zu widmen.

Zunächst kam mir's darauf an, eine offene Erklärung namhafter Männer über die Sachlage zu veranlassen. Natürlich wäre dabei der Name Jordan's, des Schöpfers der Verfassung, wie er so oft genannt worden war, von größestem Werth gewesen. Allein alle

Bemühungen, seine Unterschrift zu erhalten, waren vergebens. Die Kraft des Mannes war offenbar gebrochen. Und da mir's bei Anderen, die nicht krank waren, eben so ging, so wiederholte ich auch den Versuch nicht, sondern kam gar bald zu der Ueberzeugung, daß ich mich mit Sicherheit nur auf Wenige, sehr Wenige werde verlassen können, und daß ich geraume Zeit meinen Koffer und mich in steter Fluchtbereitschaft werde halten müssen.

Jordan starb am 15. April 1861. Sein Name ward nun nochmals vielfach genannt. Die Verfassungssache hatte inzwischen schon festen Fuß gefaßt. Man benutzte jetzt den Tod Jordan's zu einer Kundgebung: man sammelte Beiträge zur Errichtung eines Denksteins für den Schöpfer der Verfassung von 1831. —

Vorlesungen habe ich bei Jordan niemals gehört. Ich las seine Bücher und Hefte und war bald vollständig in seine Anschauungen eingeweiht.

Auch bei den meisten übrigen Professoren schenkte ich mir die Mühe, in die oft entfernt und bergig gelegenen Hörsäle oder vielmehr Hörzimmerchen zu klettern. Ich fand mich dazu um so mehr veranlaßt, als mein Gesundheitszustand von Zeit zu Zeit sehr bedenklich war. Bei einem Fechtversuche hatte sich wieder Bluthusten gezeigt, und gegen das Ende der Universitätszeit traute man mir, wie ich noch jüngst aus dem Munde eines alten Freundes erfahren habe, die bedrohlichste Halsschwindsucht zu und gab mir „nur noch ein

Jahr zu leben." Kein Wunder also, wenn ich Anstrengungen zu vermeiden suchte. So entband ich mich vom Naturrecht, vom Völkerrecht, vom Staatsrecht, vom Strafprozeß ꝛc. gänzlich, vom Strafrecht und von andern Vorträgen, die ich erwartungsvoll belegt hatte, größesten Theils. Ich fand, daß ich dabei wenig oder nichts einbüßte. Ich kam mit den Lehrbüchern und mit den geliehenen und ausgezogenen Heften unendlich schneller und bequemer zum Ziel, als durch brockenweises Hören und Nachschreiben. Nur in Sengler's Vorträgen über Goethe's Faust hielt ich so lange wie irgend Jemand aus, während die Meisten freilich schon nach den ersten Stunden wegblieben.

Dagegen zog ein junger Privatdozent bald in vollstem Maße meine Aufmerksamkeit auf sich — Dr. Karl Adolf von Vangerow, ein blonder, blasser, schmächtiger Mann, mit klugen, freundlichen Augen, die aber leider etwas schielten. Er hatte sich erst eben habilitirt, der Form wegen die Erklärung der Institutionen des Justinian angekündigt und offenbar nicht im Traume daran gedacht, daß die Vorlesung zu Stande kommen würde. Allein ich gerieth mit zwei Landsleuten, Kahler und König, auf den Einfall, die Erklärung zu hören und ward so einer der drei ersten Schüler des einstigen weltberühmten Pandektisten.

Zu meiner Schande muß ich jedoch bekennen, daß von uns dreien oft nur zwei oder gar nur einer anwesend war, und daß ich in der Regel zu den Fehlen-

den gehörte; nur ein Mal traf sich's, daß ich der alleinige Mann war, nichts desto weniger aber zu gegenseitiger Erheiterung mit „meine hochzuverehrenden Herren" angeredet wurde.

Ich entschuldigte mich natürlich mit meiner Engbrüstigkeit, Krankbeinigkeit u. dergl., da Vangerow am Markt und noch obendrein auf einer endlos hohen Dachstube hausete; allein er war dann aufmerksam oder schalkhaft genug, auf jeden Treppenabsatz einen Stuhl zum Ausruhen zu stellen und mir so jeden Vorwand zum Fehlen zu nehmen. Auch wurden mir bald die außerordentlichen Begabungen des Mannes so einleuchtend, daß ich gar nicht mehr fehlte, ja schon über diese Vorlesung hinaussah und mir ein sog. Repetitorium bei ihm mit einigen Freunden in Aussicht nahm. Diese Wiederholungen, oder vielmehr diese freien Durchsprechungen, sind für die ganze Entwickelung und Gestaltung meiner Rechtsanschauungen von größerer Bedeutung gewesen, als alle Vorträge der Professoren zusammengenommen. Bei ihnen fehlte ich nicht leicht, und oft geriethen wir so in Eifer, daß Zeit und Alles dabei vergessen wurde.

Zugleich knüpfte sich bald ein Achtungs- und Freundschaftsband, das bis zu dem leider nur allzufrühen Tode des außerordentlichen Mannes gedauert hat. Im Jahre 1838 gehörte ich zu den ersten und eingehendsten Beurtheilern seines so berühmt gewordenen „Leitfadens für Pandektenvorlesungen." Später wohnte

ich zuweilen auf der Durchreise seinen Vorlesungen oder vielmehr Vorträgen bei und war von Neuem Zeuge von der Klarheit und Wucht seiner Worte. Während des Verfassungskampfes schrieb er auf meine Veranlassung einen vielbesprochenen Brief, von dem der Abgeordnete Dr. Völk in der baier'schen Kammer einen wirkungsvollen Gebrauch machte. Zuletzt besuchte ich den Freund 1867 in Heidelberg, wo er mir bereits den wehmüthigsten Eindruck machte. Er bat mich dringend, auch L. Häußer zu besuchen, dessen baldiges Hinscheiden er befürchtete. Er selbst starb — an der Zuckerkrankheit — am 11. Oktober 1870, noch nicht 63 Jahre alt.

Im Sommer 1834 wollte ich mich der Fakultäts-Prüfung unterziehen und dann eine Rheinreise machen. Die Aussichten für die erstere waren nicht sonderlich günstig. Wenigstens zeigten sich allerlei böse Vorbedeutungen. Ein Schneider behielt mir den Frackrock zurück; ich mußte klagen und hätte meinen ersten Prozeß um ein Haar verloren; doch kam mir noch zeitig ein geübter Anwalt zu Hülfe, und die Studenten steckten obendrein den Schneider in den „Jamb." Dann belegte mir ein Kaufmann im Voraus das Zeugniß, weil ich ihm noch eine Anzahl „Kreuzer" schuldig sei u. s. w. Diese Kreuzer hatte ich dem Mann vor Jahr und Tag an einer starken Rechnung abgezogen, und die Sache als abgethan betrachtet; allein jetzt wurde mir erklärt, daß der „Posten noch stehe" und daß ein Kauf-

mann zwischen Geschäft und Freundschaft zu unterscheiden habe. Diese letzte Andeutung sollte sich auf eine Einladung beziehen, die ich einmal bekommen hatte und zwar, wie mir der Gastgeber beim Eintreten naiv erklärte, „damit ich einmal einen Witz bei ihm mache.“ — Ich verbat mir nun ziemlich deutlich alle Freundschaft. Das hinderte aber den guten Mann nicht, mich später beim zufälligen Begegnen in Kassel aufs innigste zu begrüßen und theilnehmend zu fragen: „Wie geht's denn jetzt Ihrem lieben Brüstchen?“ —

Zu den übeln Anzeichen kamen noch Umstände von größerer Bedeutung. Professor Endemann, mein Hauptlehrer und Gönner, war in Kassel am Landtage; v. Vangerow, mein genauester Kenner und Freund, prüfte überhaupt noch nicht. Bei Jordan hatte ich kein Kolleg gehört, bei Löbell noch lange kein halbes. Dem würdigen Vizekanzler Robert gegenüber hatte ich nur insofern ein gutes Gewissen, als Niemand seine dichotomische Eintheilungsmethode mit der häufigen Aushülfe-Formel: vel ita vel non — nur halb so gut begriffen und angewendet hatte, wie ich; und dem berühmten Lateiner und Rechtsgeschichtsprofessor Dr. Platner endlich schlug sogar ein entschieden böses Gewissen entgegen, weil ich ihn einst als den „Urquell des Durchfalls“ besungen hatte. In einer muthwilligen Travestirung des „Gebets während der Schlacht“ in ein „Gebet während des Examens“ — war nämlich dem gefürchteten Rechtsgeschichtler folgende Stelle zugefallen:

Platner, ich kenne dich,
So aus der göttlichen Rechtsgeschichte,
Wie auch sonst von Herzen und Angesichte,
Urquell des Durchfalls erkenn' ich dich,
Platner, ich rufe dich!

Indessen verlief die Sache, am 19. Juli 1834, doch noch leidlich genug. Gar mancher meiner Nachmänner wäre über das Endergebniß wohl sehr erfreut gewesen. Ich blieb nur auf wenige Fragen die Antwort schuldig. Platner insbesondere war ein so jovialer Mann und ein solcher Freund von Schlagfertigkeit und guter Latinität, daß er im Stande war, einen Theil der Unrichtigkeit einer Antwort zu überhören, wenn sie ihm nur frisch und gut in's Ohr klang. Als er mich wiederholt mit einer gefährlichen Definizion auf's Glatteis führen wollte und ich ablenkend mich auf die Worte Ulpian's berief: omnis definitio periculosa — da lächelte sein geistvolles Gesicht die heiterste Zufriedenheit. Ja, ich gestattete mir sogar den Uebermuth, einmal leise seine Lieblingswendung anzubringen, ohne daß er's übel vermerkte. Der zuweilen etwas zerstreute Mann hatte sich angewöhnt, zum öftern unbewußt „mehr oder weniger" zu sagen, was mitunter einen drolligen Eindruck machte. Es ist erzählt worden, daß er in der Zerstreutheit sogar einmal die Seinigen so vorgestellt habe: „Meine Frau und meine Tochter! mehr oder weniger." — Ist die Erzählung auch sicher nicht wahr, so hat sie doch den Anstrich guter Erfindung

für sich; denn die Sache sähe dem gelehrten Manne schon leidlich ähnlich.

Den „Urquell des Durchfalls" aber hatte er mir so wenig übel genommen, daß er später einmal — ich glaube es war auf dem Juristentage zu Mainz — sich in freundlicher Liebenswürdigkeit mit den Worten mir näherte: „Ich bin der alte Urquell des Durchfalls; bitte, borgen Sie mir doch auf einen Augenblick die Brille!..." „Nur auf einen Augenblick!..." Allein plötzlich war er damit verschwunden, ließ sich auch nicht wieder sehen, schickte mir auch die Brille nicht zurück, sondern reiste damit fort, und als ich ihm nach Marburg nachreiste, konnte er dieselbe nicht finden, sondern suchte lange Zeit umher, bis er sie endlich unter einem Wust von Papieren antraf und sie mir mit den Worten zurückgab: „ja, ja, so geht's, man wird vergeßlich, mehr oder weniger."

Gewissermaßen sein pünktliches Gegenstück war Endemann, der Pandektist. Dem konnte man keine Zerstreutheit nachsagen. Dabei war er ebenfalls ein feiner, scharfsinniger Kopf; zugleich ein durchaus ehrenfester Charakter, der als Mitglied der Ständeversammlung dem Minister Hassenpflug durch scharfe Dialektik und schlagfertige Geschichtskundigkeit weit mehr zu schaffen machte, als der vertriebene Jordan je vermocht haben würde. Er hatte eine merkwürdig feine und spitze Stimme, wußte aber so haushälterisch und wohl berechnend damit umzugehen, daß er stets, auch bei

langdauernden Vorträgen, verständlich blieb. Endemann starb leider frühzeitig. Kurz zuvor besuchte ich ihn noch in Marburg und fand ihn mit verbundenem Kopfe zwischen einer Menge von Handschriften und alten Drucken des Kaiserrechts, von dem er eine neue Ausgabe bearbeitete. Das Werk kam erst nach seinem Tode heraus, 1846, mit einer Vorrede von Professor Bruno Hildebrand.

Löbell erreichte ein hohes Alter. Er ward Vizekanzler und als solcher Mitglied der Hassenpflug'schen Ersten Kammer und gehörte darin zu den ehrenhaftesten Bestandtheilen. In den ersten sechziger Jahren wurde er auch noch Mitglied der wiederhergestellten verfassungsmäßigen Ständeversammlung und zog bei der Berathung des sog. Oberappellationsgerichts-Gesetzes dem von der Regierung fortwährend betonten „monarchischen Prinzip" scharf zu Leibe. Sämmtliche juristischen Mitglieder waren seine Schüler gewesen. Er hatte gründliche Kenntnisse und manche eigenthümliche Anschauungs- und Ausdrucksweise. So rief er einst, mit Bezug auf einen andern Rechtslehrer, fast unwillig aus: „Meine Hörren, die Oehö ist keine Kinderfabrik!"

Der Eigenthümlichste der damaligen marburger Juristen war der Lehnrechtslehrer Robert. Er kam immer feierlich in Frack und mit weißer Halsbinde auf's Katheder und sah stets auf sauberste Pünktlichkeit und Anständigkeit. Als er einst — so ward erzählt — bemerkte, daß ein Student seine Pfeife hinter den Ofen

gestellt hatte, hielt er in seinem Vortrage inne und sprach feierlichst: „Meine Herren, ich bitte tausend Mal um Entschuldigung! Mein Bedienter, der Flegel, hat seine Pfeife hinter dem Ofen stehen lassen!" Er liebte gute Ordnung und regelrechte Theilung, namentlich die Zweitheilung über Alles. Da ich hierauf mit Geschick einzugehen wußte, so kam ich gut mit ihm aus. Ueberhaupt war „Symmetrie" seine Leidenschaft. Man sagte ihm nach, er habe einmal einigen Jungen, die er im Garten beim Stachelbeerennaschen erwischt habe, wüthend zugerufen: Schlingel, nun freßt mir den andern Busch auch kahl!

Im Herbst 1834 kam es endlich zu der langersehnten „Rheinreise," für welche ich mir seit Jahren 70 bis 80 Thlr. zusammengespart hatte.

Eine Rheinreise war damals noch, namentlich für Wenigbemittelte, ein ungewöhnliches Unternehmen, ja gewissermaßen eine Begebenheit; zugleich aber auch ein lockendes Ziel. Namentlich war dies bei mir der Fall. Von Kindheit auf hatte die unbekannte Ferne immer einen außerordentlichen Reiz für mich gehabt. Nur selten aber war mir vergönnt gewesen, meinem Hange zu weiten Streifereien zu genügen. Theils fehlte es an Zeit, theils an Mitteln. Und das billige Fußwandern mußte ich schon aus Gesundheitsrücksichten sehr beschränken. Als ich einst von Marburg aus durch das Waldeckische

und Lippesche nach der Heimath zu wandern gedachte und es dabei hauptsächlich auf die Externsteine und auf den Teutoburger Wald abgesehen hatte, bemerkte ich gar bald, daß meine Kurzathmigkeit und das Tragen eines Tornisters wenig zu einander paßten. Zwar hatte ich die Vorsicht gebraucht, allein zu reisen, um lediglich von meinen eigenen Neigungen und Bedürfnissen abzuhängen; allein schon nach wenigen Tagen wurde das Verlangen nach Abkürzung der Märsche immer stärker.

Wie weit ist es noch bis Detmold? fragte ich einen Arbeiter am Wege. O noch 'ne düchtige Piepteback! war die Antwort. Nun, das wird sich überwinden lassen, dachte ich, und schritt wohlgemuth weiter; denn die Pfeife des Mannes war nicht allzu groß.

Nach geraumer Zeit fragte ich abermals: wie weit ist's bis Detmold? O noch 'ne ord'näre Piepteback!

Ich schritt wiederum eine geraume Strecke fürbaß und fragte dann zum dritten Male, und zwar eine alte Frau, die eben einen kurzen Thonstummel in Brand setzte: wie weit habe ich noch bis Detmold? O noch 'ne lütje Piepteback!

Endlich ging auch die kleine Pfeifetaback zu Ende und ich konnte mich behaglich erholen. — Beim Weiterziehen aber war ich darauf bedacht, irgend ein Gefährte zu Hülfe zu nehmen. Das traf sich denn auch glücklich genug. Ein Leiterwagen fuhr desselben Wegs. Anfangs zwar schien der Führer nicht sonderlich geneigt zu sein, mich mitaufsitzen zu lassen, selbst „für Geld und gute

Worte nicht;" denn der Weg sei durchweicht und die Pferde hätten in dem Dreck schon ohnehin ihre Last. Bald aber fand sich doch eine Pforte zu dem Herzen des Mannes. Ich fragte, warum er so beharrlich auf dem weichen Sommerwege bleibe, während der feste Straßendamm die angenehmste Erleichterung biete? Da sah mich der Bursch mit heiterer Verschmitztheit an und gestand endlich, daß er das zu seinem „Vergnügen" thue, nämlich aus Rache. Er sei vor einiger Zeit schändlicher Weise gestraft worden, weil er zur Unzeit auf einem Sommerwege gefahren habe, obwohl dies bei dem damaligen trockenen Wetter gar nicht schädlich gewesen sei; jetzt aber sei zwar der Weg durchweicht, aber die Fahrzeit dauere noch, und da wolle er auch fahren, und sollte es henin chan bet unner de Assen.

Ich machte den Rachedurstigen nun darauf aufmerksam, daß der Wagen jedenfalls noch etwas tiefer einschneiden würde, wenn ich mich mit meinem Tornister darauf befände, statt nebenher zu gehen. Das war ihm einleuchtend; und so waren wir von nun an bemüht, mit gemeinsamem Gewicht den Weg zu verderben, bis es mir schließlich gelang, erfolgreich zu Gunsten der Pferde zu reden.

Bei der Rheinreise richtete ich mich zwar auch etwas auf Fußwanderungen ein; allein es kam nur sehr ausnahmsweise zu solchen.

Eine merkwürdige Wehmuth beschlich mich, als ich Marburg und meine stille Klause verließ. Es muß das

wohl in meiner oder in jeder menschlichen Natur begründet liegen; denn bei jedem Scheiden aus einer gewohnten Umgebung ist es mir später eben so ergangen, selbst beim Verlassen eines neunmonatlichen Krankenzimmers, ja selbst bei der Trennung von meinem Kastell-Gefängnisse 1850.

Wir zogen erst rheinaufwärts, nach Worms, Mannheim, Heidelberg, Schwetzingen, Baden-Baden, Straßburg, Basel, Vierwaldstädtersee, Rigi, Zug, Schaffhausen; dann wieder zurück, zum Theil aufs langsamste und billigste, in einer Kahn- und Floßfahrt, durchs Rheinthal, bis Koblenz, wo ich zum ersten Male die damalige Beamtenwillkür in voller Brutalität kennen lernen sollte, indem mir ein regelrechter Paß für ungenügend erklärt und ich gezwungen wurde, über Ems und Montabaur nach Hessen zurückzukehren.

Ich habe die Rheinfahrt etwas später beschrieben und — aus Geldrücksichten, indem mir „bogenweise Zusicherungen“ gemacht wurden — theilweise leider auch drucken lassen, noch ehe eine genügende Läuterung vor sich gegangen war. Hier will ich nur Einiges berühren, obwohl die kleinen Erlebnisse und Unfälle jener Tage zu meinen lebhaftesten Erinnerungen gehören.

Ein Streit mit Schiffern, die uns arg zu prellen gedachten, führte mich in das Amtszimmer eines nassau'schen Dorfschultheißen und gab Gelegenheit, zum zweiten Male meine Rechtskunst in Anwendung zu bringen. Dies Mal mit besserem Erfolg, als beim

ersten Versuche. Ob der Dorfherrscher von der vorgeschützten exceptio nondum adimpleti contractus etwas verstand, lasse ich dahin gestellt sein; als ich aber mit dem bekannten Satze schloß: nam ejus est non nolle qui potest velle, da sagte er aufathmend und ohne sich um die Verschiedenheiten der lectio vulgata und Haloandrina zu kümmern: „Ja, das ist klar, das ist vollständig richtig! Schiffer, ich kann euch nicht helfen; sucht euch mit den Herren abzufinden!"

Aeußerst heiter und gemächlich war die Floßfahrt, zu der wir uns von Kaub bis Koblenz entschlossen, so recht das vollste Gegenstück zu der Hast, mit der ich später das Rheinthal auf brausenden Dampfern und dann in den Eilzügen der Eisenbahnen oftmals durchflogen bin. Bei allem Geschrei, bei allen Ermunterungen und Winken des auf einem hohen Gerüst stehenden Steuermannes, kommt so ein schwimmender, niedergeworfener Wald aus seinem trägen Gange nicht heraus. In einer Länge von mehreren tausend Fuß — Stamm an Stamm, überall die zwischendrängende Flut, nur hier und da einiger Bretterbelag — zieht er langsam dahin, voll derber, lustiger Bewohner und mit oftmals ganz behaglichen Zelten und Hütten besetzt. Küche und Keller sind meistens sehr reichlich versehen, und selbst gegen Fremde, namentlich gegen Reisende, die früher solche Gelegenheiten nicht selten benutzten, wird zuweilen eine äußerst freigebige Gastlichkeit geübt.

Das Schwierigste bei der Floßführung ist die Len-

kung. Die gewöhnlichen Steuerruder sind wegen der Schwerfälligkeit der Massen und wegen der langsamen Bewegung nicht anwendbar. Daher müssen oftmals mehrere hundert Mann in Thätigkeit gesetzt werden, um bei kurzen Biegungen des Stromes durch große Ruderbäume dem Floße die erforderliche Richtung zu geben. „So brav! so Kurasche! so forsch! so tapfer heran! so nochmal forsch! so donne dawider gehalten!“ schallt es dann unaufhörlich, während eine Art Untersteuermann von einer Seite zur andern läuft und mit den Armen oder, wenn's hart hergeht, mit dem Hute unter beständiger Aufmunterung den Takt winkt, wornach die Ruderbäume knarrend und rauschend sich bewegen. — Endlich ist die Gefahr des Strandens vorüber; der Floßführer auf dem Gerüste winkt, die Ruder werden eingehängt, und Alles liegt oder geht, wie vorher, auf den Baumstämmen und Brettern in der warmen Herbstsonne umher, bis ein abermaliger Ruf des Steuermannes — entweder „Hessenland!“ oder „Frankreich!“ — die rüstigen Arme nach einer oder der andern Richtung von Neuem in Bewegung setzt. Daneben wird gesungen, geraucht, erzählt und in einem der größeren Zwischenräume gegessen, wo dann je vier und vier Mann sich um eine große hölzerne Schüssel vereinigen und den Gang der Löffel zur Vermeidung aller Uebervortheilung wieder eben so regelmäßig erfolgen lassen, wie vorher den Gang der Ruderbäume.

Auch uns wurde eine Schüssel voll derber Erbsensuppe gereicht, und einer meiner Freunde schwor „auf

Cerevis," daß die Propstei in Marburg das ganze Jahr hindurch ein solches Essen nicht liefere; wenigstens habe es ihm niemals so gut geschmeckt. Ein Anderer aber zog das Maul etwas schief: die Erbsenschalen seien so hart, meinte er, er habe doch vorhin auch Braten gerochen, oder ob es drüben vom Ufer gekommen ... Auch war der Wein „lang" geworden ...

Außer uns waren etwa noch drei oder vier kleine Gesellschaften, die ebenwohl die wohlfeile Gelegenheit zum Weiterkommen benutzten, auf dem Floße. Unter diesen ein kurzer, weitläufiger Mann, ein Pächter aus dem Lande der berühmten Schinken. Außer einigen Familiengliedern führte er auch Reiseschriften, namentlich Aloys Schreiber's „Handbuch für Reisende am Rhein" bei sich.

„Jetzt drück ab!" sagte er zu einem stämmigen Burschen, als wir in der Nähe des Lurlei angekommen waren; „hier muß der rechte Ort sein." Dabei setzte er die Brille ab, steckte sein Handbuch in die Tasche und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gleich den Uebrigen auf die Wirkung des Schusses.

Wie vielfach ist das Echo? fragte Jemand. „Funfzehn Mal wiederholt sich der Schuß," erwiderte er mit Nachdruck.

„Aber, lieber Vatter," sagte ein schlankes, schwarzäugiges Mädchen, das noch mehr Kind war als Jungfrau, „ich habe es ja kaum fünf Mal gehört."

„Dummes Ding!" zürnte jener, und zog sein

Reisebuch wieder hervor, „wie du nur immer so schwätzest! Sieh! da steht's ja mit klaren Worten: „„Es ist der Lurlei, aus welchem ein Echo den Zuruf der Vorüberfahrenden fünfzehnmal wiederholt."" —

Das Kind zog sich beschämt zurück; aber Recht mußten wir ihm geben. Wie oft man auch das Schießen wiederholte, ich konnte die gerühmte Anzahl nicht zur Hälfte herausbringen.

Bei St. Goar dachten wir an die Zeit, wo der hessische Löwe hier wehte. Doch war das alles schon ziemlich sagenhaft geworden; nur hie und da tauchten noch einige dunkle Klänge auf. „Hessenland!" schrie der Steuermann auf dem Gerüste, „Hessenland!" schrien hundert Kehlen ihm nach, und bald fielen die Ruderbäume wieder rauschend und knarrend in die aufschäumende Flut ...

Wir waren bei dem gefährlichen Strudel, der sogenannten Bank, angekommen. Immer wilder wurde das Brausen, immer lauter das Kommando. Der Hund*) ward losgelassen und wühlte sich zitternd und ängstlich in den grimmigen Strudel; noch zitternder aber stand der Pachter und bemühte sich vergebens und leider auch zu spät, die gefährliche Stelle in seinem Schreiber zu lesen. „Hätte ich das eher gewußt!" ... Aber da half

*) So nennen die Flößer eine Sicherheitsvorrichtung, nämlich einen großen Baum, welcher, mit einem Ende am Floße befestigt, mit dem andern in den Strudel hineinwühlt und dadurch das Floß in guter Richtung hält.

kein Flehen. Alle Hände waren an den Rudern in Thätigkeit.

„Fiekchen, sagte er kleinlaut, Fiekchen, sei ruhig, Kind! Der Himmel wird uns ja beschützen. Sollte aber ein Unglück passiren, so halte dich nur in meiner Nähe, hier, wo die dicksten Klötze sind, und wenn sie auseinander gerissen werden, so setze dich Reiter zu Pferd auf den stärksten ...“.

Indessen war Fiekchen gar nicht so ängstlich, sie sah recht keck und getrost in den brausenden Strudel hinein, und nach einer Viertelstunde war denn auch alle Angst und Fährlichkeit überstanden. Der Steuermann winkte vor sich nieder, die Ruder wurden eingehängt, und ruhig und langsam zog das riesenmäßige Fahrzeug wie früher dahin.

In Koblenz hatten wir die Päsſe vorzuzeigen.

„Wohin wollen Sie?“ fragte mich ein ernster, fast mürrischer Mann, nachdem er mein in Frankfurt, Darmstadt, Baden, Württemberg, Baiern und der Schweiz bereits an allen Ecken und Kanten beschriebenes und bestempeltes Papier eine Weile durchstöbert hatte.

Nach Bonn; vor der Hand aber gedenke ich einige Tage hier zu bleiben.

„Das können Sie nicht!“

Warum nicht?

„Weil Sie Student sind, und Ihr Paß nicht vom preußischen Gesandten visirt ist.“

Ich bin kein Student; ich bin Kandidat, und darum wurde auch das Visa nicht für nöthig gehalten.

„Hier steht nicht, daß Sie Referendar oder Auditor oder so Etwas sind, folglich sind Sie noch Student.“

So schließt man in Marburg nicht. Nach Kreutzer würde es heißen: Sie sind Kandidat, folglich kein Student.

„Bis morgen früh acht Uhr müssen Sie außerhalb der Stadt sein!“

Ich ließ mich zu der Bitte herbei, mir wenigstens so lange den Aufenthalt zu gestatten, bis ich von Frankfurt das betreffende Visa eingeholt haben könne. Allein auch das nicht. Ich erbot mich zur Annahme von Hausarrest, beschwerte mich beim Oberpräsidenten, alles vergebens.

Ich mußte in der That nach Marburg zurück, wenn ich nicht auf dem Schub nach Frankfurt befördert werden wollte.

Man kann sich meine Stimmung denken und meine damalige „Preußenfreundlichkeit“ dazu.

Die Heimfahrt suchte ich mir dadurch etwas zu verkürzen und zu erheitern, daß ich einen Theil meiner Abenteuer in Verse brachte, wobei die Koblenzer begreiflicher Weise nicht zum besten wegkamen. Sonderbar aber, daß ich damals eigentlich mehr an Dummheit, als an sonst Etwas dachte! — Ich finde aus jenen Tagen nur noch die folgenden Zeilen:

Stand mit vielen Herrn und Damen,
Die von Nord und Süden kamen,
Unten an dem Niederwald;
Und da wollten bei dem weiten
Steilen Wege Alle reiten,
Rings der Ruf nach Eseln schallt.

Ach, sprach da mit bangem Tone
Zu dem flinken Cicerone
Eine Dame groß und schwer:
Wo, in aller Heiligen Namen,
Kommen für so viele Damen
Jetzt genugsam Esel her?

Ohne Sorgen nur! versetzte
Ihr der gute, leichtverletzte,
Ohne Sorgen! Hier zu Land
Traf es sich fürwahr noch nimmer,
Daß nicht jedes Frauenzimmer
Einen tücht'gen Esel fand.

Den nächsten Winter brachte ich meist in Marburg zu, um mich auf die kasseler Staatsprüfung vorzubereiten. Es würde sicher besser gewesen sein, wenn ich mich sofort nach Kassel begeben und dort die üblichen Einleitungen getroffen hätte. Allein Rücksichten auf Preis- und Bekanntschaftsverhältnisse hielten mich zurück. Als ich demnächst hinkam und nun sofort die schriftliche Arbeit anfertigen sollte, merkte ich zu spät, daß „Alles seinen gewiesenen Weg hat," den man nicht leicht unge-

straft außer Acht läßt. Zwar gab mir Freund Abée, der vor einiger Zeit Referendar geworden war, „den Rummel schon kannte“ und jetzt eben hinter Hegel's Werken saß oder vielmehr lag, einige rasche Fingerzeige; allein das eigentliche Paßwort mochte doch wohl noch fehlen. Denn es ging mir, wie es allen übrigen Schaumburgern in jener Zeit erging; ich fiel zwar nicht durch, wurde aber auch nicht sogleich zum Obergerichtsreferendar für befähigt erklärt, während ein paar Andere, die jenen nicht das Wasser reichten, für tüchtig befunden wurden.

Aber wie? wird man fragen: Abée, der Zögling und Günstling Hassenpflug's, der nachherige Geheimerath und Minister des Auswärtigen, Abée ein „Freund“ Oetker's?

In der That, so war's! Und mehr noch: Bayrhoffer, der nachherige Professor der Philosophie, der „Atheist,“ der Demagog, der Flüchtling, der Farmer in Amerika, war der Dritte im Bunde.

Als ich bei Endemann die Pandekten hörte, fielen mir zwei junge Männer auf, die zum zweiten Male die Vorlesung besuchten und durch scharfe und eingehende Bemerkungen und Besprechungen ein ungemein reges Interesse an den Tag legten.

Bayrhoffer war blond und noch sehr jugendlich, Abée dunkel und dem Anschein nach schon über die Mitte der Zwanziger hinaus; er hatte sich erst vom Schreiber zum Studenten des Rechts durchringen müssen, ohne

eine eigentliche höhere Schulbildung genossen zu haben. Da ich im nächsten Halbjahr eine Wohnung bei Bayrhoffer's Eltern bezog, machte sich die nähere Bekanntschaft mit dem Sohne und folgeweise auch mit Abée von selbst. Der letztere war damals weit radikaler, als Bayrhoffer, der ganz in den Fußtapfen Endemann's wandelte, ja noch erheblich konservativer war, als dieser. Plötzlich aber warf B. die Rechtswissenschaft zur Seite, las Tag und Nacht den Plato und widmete sich ganz der Philosophie, während Abée zur Prüfung schritt und in Kassel seine Laufbahn begann.

Nach einiger Zeit erwarb Bayrhoffer die Stellung eines Privatdozenten in Marburg, nahm später im „Symbolstreit" Partei für die Regierung gegen Bickell, ward außerordentlicher Professor, gerieth mehr und mehr auf die Seite der Opposizion, wurde „Freigemeindler," bis er 1848 zu Denen gehörte, welche die Minderheit des Frankfurter Parlaments auf den Schild heben wollten und zu dem Aeußersten bereit waren.

Natürlich erweiterte und befestigte das unsere Freundschaft gerade nicht, allein wir blieben doch in freundlicher Beziehung. Und wenn es auch bei seiner liebenswürdigen Offenheit mitunter zweifelhaft erscheinen konnte, ob mein Kopf unter seinem Regimente eigentlich so ganz sicher sein würde, so hinderte das doch nicht, der alten Zeit und Gemeinsamkeit heiter zu gedenken. Ja ich nahm ihn wohl, wenn wir uns 1850 im kasseler Ständehause bitter gestritten hatten, beim Heraustreten ganz freund-

schaftlich unter den Arm und schritt so mit ihm in bester Laune durch die Reihen seiner verblüfft darein schauenden radikalen Demokraten, die zuweilen vor dem Ständehause aufmarschirt standen, um die „Reakzionäre" anzubrummen. Am leichtesten war mit ihm fertig zu werden, wenn ihm ein Stück Arbeit gegeben wurde. So übertrug man ihm einst einen Budgetbericht, und von Stund an verhielt er sich ganz praktisch und umsichtig und verkannte keinen sachlichen Umstand.

Bei den nächsten Wahlen wurde B. in Folge der Rückkehr Hassenpflug's mit einer Stimme Mehrheit Präsident der Ständeversammlung und führte den Vorsitz mit großem Geschick.

Nach dem Verfassungsumsturz flüchtete er, die von seinen Angehörigen gestellte Kauzion im Stich lassend, nach Amerika, wo er jetzt noch als Farmer lebt. Unterm 7. Oktober 1861 erhielt ich von ihm während des erneuten Verfassungskampfes ein sehr freundschaftliches Schreiben, worin er erklärte, daß er dem Kurfürsten ganz abgeschworen habe und nur noch Amerikaner sei, während ich ihn noch als Mitglied des letzten bleibenden Ständeausschusses in Bewegung setzen wollte. Später erfuhr ich von dem alten Freunde nichts Näheres mehr.

Ganz anders war der Lebenslauf Abée's. Anstellig, biegsam, ehrgeizig, berechnend, und doch schwärmerisch, gutmüthig, gescheidt, aber ohne gründliche Bildung, ward er bald ein Angestellter Hassenpflug's, und zwar ein stark- oder wenigstens schwachheitsvoll ergebener Schüler

des Meisters. Er bildete später die wunderlichste Ministererscheinung, die Kurhessen wohl gehabt hat. Selbst seine Ausdrucksweise war ein wundersames Gemisch von Gewähltheit und Gewöhnlichkeit. So nannte er einmal die schleswig-holsteinsche Angelegenheit im Ständeausschusse eine „hehre Sache“ und gleich darauf rief er gemüthlich: „ja, meine Herren, wenn's so kommt, dann ist die Sache verbumfeit.“ — Niemand kannte den Mann besser und wußte ihn besser zu lenken und zu benutzen als der Kurfürst; Niemand hat ihn auch schlechter oder, wenn man will, gerechter und treffender behandelt als dieser, wie es denn überhaupt ein hervorstechender Zug der im Grunde nicht ungerechten Natur Friedrich Wilhelm's war, daß er aristokratisches Gebahren nicht leiden konnte und alle ihm Nahestehenden gleichmäßig behandelte. Besonders war dem Kurfürsten die „fromme Richtung“ Abée's zuwider, gerade wie er auch Vilmar im Grunde des Herzens nicht leiden konnte und ihn nur ausbeutete.

Noch in Abée's letzter Ministerperiode, kurz vor der Einverleibung, soll, wie mir ein Ohrenzeuge erzählt hat, Folgendes vorgekommen sein. Der Kurfürst beklagte sich bei einer Audienz, daß er durch die Haltung Preußens einen schweren Stand mit den Landständen bekommen habe. Abée, Minister des Auswärtigen, glaubte sich nun ebenfalls äußern zu müssen und sagte feierlich: „O, königliche Hoheit, nur unverzagt! Auch diese Männer stehen unter dem Einflusse der himmlischen

Heerschaaren." Worauf der Kurfürst, von der Seite blickend, ausgerufen haben soll: „Himmlische Heerschaaren?... Ochsenkopf!"

Weniger Glück als mit Abée hatte Hassenpflug mit Ernst Koch, dem Verfasser des humorvollen „Prinz Rosa Stamin," von dem Karl Altmüller neuerdings eine zweite Auflage besorgt hat. Obwohl mit Abée eine Zeit lang sehr befreundet, und vom eigenen Vater zur Anhänglichkeit an Hassenpflug gedrängt, blieb Koch doch innerlich selbständig und wußte nach kurzer Zeit dichterisch leicht zu entschlüpfen. Aber das weitere Geschick des hochbegabten jungen Mannes, zugleich eines fertigen Geigenspielers, war kein leichtes. Er gerieth in die französische Fremdenlegion, kämpfte in Algerien und Spanien, lag lange Zeit schwer leidend, und soll zum Katholizismus übergetreten sein. Gegen Ende der dreißiger Jahre kam er nach Kassel zurück und suchte bei einem Anwalte die abgebrochene juristische Laufbahn wieder aufzunehmen. Dann zog ihn Hassenpflug nach Luxemburg, von wo aus ich manchen werthvollen Beitrag für den „Salon" rc. von ihm erhielt und zugleich seine Verheirathung erfuhr. Er ist auch nach Hassenpflug's Entlassung im alten Lützelburg geblieben und dort früh verstorben.

Noch weniger als mit Koch kam Hassenpflug, wie wir bald sehen werden, mit mir zurecht.

Ich hatte mich sofort nach bestandener Prüfung zum „Rechtspraktikanten" an das Stadtgericht zu Kassel gemeldet. Die Vorbereitungsdienerstellen bei diesem, ge-

wissermaßen kollegialischen Gericht erster Instanz waren gewöhnlich sehr gesucht; allein es glückte mir, sofort anzukommen, obwohl ich Allen völlig fremd und durch keine sterbliche Seele empfohlen war. Mein Anliegen mußte wohl gerade in glücklicher Stunde zur Entscheidung gelangt sein.

Weniger zufrieden aber als ich war mein Vater. Er hatte sich meinen Vorbereitungsdienst, der ihm als sehr langdauernd geschildert worden war, ganz anders zurecht gelegt. Ich sollte in Obernkirchen oder in Rinteln arbeiten und auf diese Weise wieder ungefähr so billig leben, wie vordem auf dem Gymnasium. Und nun der theure und entfernte Aufenthalt in Kassel! ...

Hätte ich als Referendar an das kleine Obergericht in Rinteln kommen können, so wäre ich vermuthlich auf den Plan eingegangen und dann schließlich in einer der kleinen Städte als Anwalt hängen geblieben. Zum Glück aber hatten die Herren Examinatoren dafür gesorgt, daß die Bäume nicht sofort in den Obergerichtshimmel hinein wuchsen, sondern naturgemäß erst in der Stadtgerichtserde feste Wurzeln schlagen konnten. Ich erkannte dies später als einen wahren Segen an, ganz abgesehen davon, daß mir der Aufenthalt in Kassel doch einen erheblich andern Entwickelungsgang bot, als der in Rinteln.

Anders aber faßte der Vater die Sache auf. Er verlangte, daß ich mich nach Obernkirchen melden sollte; er habe mit dem Herrn Amtmann „schon Alles in Ordnung“ gebracht. Als ich einfach erklärte, daß ich da

nichts Rechts lernen könne, ward er unwillig und ließ mir die Zahlungen, die er noch für mich leisten könne, in einem solchen Lichte erscheinen, daß ich schon in der Nähe des väterlichen Herdes meine schwere Last gehabt haben würde, damit auszukommen. Allein es lag wenig in meinem Wesen, mich durch solche Dinge beugen zu lassen, und da gar in beiderseitiger Hitze das Wort „Verschwender" fiel, wozu ich vielleicht durch eine einzelne Ausgabe oder durch die Rheinreise Anlaß gegeben haben mochte, so schnitt ich sofort allen weiteren Streit durch die Bemerkung ab, daß ich mich von jetzt an selbst durchschlagen wolle und keinerlei Geldanforderung mehr machen werde. Dies habe ich auch gehalten.

Die Trennung am andern Morgen war mehr als ernst; viele Jahre lang sah ich die Heimath nicht wieder; doch hinderte dies nicht, daß zuweilen in aller Stille kleine Sümmchen ankamen und angenommen wurden, und daß mir der Vater, als ich nach dritthalb Jahren Obergerichtsanwalt in Kassel geworden war, einen Besuch machte und wiederholt versicherte, so habe ihm der Herr Amtmann das Weiterkommen nicht geschildert.

III.

Zeit des Vorbereitungsdienstes in Kassel.

In Kassel trat ich mit dem Frühjahr 1835 in Thätigkeit; und diese war nicht gering. Alle vier Mitglieder des Gerichts gaben mir ihre „interessantesten Fälle" und meine Entwürfe oder Relazionen ließen nicht lange auf sich warten. Beim Stadtgerichtsrath Arnold lernte ich das neue Bagatellverfahren kennen und würdigen; der Direktor Kleyensteuber weihte mich in das Währschafts- und Hypothekenwesen ein; Rath Wittich, ein guter Romanist, beglückte mich mit seinen feinsten Rechtsfragen, und Assessor Werner, der, obwohl Bürgergardenoffizier, die Eigenheit hatte, meist erheblich zu spät zu kommen, wußte unter seinen „zufälligen" Rückständen stets diejenigen herauszufinden, welche am zweifelhaftesten und verwickeltsten erschienen.

Alle vier aber waren gewissermaßen Originale und alle vier nahmen freundlichen Antheil an mir. Bei Wittich, einem alten, reichen, wunderlichen Junggesellen, mit etwa zwei Dutzend Haaren, die er aber mit vielem

Eifer zwang, den Dienst für den ganzen Kopf zu versehen, ging das so weit, daß er einmal einen Wagen miethen wollte, um mit mir spazieren zu fahren, sintemalen ich seiner „Impetrazion“ eines Spaziergangs die „Einrede“ der Engbrüstigkeit entgegengesetzt hatte. Das hinderte ihn indeß nicht, mir später einen ärgerlichen Streich zu spielen. Wittich war nämlich Eigenthümer mehrerer Grundstücke auf dem Weinberge und mit ihnen im Besitze einer kleinen Kreuzwegs-Wüstung, die gerade den besten Ausblick auf die Fulda gewährte. Bei meinen Spaziergängen hatte mich's immer verdrossen, dort keinen Sitzplatz zu finden, und da ich den Raum für einen öffentlichen Weg hielt, so ließ ich auf meine Kosten zur Freude Vieler eine einfache hölzerne Bank dort herstellen. Das griff aber dem Freund Wittich, der das Eigenthum des Platzes in Anspruch nahm, gewaltig in die Rechte; der Schalk ließ die Bank mit dem Bemerken wegreißen: da könnte ja Herr Oetker eine servitutem ersitzen.

Bei Kleyensteuber war ich jeden Samstagabend als Gast willkommen, bei Arnold noch öfter.

Auch Werner lud mich zuweilen ein; denn — so sagte er einst, gleichsam zur Selbstrechtfertigung, weil ich nach der letzten Einladung noch keinen Besuch gemacht hatte — denn „er tanzt zwar nicht, aber er kann mir gut zehn alte Frauen unterhalten.“

Als Richter war W. am besten, wenn er ganz aus dem Handgelenk Recht sprach, ohne erst in die Bücher

zu sehen; denn er hatte gesunden Rechtssinn und ein treffliches Urtheil. Mitunter konnte er zornig und komisch aufbrausen. Einstmals hatte ich einen langen Bescheid entworfen, der ihm nicht völlig recht war und den er doch auch nicht klar zu verbessern wußte. Nach einigem Besinnen rief er ärgerlich, den Thibaut auf den Tisch werfend: wissen Sie was, bringen Sie am Schlusse noch so'n dunkeln Satz an und dann lassen Sie die Sache laufen! Noch heiterer war der Eindruck seines Zorns, als er einst in öffentlicher Gerichtssitzung eine Bürgersfrau, die sich wiederholt auf den „gesunden Menschenverstand" berief, mit den Worten anfuhr: „Ach, bleiben Sie mir mit dem gesunden Menschenverstand vom Leibe! der gehört nicht hier her!"

Neben diesen und andern Thätigkeiten hatte ich mir noch eine Privatarbeit vorgesetzt, die nicht gering war, nämlich die Anfertigung eines alphabetischen und zugleich nach Hauptmaterien systematisch geordneten Auszugs aus den hessischen Landesordnungen. Wäre das bekannte Kulenkamp'sche Werk nicht mit dem zweiten Bande anscheinend in's Stocken gerathen, so hätte ich wohl niemals an ein solches Unternehmen gedacht; so aber hatte ich neben dem Hauptzwecke, mich im hessischen Sonderrechte festzusetzen, noch ein entferntes literarisches Ziel vor Augen. Doch habe ich trotzdem, daß Kulenkamp sein Werk später wieder aufnahm und glänzend vollendete, die damalige, unvollendetgebliebene Arbeit nie bereut, obwohl sie mir manchen schönen Nachmittag hinwegnahm.

Ein dritter Theil meiner Thätigkeit war mehr wirthschaftlicher Art; er bezog sich auf's Geldverdienen. Wie sehr ich mich einschränkte, und wie gering meine Bedürfnisse waren — indem ich nicht rauchte, nicht schnupfte, nicht spielte, keinen Wein und kein Bier trank ꝛc. — so ward ich doch bald inne, daß die Einnahmen mit den Ausgaben nicht im Einklange standen. Und Schulden sind mir mein Lebtag etwas völlig Unerträgliches gewesen.

Aber wie ließ sich genügend Geld verdienen? Sollte ich Stunden geben? sollte ich schriftstellern? bei Anwälten arbeiten?... Schließlich betrat ich mehrere Wege zugleich. Ich „paukte" Kandidaten für's Examen ein, was immerhin mehr einbrachte, als vordem meine mathematischen Unterrichtsstunden in Rinteln, von denen 32 auf den Thaler gingen. Sodann knüpfte ich Beziehungen mit auswärtigen Blättern an, was aber in damaliger Zeit sehr wenig abwarf; denn die Zeitung für die elegante Welt z. B. zahlte 10, die Abendzeitung Theodor Hell's gar nur 8 Thlr. für den Bogen. Andere boten zwar mehr, zahlten aber überhaupt nicht. Endlich, und das fleckte am besten, fertigte ich Prozeßschriften für Anwälte an, und erhielt dafür die Hälfte der gewöhnlichen Preise.

Solcher Gestalt kamen denn meine Finanzen gar bald in die beste Ordnung, freilich mitunter etwas auf Kosten der Nachtruhe und der Tagesbewegung... Ich war kühn genug, eine mir angebotene

Gehülfenstelle beim Justizamt in Zierenberg einfach auszuschlagen.

Nach einigen Monaten ward ich für befähigt erklärt, beim Obergericht zu arbeiten, wo ich dann noch etwas über anderthalb Jahre theils im Zivil- theils im Kriminalsenate thätig gewesen bin.

Wer mich nun so tagtäglich auf den Gerichten, bei Anwälten und im eigenen Hause juristisch beschäftigt gesehen hätte, und zwar mit zweifellosem Erfolg und Beifall, der würde wohl geglaubt haben, daß ich im praktischen Rechtsleben, trotz früherer Zweifel, doch ein volles Geschäftsgenügen gefunden habe. Es war dies aber keineswegs so. Ich hatte auf dem einmal betretenen Wege nothgedrungen fortschreiten müssen und erfüllte meine Pflicht, wie ich dies von jeher zu thun gewohnt gewesen war, mit Eifer und Pünktlichkeit; auch übte die Erörterung und Entscheidung einzelner schwieriger Rechtsfragen kaum minder großen-Reiz auf mich aus, als vordem die Lösung mathematischer Aufgaben; allein im Ganzen fühlte ich mich doch nicht befriedigt.

Dazu kamen gewisse schwermüthige Stimmungen und Träumereien, die wieder Neigungen in mir wachriefen, welche ich einst in Rinteln und in Marburg als „Allotria“ hatte verpönen müssen, und welche sich doch nur höchst ungern verbannen lassen wollten.

Wie und wann ich zuerst auf's Versemachen gerathen bin, weiß ich nicht mehr. Ein gereimter kin-

discher Glückwunsch an die Großmutter wird wohl den Anfang gemacht haben. Später wurde die Neigung durch Schulaufgaben in Rinteln genährt. Wir mußten den „Erntesegen“ besingen, eine „Ode“ auf die Eroberung Algiers durch die Franzosen anfertigen u. s. w. Dabei kamen dann mitunter sehr wunderliche Dinge zum Vorschein. So hatte Einer seinen poetischen Erguß — ich weiß nicht mehr, ob das Erntelied oder die Algier-Ode — kühn mit dem Plagiat begonnen: „In des Waldes tiefsten Gründen.“

Ich gehörte zu den Wenigen, die an dem Versemachen wirklich Gefallen hatten. Wenn mir auch die vielen künstlichen Versmaße und Regeln, der versus catalectus und hypercatalectus und acatalecticus seu acatalectus, etwas dürr und kraus vorkamen, und wenn mir auch die Definizion: „Lyrische Poesie ist die objektivirte Darstellung subjektiver Gefühle, welche Rührung bezweckt“ — kein rechtes Behagen gewährte, und ich eigentliche R ü h r u n g s z w e c k e bis dahin noch nicht vor Augen gehabt hatte, so merkte ich mir doch Alles sehr gewissenhaft und übte mich im Stillen gar eifrig. Die Aufgaben der Lehrer genügten mir bei weitem nicht. Auch in lateinischen Versen versuchte ich mich. Besonders liebte ich den Kehrreim, den ich zuerst dem Liede: „Jesus lebt, mit ihm auch ich,“ entnommen hatte, und in einem „Vergißmeinnicht am Wege“ besonders glücklich angewandt zu haben glaubte. Zu den frühesten Erzeugnissen gehörten ferner: „Das Glücksfleeblatt“ und „Der Schwanen-

ritter." Auch besang ich das Sternbild Kassiopea, und zwar bald als ein W, bald umgekehrt als ein M, weil ich einer Schönen huldigte, die feierlich Wilhelmine hieß, im gewöhnlichen Leben aber Minchen genannt wurde, und mir beim Begegnen mitunter einen freundlichen Blick zukommen ließ, während die übrigen Blicke einem Begünstigteren zufielen. Etwas später fand ich eine andere „Begegnung":

Mein Auge schweifte liebetrunken
Durch Wald und Au,
Voll Blüthenduft und Sonnenfunken
Im Morgenthau ...

In Kassel entstanden: „Einsamkeit," „Hochzeit," „Sehnsucht," „Abendwehmuth" und zahlreiche andere Ergüsse:

Der Abend ist müde geworden,
Es schläfert die Rosen am Baum,
Sie hauchen stillheimliche Düfte,
Wie leises Geflüster im Traum ...

Einiges von diesen und anderen Erzeugnissen ist leider in großer Vollständigkeit gedruckt worden. Mein eigener Geschmack war noch nicht so geläutert, mein Urtheil noch nicht so gereift, daß ich unzeitige Lobsprüche und Aufforderungen stets in gehörigem Licht hätte erblicken können. Später habe ich, mit geringen Ausnahmen, das Gedruckte verworfen, das Ungedruckte vernichtet und fremden wie eigenen Versuchungen, eine

„Sammlung von Gedichten“ zu veröffentlichen, widerstanden. Ebenso sind einige Erzählungen und dramatische Versuche, z. B. „Das verwünschte Gehölz,“ „Die Höhle der Paschenburg,“ niemals zur Veröffentlichung oder zur Vollendung gelangt. Ich freue mich dessen; dagegen bedaure ich noch jetzt, daß eine später geplante Sammlung von Bildern und Erzählungen aus dem Volksleben unter der Ungunst der Begebnisse und im Drange sonstiger Aufgaben nicht zu Stande gekommen ist. Es handelte sich dabei nicht um Erfindungen mit mehr oder weniger Anlehnung an die Wirklichkeit, sondern um Abschilderungen von Menschen und Dingen, wie das lebendige Dasein sie mir vor Augen und Seele geführt hatte.

Folgende Zeilen sind wiederholt gedruckt und auch komponirt worden:

Der Lenz ist wieder gekommen,
Der Abend ist heiter und still;
Doch tief im Herzen ist's trübe,
Und Gram nicht schweigen will.

Einst hab' ich so fröhlich geliebet,
Einst hab' ich so innig gelebt,
Ich lachte dem Frühling entgegen,
Von süßem Verlangen durchbebt.

Nun haben sie Liebchen begraben,
Und Jammer das Herz mir bricht;
Der Lenz bringt Leben und Liebe,
Die Todten erweckt er nicht.

In den ersten Wochen des stadtgerichtlichen Berufs hatte ich die Aufmerksamkeit des Obergerichtsprokurators Rösing, eines damals sehr bekannten und gesuchten Rechtsanwalts in Kassel, erregt. Herr Rösing hatte davon seine Gattin unterhalten, eine Frau etwas hoch in den Dreißigen, die einst eine pikante und gefeierte Schönheit gewesen war und bei einem höchst lebhaften, geistreichen, mitunter beißendwitzigen Wesen noch immer für eine der anziehendsten Erscheinungen in der Gesellschaft galt. Sie hielt besonders darauf, mit Allem, was sich in Kunst und Wissenschaft, in Literatur und Politik, bemerklich machte, auf bekanntem Fuße zu stehen und von Zeit zu Zeit auserlesene Gesellschaften um sich zu vereinigen, in denen der Gatte, eine kleine, vielseitig gebildete, schlagfertige Lichtenberg-Gestalt, den liebenswürdigsten aller Wirthe machte.

Herr Rösing legte mir nahe, daß seine Gattin sich freuen würde, mich zu empfangen. Da ich ihm aber offenherzig gestand, daß mir Förmlichkeitsbesuche in Frack mit Zubehör zuwider seien, griff er zur List. Eines Abends, als er mir noch ein Buch leihen wollte, befand ich mich plötzlich mit ihm im Zimmer der Frau.

Der Empfang war der liebenswürdigste; ich war von da an für immer geladen und nahm namentlich an den zahlreichen Ausflügen nach dem v. schlieffen'schen Gute Windhausen, welches Rösing in Oberverwaltung hatte, Theil.

Die Geschichte des alten Sonderlings und Mini-

sters Martin Ernst von Schlieffen, der dort seinen Affen ein Denkmal gesetzt und in der Nähe desselben seine eigene Ruhestätte ausgesucht hatte, zog mich aufs lebhafteste an. Am bekanntesten ist der Mann durch die Verträge seines Landesherrn mit der englischen Regierung wegen Lieferung von Soldaten geworden. Auch hat er eine gerühmte Abhandlung über den deutschen Adel geschrieben. Er soll schließlich in großer Einsamkeit, meist nur mit einigen Affen, gelebt haben, und starb im Herbst 1825. Die Gruft liegt am Saume eines herrlichen kleinen Gehölzes, das zwischen stattlichen Eichen und stillem Gewässer die angenehmsten Pfade und Ruhesitze bot und manche heitere Gesellschaft umschattet hat.

Ganz besonders heiter aber waren im Herbst die Hasen- und Hühnerjagden, da die Gesellschaften in der Regel fast aus lauter Sonntagsschützen und obendrein zum Theil aus Verwachsenen und sonstigen Krüppeln bestanden, die es an lustigem Knallen meist weniger fehlen ließen, als am Treffen. Doch schadete dies nicht; denn die Hasen für den Tisch wurden, wie Frau Rösing bemerkte, klüglicher Weise immer „einige Tage zuvor" geschossen. — Einst machte der ausgezeichnete Landschaftsmaler Müller, gewöhnlich „der rothe Müller" genannt, einen solchen Jagdauszug zu Esel mit, und war boshaft genug, nachdem er das Ungeschick der Schützen gesehen und zum Theil zu Papier gebracht hatte, seinen „römischen Hut" wiederholt als Ziel in die Höhe zu werfen. Nun nahm ich mich doch zusammen; ich erinnerte

mich des einstigen Geschicks, verbiß das Lachen, und rächte denn auch die verhöhnte Gesellschaft nicht übel, indem der römische Hut als Sieb wieder zur Erde kam.

Bei Rösings lernte ich auch Karl Schomburg, den berühmten Wortführer des 15. Septembers 1830, den ruhigen, unerschütterlichen, beredten Volksvertreter, den klaren, würdevollen, umsichtigen Präsidenten der Ständeversammlung und des bleibenden Ständeausschusses, kennen. Als ich ihm vorgestellt wurde, hätte die wortkarge, beinahe finstere Haltung des Mannes leicht einen abstoßenden, ja fast verletzenden Eindruck auf mich machen können, wenn ich ihm nicht längst aus der Entfernung von Herzen zugethan gewesen, und wenn mir sein stilles, sinniges Gemüthswesen nicht schon geschildert worden wäre. Frau Rösing wußte uns mit einigen geschickten Wendungen bald in ein eingehendes Gespräch über Dinge, die mir näher lagen, zu verflechten und ich mußte mir gestehen, daß ich noch nie so unbefangene Auffassungen, so scharfe und doch milde Urtheile, in so gewählter und doch einfacher Form, gehört hatte.

Und als dann die Wirthin in ihrem lebhaften Gedankengange auf ein heiteres, scherzhaftes Feld übersprang, folgte er auch dahin mit liebenswürdiger Geneigtheit und hätte über ein paar Witze beinahe so herzhaft gelacht, daß man das ernste, gemessene, in sich blickende Antlitz hätte fröhlich nennen können, wenn nicht sofort durch einen fast wehmüthigen Zug das freundliche tiefe Auge wieder überschattet worden wäre.

Schomburg, am 11. Oktober 1791 geboren, stand noch im besten Mannesalter. Aber wer ihn genauer betrachtete, ich möchte sagen, in sein innerstes Leben hineinblickte, der konnte sich kaum des Eindrucks erwehren, daß dies reiche, edle, maßvolle Dasein einem frühen Tode verfallen werde. So ruhig und gemessen seine äußere Haltung war, so rast- und ruhelos war sein Eifer für die Stadt, für das Land, so schmerzerfüllt seine innerste Seele über die Geschicke, welche durch Hassenpflug und dessen Helfer über Kurhessen wieder hereingebrochen waren und so manche seiner schönsten Hoffnungen geknickt hatten.

Und dabei litt auch der Familienvater in Sorgen um die Seinigen. In der That traf später den einzigen, mir herzlich befreundeten Sohn der Haß des Kurfürsten so nachhaltig, daß er auswärts ein Unterkommen suchen mußte.

Karl Schomburg starb am 4. Juli 1841 zu Mihla bei Eisenach, unter der Pflege seines vertrautesten Freundes Breithaupt, bei dem er Erholung und Stärkung hatte suchen wollen, „fern von unsrer Hauptstadt," sagte der Grabredner Karl Meyer, „wie wenn sie nicht geweiht genug gewesen wäre, einen ihrer edelsten Bürger sterben zu sehn." Sein Tod war schwer und schmerzlich, wie sein ganzes Dasein eine Reihe von Kämpfen und Mühsal gewesen war. „Er legte, hieß es in der Trauerkunde, die Hände zum Gebet zusammen; da ergriff der Freund sie und sagte: ja wir alle beten mit dir und Gott hilft dir nun recht bald zu deiner letzten Ruhe;

darauf neigte er zwei Mal bejahend sein Haupt und entschlief." Der Stadtrath ließ die theure Leiche nach Kassel geleiten und am 8. Juli feierlich bestatten. Ein unabsehbarer Zug von Leidtragenden und Verehrern des Edlen folgte nach dem Gottesacker und die Thränen Tausender gaben Zeugniß von dem wahrhaft unersetzlichen Verluste, welchen Stadt und Vaterland erlitten hatten.

Karl Bernhardi stiftete dem Verblichenen ein Denkmal durch Herausgabe seines Briefwechsels. Zu einem sonstigen Denkmal aber ist es im Drange der Zeiten noch nicht gekommen; nicht einmal seine Büste hat man aufgestellt, weder im Ständesaal noch im Sitzungszimmer des Rathhauses. Aber vergessen ist der erste Präsident und der erste Oberbürgermeister Kassels darum noch nicht. Denn wer könnte ihn je vergessen, der ihn gekannt, der ihn gehört hat! Man wußte häufig nicht, was man mehr bewundern sollte, seine klare, ruhige, würdevolle Leitung der Verhandlungen oder seine treffende, stets angemessene und oft wahrhaft erschütternde Beredsamkeit. Erfüllte ihn ein Gegenstand ganz, galt es Wahrheit und ewige Menschenrechte gegen Vorurtheil oder Selbstsucht zu vertheidigen, dann wurde seine Rede tief, die Stimme bewegt, und jedes Wort hauchte einen so heiligen Ernst, eine solche Macht der Ueberzeugung, daß jeder Zuhörer bis in's innerste Leben ergriffen wurde und zuweilen „die ganze Versammlung wie von einem elektrischen Schlage bewegt" sich beistimmend erhob.

Ein häufiger Gast im rösing'schen Hause war der Gymnasiallehrer Dr. Lobe. Er hatte das Mißgeschick, einen Pferdefuß zu besitzen, liebte ein gutes Gastmahl, war nicht ohne Witz und galt geraume Zeit für eine geistige Größe Kassels. Seine Schüler sagten ihm nach, daß er einst die Schönheit der Männergestalt geschildert und gerühmt, dabei sich aber vergriffen und statt des gesunden Beines den Klumpfuß hervorgestreckt habe. Besonders gefürchtet waren seine Theaterkritiken. Den etwas wohlbeleibten Schauspieler Boltzmann ärgerte er besonders damit, daß er von Zeit zu Zeit verkündigte, „das auffallende Starkwerden dieses Künstlers“ werde es ihm bald unmöglich machen, noch als erster Liebhaber aufzutreten. Endlich riß dem Gekränkten die stille Geduld; er griff ebenfalls zur Feder, und beide sagten sich nun solche Artigkeiten, daß es zu einer Beleidigungsklage kam, die zur allgemeinen Heiterkeit damit endigte, daß der Gerichtshof die beiderseitigen Anzüglichkeiten gegen einander aufhob und die Kosten verglich. Auch mit Dingelstedt gerieth Lobe in Zwiespalt und ward von ihm als „Magister Hudel“ in den „Neuen Argonauten“ verewigt. Später wurde Lobe nach Rinteln versetzt, konnte aber, wie er mir einst klagend mittheilte, in der kleinen Stadt nicht heimisch werden. Jedem Postwagen, der nach Kassel abgeht, sagte er launig, sehe ich seufzend nach und beneide die „Schmierbüchse“, welche daran hängt. L. starb noch im rüstigsten Alter.

Im Winter 1836 und 37 gedieh ein Plan zur

Ausführung, für den auch meine Mitarbeit in Anspruch genommen wurde. Rösing unternahm mit dem Obergerichtsanwalt Ludwig Schwarzenberg u. A. die Herausgabe einer juristischen Zeitschrift unter dem Namen „Rechtsfreund," welche den um 1831 entstandenen und seit einigen Jahren entschlummerten „Verfassungsfreund" ersetzen und namentlich auch für politische Erörterungen im Sinne der Opposizion ein beiläufiges Organ sein sollte.

Der Verfassungsfreund hatte mehrere Leiter gehabt. Die eigentliche Seele war Karl Bernhardi gewesen, der schon damals eine große Vielfältigkeit der Bestrebungen an den Tag legte und sich nachgehends besonders auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und der Hülfeleistung große Verdienste, Ansehen und Ruhm erworben hat. Schon in Marburg wußte ich von seinem Eifer, kam aber erst 1848 in nähere Berührung mit ihm. Nach dem Verfassungsfreund ward in den Lesezimmern vorzugsweise gegriffen. Eine beliebte Ueberschrift der damaligen Erörterungen war: „Was haben die Kurhessen noch mehr zu thun?" Diese Frage und einige andere Wendungen, z. B. der „Vorabend großer Ereignisse," wurden bei uns zu stehenden Sprüchwörtern und scherzhaften Redensarten.

Ein anderes kasseler Blatt war „Der Beobachter," den Samuel Hahndorf herausgab, der sich aber ebenfalls nicht dauernd gehalten hat. — Hahndorf war und blieb eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in

Kassel. Eigenthümlich war auch seine Darstellungsweise, sein Stil. Jüdischen Glaubens, freisinnigen Wesens, redlichsten Willens, klein von Gestalt, aber groß an Eifer, hatte er stets den Muth der Ueberzeugung und des Selbstbewußtseins. Seine Antheilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten war umfassend; selbst eine längere Freiheitsentziehung gibt davon Zeugniß. Nie hat er eine öffentliche Ständesitzung versäumt. Abgeordneter war er zwar nur kürzere Zeit; aber als Berichterstatter fehlte er niemals, selbst ein starkes Augenleiden hielt ihn nicht ab, auf seinem besondern Sitze zu erscheinen. Sicher kann kein Zweiter etwas Aehnliches von sich behaupten. Er hat alle kurhessischen Verfassungen überdauert, alle Volksmänner von 1830 überlebt, und ist noch fortwährend auf dem Platze, wenn die hessischen Stände in Kassel versammelt sind. Hahndorf ist gewissermaßen ein Wahrzeichen Kassels geworden.

Die Absicht bei der Gründung des Rechtsfreunds ward natürlich leicht durchschaut und von Hassenpflug mit ungünstigen Augen betrachtet. Allein gefährlich für ihn ward die Sache nicht. Dazu waren weder die Zeiten, noch die wirkenden Kräfte angethan. Frau Rösing urtheilte sogar schon in den ersten Wochen sehr scharf, ja wegwerfend über den Rechtsfreund, und meinte namentlich, daß er „furchtbar langweilig“ sei. Als ich ihrem Gatten mit der allgemeinen Bemerkung zu Hülfe zu kommen trachtete, daß die ganze Juristerei langweilig und oft höchst widerwärtig sei, forderte sie mich auf,

dies einmal in „drastischer Weise zu schildern;" das werde sicher weit amüsanter sein als die „stelzenbeinigen Erörterungen" der Prozeßgesetze u. s. w. Da in Kürze mein Geburtstag war, so brachte ich den Gedanken in Gestalt eines „Geburtstagskarmens eines Rechtspraktikanten an sich selber" zur Ausführung, 9. April 1836.

Die Verse sind später hier und da etwas geändert worden und mögen theilweise hier Platz finden, da sie wohl einiges Charakteristische enthalten und damals einiges Aufsehen erregten.

Schon wieder da, vermaledeiter Tag!
Und immer noch im Junggesellenstand?
Noch immer ohne Amt und Würden?
Fürwahr, des Himmels güt'ge Hand
Bewahrt mich lang vor Angst und Bürden!...

O wäre nur ein Schafspelz mein
Und trüge mich in's Reich der Frommen!
Da wär' ich lamm-gerecht und rein,
Da würden schon die Aemter kommen. —

Doch welches thörichte Verlangen! —
Nein, nein, mein Freund, das stelle ein!...
Was kann der Hohen Gunst dir geben?
Nicht von der Zukunft hoffe Glück,
Genuß beut nur der Augenblick;
Drum koste frisch der Stunde Leben!
Hinweg mit Harren, Trug und Schein,
Nur was du *hast und liebst*, ist dein!...

Dann, wehe! bin ich zu beklagen;
Was hab' ich denn? was nenn' ich mein?

Einst hatt' ich wohl ein reiches Glück,
Ein volles Herz in stillen Tagen;
Jetzt send' ich trostlos meinen Blick
In eine ferne Zeit zurück,
Und möchte jeden Busch und Baum
Nach meiner Kindheit schönem Traum,
Nach meinen ersten Wonnen fragen.
Da war so glühend das muntere Streben
Und jeder Tag ein fröhliches Fest;
Und alles Wachsen und alles Weben,
Der grünende Baum,
Der kosende West,
Die flüchtige Welle,
Die sonnige Helle,
Ach Alles, Alles war köstliches Leben.
Es kam der Frühling so blüthenreich,
Mit Duft und Wonnen so warm und weich,
Ich blickte getrost in den Himmel hinein,
Das Auge klar, die Seele rein,
Und hatt' ich Kummer,
So goß der Schlummer
Mir lindernden Balsam mild hinein.

Doch welche Töne? welch wunderlich Treiben?
Zum Henker, Fritz, das laß mir sein!
Willst du ein Geburtstagskarmen dir schreiben,
Wie's einem „soliden Juristen“ geziemt,
So stelle die zarten Empfindungen ein,
Und laß das Seufzen und Greinen bleiben!
Ersinne vielmehr ein verständiges Wort,
Thu schnell den verdächtigen Schnurrbart fort,
Zieh fleißig den edlen Frackrock an,
Und sieh', wie die Andern es klüglich treiben!...

Es kann ja auch im Erdenleben
Nichts Lustiger's und Edler's geben
Als so ein Praktikantenstand ...
Da gibt es Tollheit zu protokolliren,
Und Schulden die Menge zu inventarisiren,
Und ewige Klagen zu substanziiren,
Und endlose Lügen zu exzipiren,
Und Gaunerstreiche zu repliziren;
Da muß man täglich unendlich sitzen,
Und schreiben und schmieren und schwatzen und schwitzen;
Und wenn man wähnet die Sache zu Ende,
Dann kommt der Diener und hat die Hände
So voll von alten bestaubten Akten,
Womit die Herren den Esel bepackten,
Daß oftmals Hunger und Durst vergeht. —
Und welch' ein Trost ist dies, welch' Glück!
Was hätte man nur, um beides zu stillen?
Der Staat kann kaum die Helden bezahlen,
Die täglich tragen der Faulheit Qualen;
Drum muß man sich laben am gnädigen Blick,
Mit stetem Fleiß die Pflicht erfüllen,
Drum frißt man am Aktenstaube sich dick,
Und arbeitet ferner um Gotteswillen. —
Sieh da, wie Alles sein Gutes hat!
„Der Leib muß wieder zu Staub einst werden,
Wovon er genommen auf dieser Erden."
Was ist drum besser, als daß man täglich
So viel davon schluckt, wie irgend möglich? ...
Drum heiter geschluckt, lieb altes Haus!
Ein fröhlicher Leib hält vieles aus. —

Der Erfolg war befriedigend genug; der Verfasser blieb, abgesehen von der rösing'schen Familie, im Dunkeln.

Das Beste, erklärte Frau Rösing, sind „die kleinen Verse;" sie betrachtete mich von da an als „eine Art Autorität in poetischen Dingen." Als sie einst gelesen hatte, daß Bentley erklärt habe, er möchte lieber Verfasser des horazischen Donec tibi gratus eram sein, als König von Aragonien, mußte ich ihr das Gedicht in Versen übersetzen; und als später die Frauen und Jungfrauen Kassels beschlossen, die allgemein verehrte, nach längerem Leiden, in welchem sie auswärts vom Hofrath Dr. Bäumler behandelt worden war, zurückkehrende Kurfürstin Auguste mit einem Album eigener dichterischer Erzeugnisse zu empfangen, ward ich sogar würdig befunden, unter einer Verkleidung — ich weiß nicht mehr, ob als Frau oder als Jungfrau — gleichfalls einen Beitrag zu liefern.

Ich that's natürlich; ich that sogar noch mehr. Ich fertigte ein Akrostichon an, dessen Zeilen mit den Buchstaben des Namens der Kurfürstin begannen und sandte dasselbe mit der Bemerkung an den niedergesetzten Ausschuß ein, daß mir „weibliche Bescheidenheit die Nennung meines Namens verbiete." Diese Bescheidenheit machte zwar bei der Beurtheilung, der ich selber beiwohnen mußte, einen guten Eindruck; allein dennoch fiel das Werk schmählich durch; ja ich war sogar genöthigt, den verdachtsvollen Blicken gegenüber, die mein böses Gewissen zu bemerken glaubte, selbst dagegen zu sprechen und zu stimmen. Die Verse lauteten:

Auf, auf, ihr Schwestern und seid froh
Und singet Jubellieder!
Genesen ist, die lange so
Uns ängstigte, nun wieder;
Stark kehrt sie heim zu Gottes Ehr',
Er half durch Hofrath Bäumeler.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die Zeilen trotz ihrer Verwerfung bekannt wurden und die Kurfürstin mehr erheitert haben, als das gedruckte Ansingen. Der Verfasser blieb unbekannt.

Bald nach dem „Geburtstagskarmen" begann ich die Veröffentlichung einer Reihe von juristischen Abhandlungen über Operis novi nunciatio, über Währschafts- und Hypothekenwesen u. s. w., welche, mit Ausnahme einer scharfen Auslassung über die Meierverhältnisse im Schaumburgischen, sämmtlich unter meinem vollen Namen erschienen. Sie erregten nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern auch wegen der Unbekümmertheit, womit ich eine Menge von alten Bocksbeuteleien angriff, großes Aufsehen. Ein Theil erschien unter dem Feldgeschrei: „Unser Wissen ist Stückwerk und unser Gesetzgeben Flickwerk." — Besonders griff ich die „gesetzlichen Pfandrechte" an, von denen uns erst die neueste Zeit ganz befreit hat.

Von vielen Seiten gingen mir die anerkennendsten Urtheile zu. Die werthvollsten waren mir die von Vangerow und von Burghard Wilhelm Pfeiffer, denen natürlich manche Schwächen nicht hatten entgehen können, die aber

Vieles mit dem überall hervortretenden Rechtssinn und wissenschaftlichem Eifer ausglichen. Da ich nun auch bald den früher berührten Schäfereistreit, nachdem ich ihn erst wissenschaftlich behandelt hatte, in oberer Instanz, zum großen Erstaunen des „Herrn Amtmanns“ und seines Aktuars in Obernkirchen, gewann, so war mein Ruf als wissenschaftlicher und praktischer Rechtsmann ziemlich schnell begründet, und selbst der Vater begann, über die Rathschläge und Bescheide des Herrn Amtmanns zu lächeln.

Neben dem Ernst behaupteten aber auch Scherz und Laune ihr Recht. So stammt aus jener Zeit ein „Beitrag zur Naturgeschichte der Referendare,“ den ich später, als von einer Anzahl heiterer Genossen eine gelehrte und gelehrige Gesellschaft gestiftet wurde, erfolgreich als „Doktordissertazion“ benutzte. Wenn ich nicht irre, war ich der erste Rektor dieser „Universalakademie“ und „Generaluniversität,“ die alle Zweige des menschlichen „Wissens und Unwissens, Könnens und Nichtkönnens“ umfassen sollte und allwöchentlich eine Sitzung hielt. Ihre Lebensdauer muß indeß nicht allzulang gewesen sein; doch erinnere ich mich einer Reihe von trefflichen Vorträgen, so namentlich zweier höchst beifällig aufgenommenen Ausführungen von Eduard Wiegand über Ministerialen und de jure osculandi.

Aus dem „Beitrage zur Naturgeschichte“ mag Einiges mitgetheilt werden, da es meist in den damaligen Verhältnissen wurzelt, Anspielungen auf wirkliche Vor-

gänge enthält, und zugleich zeigt, in welcher Stimmung und Laune die spärlichen Mußestunden, welche der Tagesberuf übrig ließ, ausgefüllt wurden.

„Wenn man von der Nord- und Ostsee her in Deutschland eintritt, stößt man häufig auf Geschöpfe, die Auditoren, Auskultanten, Praktikanten ꝛc. genannt werden, und die sich der Kürze halber mit der allgemeinen Bezeichnung „Referendarien" belegen lassen. Ihre wissenschaftliche Einreihung in's „System" ist nicht ohne Schwierigkeit. Da jedoch nach Nork (Die Zeugung der Himmelskörper, 1835) „Alles, was sich bewegt auch lebt," und da die Referendare sich wirklich bewegen, so kann man sie getrost zu den lebenden Wesen rechnen.

„Alle Bewegung ist aber eine doppelte, eine innere und eine äußere, und die letztere zerfällt wieder in Bewegung durch Stoß oder Vorschub und in Bewegung durch Anziehen, bezw. Emporheben. Die äußere Bewegung geschieht nach allgemeinen Gesetzen. Die Schnelligkeit wird daher immer geringer, je mehr die Entfernung zunimmt; wenn nicht alle hundert Schritte ein neuer Vetter oder Mutterfreund steht, der dem lieben Schützling einen frischen Schubs verleiht, so wird die ganze Bewegung und das Fortkommen leicht durch den Widerstand der Luft aufgehoben.

„Anders verhält sichs mit der Bewegung durch Anziehung. Hierbei entsprechen die Schnelligkeiten den Quadraten der Entfernungen, bezw. der Höhe des Standpunkts. Wer daher von einem Minister oder einem

Gerichtspräsidenten emporgezogen wird, der fliegt oft unbegreiflich schnell ans Ziel.

„Hinsichtlich der innern Bewegung muß mit Vorsicht verfahren werden. Der Satz, daß bei gleichen Schnelligkeiten gleiche Entfernungen durchlaufen werden, bewährt sich nicht immer. Und wenn gar das innere, selbständige Streben mit der Richtung der maßgebenden Kräfte außerhalb in Widerspruch kommt, so hört nicht selten aller Erfolg und alles Fortkommen auf. Bei gemischten Bestrebungen entscheidet das Parallelogramm der Kräfte: will z. B. Jemand Obergerichtsrath in Kassel werden und soll als Aktuar in Raboldshausen sterben, so braucht man nur an beide Punkte ein Parallelogramm zu legen und man findet alsbald den Platz, wo er als Verbannter „Zobel fangen" kann.

„Indessen ist hierbei noch Eins zu beachten. Die Wirkung der Bewegung hängt nicht bloß von der Schnelligkeit, sondern auch von der Masse des in Bewegung gesetzten Körpers ab. Da nun nach der Meinung Vieler, z. B. der Siamesen (Ausland, 1833, Nr. 95), die dicksten Menschen die verdienstvollsten sind, so kann es nicht fehlen, daß solche Körper bei einer gehörigen Kraftanwendung von Außen auch die meiste Wirkung hervorbringen, gerade wie sich die Römer zum Einrennen starker Mauern der dicksten Widder- und Schafsköpfe bedienten. Dabei verhalten sich die Räume der Körper umgekehrt wie die Dichtigkeiten, so daß die weniger gediegenen meist die aufgeblasensten sind.

„Da die Referendare weder Sitz noch Stimme haben, so hat eine oberflächliche Betrachtungsweise sie zu den Sumpf-Zugvögeln rechnen wollen. Indessen ist das ein Mißgriff. Sie besitzen nämlich, wie die Säugethiere, Herzen „mit zwei großen Höhlungen nebst zwei andern hohlen Theilen davor", und müssen daher zu den Säugethieren gerechnet werden. Auch kann man ohne Weiteres annehmen, daß sie nicht zu den Walfischen, sondern zu den Fuß- oder Lauftieren gehören. Es fragt sich deßhalb nur, ob sie wie die Esel zu den Einhufern oder wie das Rindvieh zu den Zwei- oder wie die Nashörner zu den Drei- oder wie die Nilpferde zu den Vier- oder endlich wie die Elephanten zu den Fünfhufern zu rechnen sind. Da man an ihren Füßen deutlich fünf Abtheilungen wahrnimmt, zum Elephanten aber das Hauptwerkzeug der Geschicklichkeit, der Rüssel fehlt, so bin ich der Ansicht, daß die Referendare überhaupt nicht zu den Hufern, sondern zu den Thieren mit Klauen oder Zehen gehören und zwar wie die Ratten- und Mäusegeschlechter zu der Ordnung der Fünfzeher ...

„Die außerordentliche Nützlichkeit der Referendare ist einleuchtend und ergibt sich schon aus den Benennungen derselben in den einzelnen Ländern. So bedeutet Praktikant so viel, wie ein Thier, das immer arbeiten muß; Auditor so viel wie ein Geschöpf, das auf Alles zu hören hat; Auskultant ist dem Worte nach und nach Perlet's Erklärung (s. dessen Kommentar zur Andria, Akt I, Szene 3, Vers 5) ein Wesen, „das thun muß, was

Andere haben wollen"; und Referendar bedeutet wörtlich einen Zurückträger, d. h. Jemanden, der wesentlich dazu beiträgt, die Entscheidung einer Sache zu verzögern . . .

„Versteinerte Referendare hat man bis jetzt nicht aufgefunden. Der Homo antediluvianus Scheuchzeri war nämlich kein Referendar, sondern ein urweltlicher Salamander. Auch Mumien von Referendaren gibt es nicht, sondern nur parfümirte. Diodor, der die Gerichtsverfassung der alten Aegypter beschrieben hat, gedenkt der Referendare nicht. Auch die Griechen und Römer scheinen eigentliche „Referendarien" nicht gehabt zu haben. Juvenal weiß aber offenbar schon von „Auditoren"; denn er ruft ingrimmig aus: Semper auditor ego tantum? soll ich denn ewig nur Auditor sein?" . .

Ein ähnliches Erzeugniß der Laune war die „Vertheidigung des Hutabnehmens." Von einigen neuerungssüchtigen oder thatendurstigen Köpfen wurde in den Jahren der Schlaffheit und Verkommenheit des öffentlichen Lebens wiederholt der Vorschlag gemacht, das Hutabnehmen beim Grüßen abzuschaffen. Ich weiß nicht mehr recht, von welcher Seite ich aufgefordert wurde, gegen eine solche „Umwandlung der Welt in einen Judentempel" in die Schranken zu treten. Vielleicht war's ein Scherz; allein ich schrieb wirklich eine „Vertheidigung" und fand damit Beifall genug. Sie ist auch

wiederholt gedruckt worden, namentlich als später kein Geringerer als Dr. Karl Bernhardi, der gern Allerlei zu guten Zwecken ausnutzte, die Frauenwelt öffentlich aufforderte, „deutschfarbige Hutschleifen als Dispense vom Hutabnehmen" zu verkaufen. Bei der ersten Veröffentlichung meines Ergusses knüpfte ich an eine Schrift V. A. Huber's über „Das konservative Prinzip," welche damals Aufsehen erregte, an:

„Alle Wohlgesinnten, sagt Professor Huber, müssen sich jetzt vereinigen, um den Verneinenden, den Jungdeutschen, den Lügengeistern mit vereinter Kraft entgegenzuwirken." Wohlan denn! vereinigen wir uns! treten wir vor Allem den Lügengeistern, welche das ehrwürdige Hutabnehmen angreifen, entgegen! Ich selbst nehme zwar schon seit Jahren den Hut nicht mehr ab, ausgenommen etwa, wenn ich auf Jemanden wenig oder nichts gebe; allein das darf nicht hindern, die Wahrheit zu bekennen und das Recht zu vertheidigen. Wozu denn sonst der Satz: Thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken! Sollten auch die Gründe der Gegner nicht zu widerlegen sein, so braucht uns das nicht zu kümmern. Können wir sie nicht widerlegen, so machen wir es, wie's schon Viele gemacht haben, wir überschreien sie, und können wir sie nicht überschreien, so schlagen wir sie aus dem Felde; denn wer die Gewalt in den Händen, und die Hände und den Hut in der Gewalt hat, was braucht sich der an Gründe zu kehren? Aber die Gründe sind auch wirklich zu widerlegen.

„Das Hutabnehmen soll zunächst unbequem und unangenehm sein. Gut, aber sind sonstige Arten zu grüßen, weniger unbequem? Ist es etwa leichter, wenn die Lappländer zum Gruße ihre Nasen stark gegen den Fremden stoßen? oder wenn die Otahaitier mit ihren Riechwerkzeugen förmlich gegen einander rennen? oder wenn die Bewohner der Sundameerenge den linken Fuß der zu Begrüßenden ergreifen, ihn sich aufs rechte Knie und demnächst gar auf den Backen setzen?

„Das Hutabnehmen soll ferner ungesund sein. — Auch das mag seine Richtigkeit haben. Man kann durch das Abziehen des Hutes sich erkälten, kann Zahnweh, Gichtanfälle, Ohrenbrausen bekommen; ja man kann sich aus lauter Höflichkeit förmlich um's Leben bringen. Aber was schadet das? Krankheiten sind nur Uebergänge zum Gesundwerden, und selbst Hufeland gibt in seiner „Kunst, das Leben zu verlängern," alles Ernstes den Rath, sich zuweilen zu erkälten, um eine wohlthätige Krise hervorzubringen. Auch kann doch eigentlich nur der Kopf beim Hutabnehmen leiden. Das hat aber um so weniger zu bedeuten, als Viele, gleich den Austern, eigentlich kopflos sind, mithin höchstens beim Hauptabnehmen gewinnen können, gerade wie der berühmte Pater Mabillon erst dann ein offener Kopf wurde, nachdem er eine Treppe hinab gestürzt war, und wie der Papst Clemens VI. ein gutes Gedächtniß bekam, nachdem ihm Jemand einen derben Schlag vor den Hirnkasten gegeben hatte.

„Endlich hat man gegen das Hutabnehmen geltend gemacht, daß alljährlich für so und so viel hunderttausend Thaler Hüte dabei verdorben würden. Allein das ist vollends kein triftiger Grund. Wenn es für eine Wohlthat gilt, daß alljährlich für viele Millionen Zigarren in die Luft gedampft werden, dann ist doch nicht abzusehen, warum nicht auch das Hutabnehmen eine treffliche Maßregel zur Förderung der Volkswohlfahrt sein soll. Eins ist doch im Grunde nicht dummer als das andere.

„Wir sehen also, daß die Gründe der Gegner des Hutabnehmens in keiner Weise stichhaltig sind. Wohl aber läßt sich mehr als ein Grund anführen, der für die Beibehaltung der alten Sitte nachdrücklichst spricht.

„Zunächst dient das Hutabnehmen sehr vortheilhaft dazu, um uns von den Thieren zu unterscheiden. Zwar unterscheidet sich der Mensch auch auf andere Weise von den übrigen Erdenbewohnern, z. B. dadurch, daß er häufig über den Durst trinkt, was kein Vieh thut; allein bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenstandes kann man der Unterscheidungszeichen nicht zu viele haben.

„Sodann läßt sich durch Hutabnehmen am besten das menschliche Dasein beweisen. Cartesius sagte zwar nur: cogito, ergo sum, zu deutsch: ich denke, folglich bin ich vorhanden; allein, da das Denken nicht Jedermanns Sache ist, und heut zu Tage nach jenem Satze Viele gar nicht mehr existiren würden, so ist es von großer Bedeutung, daß man auch durch eine Bewegung des Armes sein Dasein kundgeben und insbesondere die

Gegend des Denkens, nämlich den Kopf, dadurch bemerkbar machen kann, daß man einen Filz davon reißt. Zudem hat auch das Denken seine Bedenken. Wo sollen am Ende alle Gedanken hin? Nach dem Satze: „Zwei Seelen und ein Gedanke," müßte z. B. Kassel, welches jetzt über 34,000 Seelen hat, mehr als 17,000 Gedanken haben; man denke!...

„Endlich ist das Hutabnehmen das beste Mittel, seine Hochachtung an den Tag zu legen. Statt vieler Belege nur zwei. In dem fränkischen Kloster Banz lebte ein Mönch, der ein erstaunlicher Freund von Schinken war. Das ist eben nichts Auffallendes, wird man sagen. Gewiß nicht! Wohl aber verdient die Art und Weise Beachtung, wie der gute Mann seine Dankbarkeit gegen den Urquell seines Lieblingsessens an den Tag legte. Er entblößte nämlich vor jedem Schweine, das ihm begegnete, das Haupt. Item: Der weltberühmte Arzt Boerhave hielt mit Recht den Fliederthee für ein treffliches Heilmittel. Auch er zog daher vor jedem Hollunderbaume, den er am Wege traf, den Hut. — Man kann hier zwar einwenden, daß doch nicht Jeder, der Einem begegne — mit Erlaubniß zu sagen — ein Schwein sei, und daß noch weniger jeder Gegenstand am Wege ein schweißtreibendes Mittel abgebe; indessen ist dieser Einwand nicht durchgreifend. Denn ist es kein Schwein, was Einem begegnet, so ist es vielleicht ein Schwienêgel, und kann Jemand nicht als schweißtreibendes Mittel dienen, so thut er vielleicht als Brechpulver gute Dienste.

„Das Hutabnehmen ist daher nicht nur beizubehalten, sondern auch möglichst zu fördern. In Oesterreich erwarb früher Jeder den Adel, der dreißig Jahre mit den Waffen in der Hand gedient hatte. Später hat man diese Einrichtung für mißlich erkannt. Sie könnte vielleicht zweckmäßig dahin geändert werden, daß künftig Jeder den Adelsstand erlangen solle, der dreißig Jahre mit dem Hute in der Hand gewirkt habe."

Wenige Tage nach meinem Geburtsfeste, im Frühling 1836, kam Dingelstedt nach Kassel. Das war eine Nachfeier, wie sie mir angenehmer nicht hätte zu Theil werden können.

Der Freund hatte in Marburg ohne sonderliche Neigung Theologie studirt und dann im Frühjahr 1835 zu Ricklingen bei Hannover eine Lehrerstelle in einer Erziehungsanstalt für junge Engländer angenommen. Dabei schrieb er Gedichte und Erzählungen und hatte unausgesetzt den Blick voll Selbstvertrauen darauf gerichtet, sich ganz der schönen Literatur zu ergeben. Während ich oftmals zagte und immer die „Mündlichkeit," der ich doch selbst das Wort redete, als Schreckbild vor Augen hatte, schrieb mir Dingelstedt ganz wohlgemuth: „Laß mich nur einmal einen kurzen Zeitraum meinen Weg verfolgen" ...

Und doch schien er wohl Manchem als der Schwankendere von uns; wenigstens hielt er sich selbst oft dafür,

und noch mehr nahm seine Mutter und am meisten sein Vater mich für den Festeren und Entschiedeneren. Dieser, der Vater, war eine hohe, knochige, fast urweltliche Erscheinung; ehrenfesten Charakters, schlichten Sinnes, einfachen, ernsten und doch heiteren Wesens, und als alter Soldat soldatisch-pünktlich und zuverlässig in allen Dingen. Die Mutter war schwächlich, brustleidend, aber selbst in vorgerückten Jahren noch eine schöne Frau mit feinen Zügen und prachtvollen Augen. Anfangs schien es, als werde Franz sich mehr auf die Mutterseite neigen. Noch in Marburg — freilich erst 18 Jahre alt — war er eine gar zarte, zerbrechliche Gestalt. Eine Zeit lang hegten wir sogar ernste Besorgnisse; er war leidender als ich, so daß ich ihn einst, wie er sich später lebhaft erinnerte, mit dem klassischen Troste aufrichtete: non quia male nunc et olim sic erit. Dann aber trat eine heilsame Wendung für ihn ein, die Krankheit warf sich nach Außen, er genas, ward stärker und stärker und endlich nach mancherlei Fahrten und Fährlichkeiten, wie er mir einst rühmend und zur Nacheiferung mahnend schrieb, „in den Armen seines gesunden Weibes kerngesund."

Die ersten Frühlingstage 1835 hatten wir noch in Rinteln zugebracht, zum Theil in frischester Laune, obwohl die Unzufriedenheit der Väter, die Mittellosigkeit der Mütter und die Leerheit der eigenen Taschen schwer auf uns lasteten. In den Frühstunden erquickte uns ein hübsches Gärtchen, mit einer Rebenlaube, das unmittel-

bar an das elterliche Haus des Freundes in der Ritter=straße stieß; Nachmittags wurden Ausflüge gemacht und manche Erinnerungen aufgefrischt. Die Laube und man=ches Andere klingt in seinen Gedichten wieder:

An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeß'ne Traube ...

Als ich dann nach Kassel zog und Dingelstedt bald darauf gen Hannover, begann ein lebhafter Briefwechsel. Wir theilten uns nicht nur unsere Pläne und Arbeiten, unsere Erlebnisse und Erfolge ausführlich mit, sondern, wie leicht zu erachten, es floßen auch Wünsche und Em=pfindungen, Sehnsucht und Klage mit ein.

Noch bewahre ich eine reiche Anzahl von Briefen Dingelstedt's aus jener Zeit und lese sie mit um so lebhafterem Interesse, als sie gewissermaßen vorahnend schon den Kern und Keim des künftigen Lebens und Wirkens des berühmten Mannes enthalten, die große sprachliche Gewandtheit und Darstellungsgabe des Lieder= und Novellendichters nicht ausgenommen. Ganze Bogen warf er hin, ohne daß ein Buchstabe geändert wurde oder ein erheblicher Mißklang sich eingeschlichen hätte. „Ich lebe hier, schrieb er unterm 29. Mai 1835, sehr entsetzlich angenehm, fast beständig in Frackrock und von Thee" ... „Sprich, was soll der Drang nach Liebe und die Sehnsucht nach Hohem und Fernem? Ich wüthe immer gegen das Schicksal... Da stehe ich dann in meiner entsetzlichen Unbedeutendheit und regalire mich mit dem jungen Anwuchs meiner Nägel ... Es sollte

wohl nicht so sein, Gott! es wäre auch nicht so, wenn ich einen andern vernünftigen, bestimmten Weg gegangen wäre oder wenn mich A. lieb hätte" ...

Doch schon nach „vierzehn Tagen" nahmen sich die Dinge viel heiterer aus. — Dann brachte er die Ferien in Rinteln zu, war „Hofpoet" bei einer Partie nach dem Hohnstein, fand brausenden Beifall und verabredete schließlich mit den Freunden die Herausgabe eines Blattes, das vom Wappen des Heimathländchens „Das Nesselblatt" benannt werden sollte. „Ja, Fritz, schrieb er jubelnd, Du siehst Dein eigen Kind, dem ich als unermüdlicher Geburtshelfer gedient, Du siehst Deinen alten, langgetragenen Plan und unsere frohen Aussichten erfüllt"...

Ich weiß nicht mehr, was ich geantwortet habe; aber einige Zweifel muß ich wohl gehegt haben, denn ich finde die Frage am Rande des Briefes: „wie lange?" In der That kam der Gedanke nicht einmal versuchsweise zur Ausführung. Das Nesselblatt verdorrte noch ehe es irgend Jemanden hatte stechen können.

Desto rühriger war Dingelstedt selbst. Er benutzte das Nächstliegende, die hannover'sche „Posaune," fand anerkennenden Eingang in den Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach für 1836 und hegte, indem er lehrend lernte, die zuversichtlichsten Hoffnungen. „Ein paar Jahr Reisen, meinte er, ein Jahr Studien und dann eine recht glückliche Liebe und ein recht freies, faules Leben — hänge mich auf, wenn ich dann nicht meinem Namen

ein Stück löschpapierne Unsterblichkeit erkämpfe.“ Doch dachte er auch an eine Lehrerstelle, an Heirath, an „Wagen und Pferde“ u. s. w.

Ich muß ihm wohl einige Bedenken geäußert haben; denn unterm 25. Oktober, dem „Geburtstage der Mutter,“ erklärte er: „Du hast vollkommen Recht, mein stolzer Freund“; allein die Verfolgung seines Weges, „an Weiberschürzen sich anklammernd und mit allzeitfertiger Laute Visiten machend,“ wie er in launiger Selbstbespöttelung schrieb, behielt er doch im Auge; „zur Umkehr sei es wohl noch immer Zeit,“ meinte er. Kamen dann auch wieder andere Gedanken — an eine Gymnasiallehrerstelle in Rinteln, an eine Professur in Marburg, selbst an den „geistlichen Schafstall im theuern Vaterlande“ — so wichen sie doch immer wieder zurück. „Ich bin entschlossen, schrieb er am 1. Februar 1836, einen Weg nicht ohne Probe liegen zu lassen, zu dem mich mein ganzer Sinn und, irre ich nicht, auch mein eigentlichster „„Beruf““ allmächtig hinzieht. Ich überschätze mich nicht. Aber ich fühle ... daß ich werden kann, wonach ich ringe — warum es also nicht versuchen?“

Die Worte standen auf rosarothem Papier, zugleich mit dem Bekenntnisse, daß er „so schön träume“... „Ich bekomme Briefe und schreibe Briefe, ich gehe und küsse und bin ganz glücklich, sehr, ach so sehr glücklich... Ich weiß ja, daß es ein Traum ist. Aber Du sollst mich nicht wecken. Hörst Du: Du sollst nicht!“

Aus einem Briefe des Vaters, dessen Erwartungen er „so schrecklich getäuscht,“ hob er in bester Laune die Hinweisung auf Sprüche Salom. 27, 22 hervor und empfahl mir das Nachlesen.

Am 8. April schrieb er mir „vom Grabe der Mutter.“ — Zu Anfange des Jahres hatte mir die mütterliche Freundin noch einen liebevollen Brief gesandt und auch der „sonderbaren Ideen“ gedacht, die Franz hinsichtlich seiner Zukunft entwickelt habe, so daß der Vater „ganz böse“ gewesen sei; nun war sie heimgegangen, früh am Ostermorgen, „sanft, still, selig — ach! wie sie nicht gelebt“... „Du hast sie gekannt, unter allen meinen Freunden Du allein; und nicht einmal Du, nicht einmal ich. Sieh Fritz, ich habe Blicke in meines Vaters Herz gethan in den Momenten, wo der heiße Schmerz die Metallrinde geschmolzen hatte, wo die Erinnerung an seine Liebe, an sein schönes Hannchen das alte Herz verjüngten; Fritz, von dem wollen wir lieben lernen, wenn er auch ein rauher Mann ist. Er hat mir das Bild der Verklärten aufgerollt, wie sie als Mädchen war, als Braut, als Frau, als Mutter, als Sterbende — ach! ich habe sie nicht gekannt, ich habe sie bloß verloren“... „Ich gehe nun bald wieder fort, nächsten Donnerstag schon, mitten in das bewegte großstädtische Treiben hinein, an das Herz, das lebenswarme Herz meines Mädchens — von dem Grabe meiner Mutter“...

Aber er ging nicht nach Hannover; er war schon

am 13. April in Kassel, um eine Aushülfslehrerstelle am Gymnasium auftragsweise anzunehmen. —

Mir kam er wie ein Labetrunk in der Wüste, und ich habe noch lebhaft den sonnigen Morgen in der Erinnerung, wo ich ihn von meinem Lieblingsplatze des Weinberges aus der Aue und dem Fuldathale vorstellte.

Dingelstedt brachte Leben und Bewegung. Kaum hatte er sich umgesehen, so erschienen in Lewald's Europa „Kasseler Bilder" und die ganze Stadt gerieth in Gährung. Ich bekämpfte ihn scheinbar in der Zeitung für die elegante Welt und machte die Sache nur noch ärger. Wir hatten uns in den Abendverein, einen der angesehensten Geselligkeitskreise Kassels, aufnehmen lassen; allein bald darauf war Dingelstedt genöthigt, „auszutreten," und ich fand mich demnächst veranlaßt, mich förmlich „ausstoßen" zu lassen.

Doch fehlte es uns nicht an Anhang, wie sehr auch das große Philisterthum gegen uns war. Im Winter fand sich sogar ein förmliches Kränzchen zusammen. Eduard Beurmann, der damals in Kassel lebte, ferner der gemüthliche, aber frühzeitig verstorbene Poet Gustav Schulz, der Musiker Bernhard Schädel, die Maler Trost und Friedr. Müller, der Baumeister Engelhard, Bettina's alter Freund, und mehrere Andere gesellten sich zu uns, und aus den heiteren, mitunter übersprühenden Zusammenkünften dieses Kreises — erst im „Landgrafen Karl," dann bei „Vater Luhmann," zuletzt im „Hessischen Hof" — ging das „Hessische Album," von dem schon oben die

Rede war, hervor. Am Jahrestage der Stiftung des Vereins, am 20. Oktober 1837, ward das Erscheinen desselben gefeiert.

Beurmann hielt eine witzige Taufrede; ich lieferte eine scherzhafte Geschichte des Kränzchens und des „zweimaligen Fluchtauszugs," sowie der Entstehung des Albums. Insbesondere wurde auch der zahlreichen Beiträge gedacht, welche leider hatten zurückgelegt werden müssen, darunter „ein Blick in den Haufen" von unserm ältesten Mitarbeiter, dem Grafen Bentzel-Sternau.

Um jene Zeit war ein neues politisches Blatt, die „Kurhessische Allgemeine Landeszeitung," mit einem unterhaltenden Beiblatte in Kassel gegründet worden. Beurmann war der geistige Leiter des Hauptblattes und zugleich der tüchtigste Mitarbeiter, Dingelstedt lieferte das Hauptgewicht in die „Wage." Solche Frische und Gewandtheit waren lange nicht vernommen worden, wie seine Dichtungen, z. B. die „Spaziergänge," seine künstlerischen Besprechungen, z. B. „Romeo und Julie", seine Reisebilder, z. B. die Fahrt nach Münden, sie darboten. Manches streifte selbst, wie ein Warnungsruf, auf politisches Gebiet hinüber, z. B. im „Echo des Königsplatzes:"

Und wo Steine Ohren haben,
fällt's vielleicht den Steinen ein,
Daß auch zu der rechten Stunde
reden kann ein Pflasterstein.

Doch vermochte sich die Landeszeitung nur kurze Zeit zu halten.

Im Sommer veranstalteten wir Landpartien, denen Dingelstedt durch dichterische Ansprachen einen besondern Reiz verlieh:

> Das nenn' ich mir noch wack're Leute,
> Die flugs dem Bann der Stadt entfloh'n,
> Sobald der junge Lenz, wie heute,
> Sie ladet mit der Lerche Ton.
>
> u. s. w.

Sonntags machten wir in der Regel kleinere Ausflüge in der nächsten Umgebung.

Eines schönen Morgens schlenderten wir vor dem Holländischen Thore, als eine leere Postkutsche daher kam und uns zum Mitfahren nach dem kleinen Bade Hofgeismar einlud. Wir hatten sicher keinen Thaler in den Taschen, stiegen aber doch herzhaft ein und brauchten auch die Leichtfüßigkeit nicht zu bereuen, da wir Rösings am Brunnen fanden und damit vor aller Fährlichkeit gedeckt waren.

Bei dieser Gelegenheit machten wir die Bekanntschaft des Geheimekabinetsraths Koch, der schon damals eine sehr einflußreiche Persönlichkeit war, und gern ein gewisses Interesse für künstlerische und literarische Leistungen an den Tag legte.

Koch wurde neben Hassenpflug und Scheffer verhängniß- und bedeutungsvoll für Hessen. Klug, vor-

sichtig, biegsam, unverdrossen und anscheinend völlig anspruchslos, war er für Hassenpflug ein um so gefährlicherer Nebenbuhler, als er weder klerikale noch feudale Neigungen und Gelüste hatte, die dem Kurfürsten im Grunde des Herzens eigentlich zuwider waren, und als er doch auch wieder bei allem Freisinn und Wohlwollen für behagliche friedliche Bürgerkreise sich von jedem Verdacht demokratischer oder radikaler Anklänge fern zu halten wußte. Es muß anerkannt werden, daß Koch sowohl als Kabinetsrath — eine Stellung, die eigentlich gegen den Sinn der Verfassung war — wie auch in seinen verschiedenen Ministerperioden viel Gutes gewirkt und vielleicht noch weit mehr Uebels ferngehalten hat; allein dennoch und trotz seines großen, oft liebenswürdigen Wohlwollens kann ihm der Vorwurf nicht ganz erspart bleiben, daß er den Kurfürsten, wenn auch in bester Absicht, mitunter auf Wege geleitet oder ihn eine Strecke darauf begleitet hat, die zu üblen Irr- und Abwegen führten. Er selbst hat dies in späterer Zeit, als wir längst befreundeter geworden waren und er mir mehr als ein Mal sein Herz aufschloß und seine schriftlichen und mündlichen Kämpfe schilderte, offen anerkannt. Seine Entschuldigung war dann stets: ja, aber andern Falles wäre es noch weit schlechter geworden! Das ließ sich allerdings nicht bestreiten; aber der Kurfürst hätte dann wenigstens vor Menschen und Gesetzen nicht in solchem Maße den Respekt verloren, wie es später der Fall war, und Einiges wäre doch wohl unterblieben.

Uebrigens stand Koch bei den späteren Kämpfen durchaus auf Seiten der Verfassungsverfechter; namentlich hatte ich zu Anfang der sechziger Jahre einen eifrigen, vorsichtigen Freund an ihm.

Koch fand bald nach der ersten Bekanntschaft Gelegenheit, sich mit seinen jungen Freunden und Schützlingen etwas näher zu beschäftigen.

Nachdem ich über zwei Jahre bei den Gerichten als Vorbereitungsdiener gearbeitet hatte und das Wesentliche der hohen Kunst begriffen zu haben glaubte, trat mir der Wunsch näher, auf eigene Hand thätig zu werden, und ich gab diesem Verlangen Ausdruck.

Da überraschte mich eines schönen Tages die Botschaft, Minister Hassenpflug wünsche mich zu sprechen. Ich verfehlte natürlich nicht, dem Verlangen des mächtigen Mannes, dem ich noch niemals nahe gestanden, dem ich aber, im Gegensatze zu vielen Liberalen, wegen seiner gewaltigen Thatkraft stets eine gewisse Neigung und Bewunderung gezollt hatte, pünktlich nachzukommen.

Hassenpflug empfing mich äußerst freundlich, fern von allem gezierten Groß- oder Würdigthun, aber doch mit der Miene stolzen Selbstbewußtseins, die selten von seinem ausdrucksvollen, besonders durch starkbewegliche Nasenflügel ausgezeichneten Antlitze wich. Er habe mit Vergnügen vernommen, begann er die Unterredung, daß ich mich „auszeichne," und ganz besonderes Interesse

habe ihm meine schriftstellerische Thätigkeit im Rechtsfreunde erregt; er liebe eine solche Regsamkeit bei jungen Leuten und behalte diese mit steter Aufmerksamkeit förderlich im Auge.

Ich antwortete mit einer stummen Verbeugung.

Mißfallen aber habe es ihm, fuhr er fort, daß ich meine trefflichen Sachen in dem ... Blatte — ich weiß nicht mehr genau, welches Beiwort er hinzufügte — abdrucken lasse. Das möge ich nicht mehr thun!

Ich erlaubte mir zu erwidern, daß es bei der Wahl des Blattes wesentlich mit auf die Vergütung ankomme, da ich genöthigt sei, von den Erträgnissen meiner Feder zu leben.

Nun, meinte er, die „ministerielle Zeitschrift“ bezahlt auch Honorar; Herr Oberappellazionsrath Bickell, der die Durchsicht besorgt, wird gewiß jede Rücksicht nehmen.

Auf meine Bemerkung, daß sich die „Durchsicht“ bei unterzeichneten Beiträgen doch wohl nur auf Schreib- und Druckfehler erstrecke, lächelte er verneinend und meinte, eine solche Zeitschrift müsse doch wie aus einem Geiste und Gusse erscheinen. Als mir dies nicht ganz einleuchten wollte, nahm die Unterredung ein rasches Ende, und auf die Frage, was ich in Betreff meines Gesuches um Ernennung zum Obergerichtsanwalte zu erwarten habe, erhielt ich die Antwort, daß er solches nicht gewähren werde.

Nun, dann wird Exzellenz entschuldigen, erwiderte

ich, daß ich nicht Lust habe, länger umsonst zu arbeiten, sondern die Entlassung vorziehe.

Vollkommen! nickte er zur Verabschiedung, „entließ“ mich aber doch nicht aus dem Dienst, sondern „entband“ mich nur, was in solcher Weise noch nicht vorgekommen war, auf längere Zeit von den Geschäften.

Wenige Monde darauf, Juli 1837, wurde Hassenpflug selbst entlassen. Eine äußerst geringfügige Sache brachte ihn, dessen Stellung im Stillen längst unterhöhlt war, plötzlich zu Falle; er ging nach Hohenzollern, nach Luxemburg, nach Preußen, um von Greifswalde aus, unter Anklage stehend, im Februar 1850 plötzlich nach Kassel als Ministerpräsident und Minister des Innern und der Justiz zurückzukehren und den Kurfürsten es bitter fühlen zu lassen, daß er ihm wieder unentbehrlich geworden war.

Als ich mein Gesuch um die Anwaltsstelle wiederholte, rieth Koch, um die wachgerufenen Bedenken des Kurfürsten zu beschwichtigen, aus reinem Wohlwollen für mich und einen Andern, ohne mein Vorwissen, zur „provisorischen Anstellung,“ Dezember 1837. Justizminister aber war nicht Koch, sondern der vorherige Oberappellazionsgerichtsrath Mackeldey. Von nun an wurden die Anwälte „provisorisch“ ernannt und blieben in dieser unsichern Stellung, bis das Jahr 1848 dem Unfug ein Ende machte.

Noch übler kam Dingelstedt weg: er ward durch v. Hanstein nach Fulda versetzt und alle Mühe Koch's, es abzuwehren — so versicherte mir dieser — blieb vergebens. Man weiß, wie Dingelstedt sich im „Kosmopolitischen Nachtwächter“ rächte, Fulda schließlich verließ, für Cotta nach Paris ging, in London seine Gattin, „die deutsche Nachtigall,“ kennen lernte und dann die glänzende Laufbahn über Stuttgart, München und Weimar nach Wien gemacht hat.

IV.

Zeit der Anwaltschaft.

1. Geschäftliche, literarische und gesellige Thätigkeit.

Mit dem Anwaltsgeschäft ging es in der ersten Zeit knapp und schwierig genug. Ich war Anfangs mein eigener Schreiber und Buchhalter, was bei den damaligen wunderlichen Gebührensätzen gerade keine Annehmlichkeiten mit sich brachte. Auch konnte ich oft nur mit Mühe die nöthigen Auslagen bestreiten. Vornehmlich waren es Armensachen, geringfügige Streitigkeiten, verdorbene oder unrettbare Angelegenheiten, und dergleichen Dinge, die mir angetragen wurden, wie das wohl bei allen Anfängern der Fall ist, die keine Kundschaft erben, sondern sich selbst, ohne ungewöhnlich fördernde Umstände, eine solche bilden müssen. Einer meiner ersten Kunden war ein verkommener, aber gutmüthiger Dörfler, der bereits in allen Instanzen unterlegen war und nun noch weitere Beschwerde führen wollte und zwar beim —

Konsistorium, weil er meinte, daß doch irgendwo sein „Recht“ zu finden sein müsse.

Es erinnerte das an eine frühere Konsistorialzuständigkeitsfrage, die noch in lebhafter Erinnerung war. Als 1831 die Gräfin Reichenbach wieder auf Wilhelmshöhe erschien und das Volk sie verjagen wollte, aber durch Militär zurückgehalten wurde, riefen Einige: „Zu den Landständen!“ „„Ach was Landstände!““ schrie da ein derbes Weib, hoch auf einem Schutzsteine stehend, „„das ist eine H . . . .-Sache, die gehört vor das Konsistorium!““ Und nun brach man dahin auf.

Das sogenannte Bagatell-Verfahren war unter Hassenpflug bei Sachen bis zu fünfzig Thalern an Werth eingeführt worden, wie sich denn Hassenpflug überhaupt um die Rechtspflege unleugbare Verdienste erworben hatte. Es war darauf berechnet, daß die Streittheile regelmäßig in Person erscheinen und mündlich verhandeln sollten. Doch waren bei verwickelten Sachen die Rechtsanwälte nicht selten gesucht und willkommen. Besonders pflegten Auswärtige ihren Beistand in Anspruch zu nehmen, um Reisen und sonstige Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Solche Streitsachen waren jedoch so wenig einträglich, daß sich gutbeschäftigte Anwälte höchst ungern darauf einließen. Eine Terminsverhandlung wurde nur mit 7½ Silbergroschen vergütet; für einseitige Anträge, z. B. auf Vollstreckung, durfte gar Nichts berechnet werden. Selbst das Anbringen der Klage gehörte dahin. Auch konnten derartige Anträge nicht einmal schriftlich

gestellt, sondern mußten in Person zu Protokoll erklärt werden. So geschah's denn einst, daß ich für 7½ Sgr. fünf Mal auf dem Stadtgericht thätig gewesen war.

Ueberhaupt waren die Anwaltsgebühren, bezw. die Prozeßkosten damals gegen heute außerordentlich gering. Ein Geschäft, das im ordentlichen Lauf der Dinge jährlich tausend bis fünfzehn hundert Thaler einbrachte, galt schon für „eine gute Praxis;" außergewöhnliche Belohnungen aber mögen im Ganzen selten gewesen sein. Auch ich bin über das erwähnte Maß nicht erheblich hinausgekommen, obwohl es mir bald an Rūf und Vertrauen nicht mangelte, und ich namentlich in späterer Zeit mitunter eine förmliche Auswahl unter „guten Sachen" treffen konnte. Freilich wurde ich auch zuweilen mit besonders schwierigen Sachen „beehrt," während die gewöhnlichen und einfachen Schuldklagen dem Hausanwalte verblieben, dieser also, da die Vergütung nach dem Werth des Streitgegenstandes bemessen wurde, das Vortheilhaftere behielt.

Daneben besaß ich den „Fehler," wie es ein Bekannter zu nennen und zu betrachten pflegte, daß mir Terminsverlegungen und Fristerstreckungen äußerst zuwider waren. Ich fühlte mich nie behaglicher, als wenn Alles gethan und wo möglich schnell und ganz abgethan war; es ging mir mit den Prozeßschriften gerade so, wie vordem mit den Schularbeiten, die meist schon am Tage der Aufgabe angefertigt wurden, selbst wenn sie erst nach Wochen fällig waren.

In besonders gutem Ansehen schien ich bei der zartern Hälfte der Rechtssuchenden zu stehen. Einige Zeit lang war ich namentlich in Vaterschafts- und Ehescheidungssachen ein gesuchter Mann. Es wird mir sogar nachgesagt, ich habe einmal eine Klagschrift mit den Versen begonnen:

Als ich auf meiner Bleiche
Mein Stückchen Garn begoß,
Da kam aus dem Gesträuche
Verklagter auf mich los.

Ich möchte das aber bestreiten dürfen, wenigstens theilweise, schon der unreinen Reime wegen, obwohl mir allerdings etwas Aehnliches vorschwebt. Dagegen kann ich leider nicht läugnen, in mehreren andern Fällen wegen „ungeeigneter Schreibart" in Betracht gewesen zu sein; zuweilen kam es sogar zu förmlichen „Mißbilligungen" und Geldstrafen. Und zwar waren es wiederum meist Frauenzimmerangelegenheiten, bei denen sich das ereignete. Ich hatte nämlich das eigene Geschick, daß mir unter den gerichtlich zugetheilten Armensachen mehrfach solche zufielen, in denen es sich nicht um bestbeleumdete Damen handelte. Ein Mal lagen schon so zahlreiche Akten und Relazionen vor, daß ich mir den üblichen Lebensabriß ersparen zu können glaubte. Ich ließ also die angeklagte Schöne ihre Vertheidigung kurzweg etwa so beginnen: Ich habe die Ehre, den Herren Richtern bereits bekannt zu sein; denn ich bin schon oft von ihnen

wegen ꝛc. verurtheilt worden; ich kann mir also ersparen, auf Früheres zurückzugehen.

Gestraft wurde ich in diesem Falle zwar nicht; aber bedenklich war der Kasus doch erschienen. Ich erhielt später ergetzliche Schilderungen darüber, wie man hier und in einem andern Falle lange darüber berathen habe, auf welchem Worte wohl der Nachdruck liege.

Eine Frau war's auch, und zwar eine brave Arme, die mir einst den rührendsten Beweis von Dankbarkeit gab, den innigsten, aufrichtigsten, der mir während meiner ganzen Anwaltsthätigkeit zu Theil geworden ist. Sie kam mitten im Winter mehrere Meilen weit gegangen, um mir zu danken und mit Thränen in den Augen — einen Thaler zu bringen. Ich hatte sie von ihrem Manne befreit, einem wunderlich wüsten Gesellen, der die Eigenheit besaß, seine Uebelthaten und „lebensgefährlichen Bedrohungen" meist mit Höflichkeiten zu beginnen z. B. zu sagen: „Wenn meine Frau Gemahlin, das Schindluder hierher kommt, so ꝛc."

Besondere Erkenntlichkeiten, über die gesetzlichen Gebühren hinaus, müssen wohl zu meiner Zeit wenig üblich gewesen sein; wenigstens weiß ich selbst nur von drei oder vier Fällen. Wie ganz anders lernte ich das später in den Niederlanden und auch in anderen Gegenden kennen! In Brüssel wurde ich einmal bezüglich eines in Deutschland verhandelten Rechtsstreits gefragt, ob zehntausend Frank wohl eine ausreichende Gabe seien. Ich habe eine fünftausend Frank kostende Vertheidigung gehört,

für die in Kassel nicht viel mehr als zehn Thaler gerichtlich zugebilligt worden wären.

Dabei waren die Gebührensätze bis zur Lächerlichkeit vielfältig und verschroben. Während meiner ganzen Anwaltsthätigkeit gab es an hundert besondere Gebührensätze und darunter zahlreiche Vergütungen, die in einer Anzahl von Silbergroschen und Hellern zu buchen und in den festzustellenden Rechnungen zu verzeichnen waren. So kamen Sätze von 13 Sgr. 2 Hell., oder eigentlich 1½ Hell. vor; ferner von 19 Sgr. 9 Hell., 1 Thlr. 26 Sgr. 3 Hell., 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Hell. u. s. w. Auch die Abschriftsgebühren waren besonders anzugeben. Die Rechnungen nahmen sich daher ärger als Krämerrechnungen und Waschzettel aus.

Ueber zwanzig Jahre lang konnte man nicht dazu gelangen, die durch Münzänderungen gesteigerten Mängel einer Gebührenordnung von 1818 zu beseitigen.

Auswärtige Rechnungsempfänger waren mitunter über die Wunderlichkeit und Kleinheit der Rechnungen förmlich erstaunt. Einheimische, namentlich ländliche, sahen dagegen die Genauigkeit nicht ungern und benutzten die Groschen und Heller gewöhnlich dazu, um einen Abzug zu versuchen, was dann zuweilen zu allerlei seltsamen Auftritten führte. Ein Bauer begehrte einst, mir das Geld persönlich einzuhändigen, weil er mir noch etwas Besonderes mitgebracht habe. Er schenkte mir nun drei Aepfel, zog 13 Groschen 7 Heller ab und lud mich ein, mit auf den „letzten Heller,“ ein weitent-

legenes Wirthshaus an der Landstraße, zu gehen, um noch einen Schoppen Bier mit ihm zu trinken.

Neben meiner Anwaltschaft nahm in den nächsten Jahren noch eine doppelte Thätigkeit meine Kräfte in Anspruch: die Redakzion des Salon und die Leitung der Abendunterhaltung. Die erste war gleichsam ein Erbstück Dingelstedt's, die zweite eine Folge meiner Ausstoßung aus dem Abendverein.

Dingelstedt hatte den Salon unter lebhafter Antheilnahme meinerseits gegründet; ich ließ mich daher auf den Wunsch des Verlegers H. Hotop bereit finden, nach Dingelstedt's und seiner Nachfolger Rücktritt noch einige Zeit die Redakzion zu übernehmen. An die Lebensfähigkeit des Blattes vermochte ich kaum zu glauben; aber ich konnte ihm doch ein anständiges Begräbniß sichern. Am 28. Dezember 1842 erschien die Todesanzeige. „Die Kämpfe, welche die Gegenwart bewegen, hieß es am Schlusse, und welche die Zukunft zu erschüttern drohen, müssen auf anderen Gebieten ausgefochten werden, als in den Feuilletons der belletristischen Unterhaltungsblätter."

Der Salon konnte sich in Kassel nicht halten; Dingelstedt selbst würde ihm schwerlich ein langes Leben gesichert haben. Das Blatt hatte fast eben so viele Mitarbeiter wie Abonnenten. Kassel scheint für dergleichen Unternehmungen, wie auch noch spätere Versuche gezeigt haben, kein Ort zu sein.

Länger, als mit jener Zeitschrift, blieb ich mit der Leitung der Abendunterhaltung behaftet. Es ist das eine eigenthümliche, fast wunderliche Erscheinung in meinem Leben. Ich, der ich selbst niemals tanzte, ward der Gründer und blieb Jahre lang der Leiter einer Gesellschaft für Tanz und gesellige Vergnügungen.

Wie schon oben angedeutet, ward ich im Abendverein nicht von Jedermann gern gesehen ... Da ich eben nicht tanzte, so pflegte ich die Zusammenkünfte im Garten des Vereins, bei denen Abends getanzt wurde, nicht im Frackrock, sondern im schwarzen Oberrock zu besuchen. Einst stand ich hinter den Tanzkreisen, nach der offenen Gartenthür zu, mit Hut und Spazierstock in der Hand, und unterhielt mich mit einer älteren Frau. Plötzlich trat eins der Vorstandsmitglieder mit der Bemerkung auf mich zu, es sei das kein Aufzug oder kein Anzug — es blieb das zweifelhaft — für eine Tanzgesellschaft; ich möge den Stock ablegen u. s. w.

Vielleicht hätte ich den Vorgang völlig unbeachtet gelassen und mich einfach entfernt, wenn nicht die Gegenwart der Frau und Anderer, die erschrocken und erstaunt zusammenfuhren, mir peinlich gewesen wäre. So war denn meine Antwort, als die Aufforderung wiederholt wurde, gerade keine nachgiebige, und die Folge hiervon war ein Verweis Seitens der Direkzion, ohne daß dieselbe mich zuvor gehört hätte.

Dieser Verstoß gegen Recht und Billigkeit brachte die Rechtskundigen auf meine Seite, und die Sache würde

sich vermuthlich trotz aller offenen und versteckten Gegner zu meinen Gunsten gewandt haben, wenn ich nicht — freilich zum großen Genusse der Frau Rösing — auf den Gedanken verfallen wäre, dieselbe, statt ernst-gemessen, burlesk-humoristisch und zugleich mit einigen Spitzen zu behandeln. Das nahm man übel und trieb's nun so weit, daß, weil ich vor der Zurücknahme des ungerechten Verweises nicht freiwillig austreten wollte, am 30. September 1837 meine förmliche Ausschließung erfolgte.

Das ist ein böses Ding! meinte Regierungsrath Koch, der Verehrer Hassenpflug's und Vater des Dichters Ernst Koch, obwohl er selbst als mein Vertheidiger aufgetreten war.

Indessen hatte ich doch bald die Lacher auf meiner Seite. Ich machte die Ausstoßung in Form einer Todesanzeige öffentlich bekannt, verbat mir alle Beileidsbezeugungen 2c. und fügte mündlich hinzu, was natürlich schnell genug verbreitet wurde, daß ich den Abendvereinsbeschluß als Empfehlung benutzen werde, sobald ich für gut finde, mich bei einer anständigen Gesellschaft zur Aufnahme zu melden.

Allein, obwohl man lachte, so fühlte ich doch meinerseits die Nothwendigkeit, mehr zu thun, da die Gegner es an Entstellungen nicht fehlen ließen. Ich knüpfte deßhalb an die erwähnten Landpartien wieder an und lud später zu einer Reihe von „Abendunterhaltungen“ ein, in denen nicht bloß getanzt werden, sondern auch

literarische und künstlerische Vorträge und Schaustellungen Statt finden sollten, und kam so zur Gründung eines förmlichen Vereins.

Der Versuch glückte über alles Erwarten. Da ich als Fremdling keine Familienrücksichten und dergleichen zu nehmen hatte, so sah ich bei den Einladungen fast nur auf Bildung und auf persönliche Begabung und brachte auf solche Weise eine Gesellschaft zusammen und machte dadurch Leistungen möglich, wie sie in Kassel damals unerhört waren. Kurz, es dauerte nicht lange, so kamen Dutzende von Meldungsgesuchen, die ich aber mit großer Sprödigkeit behandelte. Selbst aus dem Abendverein traten zahlreiche Aufnahmewünsche heran; Niemand wollte nun eigentlich so recht gegen mich gewesen sein; Jedermann war mein guter Freund, und lobte meine Bestrebungen.

Aber ich hatte mir eine schwere Last aufgeladen. Die Anforderungen wuchsen mit jedem Sommer, jedem Winter, nicht aber die Kräfte; man wollte immer etwas Neues, aber nicht immer neue Zahlungen.

Das Einzige, was mir die Sache möglich und erträglich machte, war der gewiß ungewöhnliche Umstand, daß ich in den ersten Jahren durchaus unbeschränkter Gebieter war. Nur die vorher bestimmte Größe der Geldbeiträge band mich, sonst Nichts. Es gab zwar eine Anzahl „Erzbeamten;“ aber sie hingen lediglich von mir ab. Auf diese Weise ward eine Einfachheit, Einheit und Raschheit der Anordnung und der

Ausführung möglich, die sonst mit zehnfachen Mitteln nicht zu erzielen gewesen wären. Und es bewährte sich auch hier, daß jede Herrschaft erträglich oder wenigstens erträglicher wird, wenn sie Etwas leistet, zumal Vergnügliches. Uebrigens wurde später eine Verfassung vereinbart, die besser beachtet und beobachtet ward, als die von 1831.

Zu den Hauptkräften der Gesellschaft gehörten natürlich die Künstler. Der Maler und Architekt Gottlob Engelhard, die Maler August Bromeis, Des Coudres, Karl Nahl, Primavesi u. A., die fertigen Klavierspieler Schädel und Bähr, der jetzige Obertribunalsrath, leisteten wiederholt Vortreffliches in Scherz wie in Ernst. Schädel bearbeitete einst die Ouverture zur Norma für Kinderinstrumente, bei deren Aufführung er am Klavier so einsichtsvoll leitete und begleitete, daß sogar meiner Leistung auf dem Brummeisen eine „achtungsvolle Anerkennung" zu Theil wurde. Ein wahrer Virtuos auf dem „Frisirkamme" und nebenbei ein Mann voll reicher Erfindungsgabe und praktischer Fertigkeiten war Eduard Wiegand, der nachherige Ministerialreferent, Regierungsrath ꝛc. Als Bühnenkünstler zeichneten sich Julius Schomburg, später Oberfinanzrath in Weimar, und Eduard Dunker, jetzt Geheimeoberbergrath in Halle, aus, als Sänger Otto von Dehn-Rotfelser, der vor Kurzem als tüchtiger Landrath in Hofgeismar gestorben ist.

Die reichste Begabung aber brachte die Malerin

Karoline v. d. Embden mit ihren talentvollen Schwestern der Gesellschaft zu. „Lina“ konnte Alles: sie zeichnete, malte, sang, stellte lebende Bilder, war unsere beste Bühnendarstellerin, tanzte mit Engelhard und Bromeis italienische Tänze, und das alles, ohne schön zu sein, mit stets gleicher Anmuth, Liebenswürdigkeit, guter Laune und Anspruchslosigkeit. Sie starb früh, als Gattin Alfred Klauhold's in Hamburg.

Auch Engelhard ist schon hinüber: er schied 1876 als Baumeister in Münster. Jüngst wurde ich wehmüthig durch eine Einladungskarte, die ein Freund aufbewahrt hatte, an den reichbegabten Künstler erinnert. Er wußte solche Gelegenheitsblätter mit großem Geschick aufs launigste auszustatten. Besonders hübsch war ein Blatt von 1842. Zu beiden Seiten standen die Tage der Zusammenkünfte angegeben; in der Mitte wurde durch einige Verse darauf hingedeutet und zugleich an eine gute Hausordnung gemahnt:

Sechs Kränzchen werden dies Mal sein,
Wie links und rechts zu lesen sein.
Um vier Uhr fängt man allzeit an,
Damit um sechs man da sein kann.
Bis ein Uhr halten die Lichter aus,
Doch geht man schon um zwölf nach Haus;
Zu Fastnacht aber und Sylvester,
Da bläst bis zwei Uhr das Orchester.

Es bedurfte nur weniger Stunden für Engelhard, um das Ganze mit den reizendsten Verzierungen und

heitersten Anspielungen, z. B. einem Theil des Orchesters, zu umgeben.

Kaum hatte ich die obigen Erinnerungen an den alten Freundeskreis niedergeschrieben, als mich eine neue Todesnachricht aus demselben erreichte. Auch Ed. Wiegand ist heimgegangen. Er starb am 24. Februar 1877, noch nicht 62 Jahre alt, zu Bari in Italien, wo seine einzige Tochter Mathilde verheirathet ist. Statt der im Süden gesuchten Genesung hat er nur den Tod gefunden. Seine letzten Lebensjahre waren mehrfach getrübt. Noch kurz vor seinem Hinscheiden traf ihn das schmerzliche Leid, daß sein einziges Enkelchen starb.

Wiegand war ein grundgescheidter, vielbegabter, geschäftsgewandter Mann, eben so klar- und schnellblickend im Rath, als gewinnend und beredt in der Versammlung, eben so umsichtig und klug in Entwürfen, als geschickt und handfertig im Ausführen. In ihm verliert das Hessenland einen der tüchtigsten Beamten, die es jemals besessen hat. In dem Bewußtsein seiner eigenen Kraft und raschen Geschäftserledigung lag auch der Hauptgrund, daß er kein Freund der „Selbstverwaltung" war. Wiegand war am 9. Mai 1815 in Rotenburg geboren.

Die Haupttage und Abende des Vereins waren im Winter natürlich Fastnacht und Sylvester. Im Sommer wurde des Kurfürsten Geburtstag, der 20. August, zu besondern Darstellungen ersehen. Der letzte mußte der Staatsdiener wegen gewählt werden. Es traf sich dann

aber immer so, daß ich gerade verreist war, weßhalb ein Stellvertreter für mich die schließliche Leitung und ein Anderer das „Hoch" übernahm.

Ein Mal aber, 1839, ereilte mich eine arge Strafe für diese Abwesenheit: ich fiel in der Lüneburger Haide mit dem Postwagen um, brach das Schlüsselbein und hatte nun in einem einsamen Posthause vier Wochen Zeit, unter Haide und Haidschnucken, darüber nachzudenken, ob es nicht besser gewesen wäre, in Kassel zu bleiben. Ein Postknecht nannte zwar mein „Pech," wie die Anderen den Unfall bezeichneten, ein Dusend-Glücke; denn wie leicht, sagte er, hätte ich nicht bloß den Arm, sondern auch das Genick brechen können! Allein ich selber habe jenes „Pech" doch immer etwas schwarz vor Augen behalten und bin von da an auch unaufhörlich zu tausenderlei Unfällen und Pech fähig gewesen, so daß ich sogar Schustern als Krankenwärtern in die Hände gerieth. Indeß fielen auch sonnige Blicke auf mein Lager.

Die Sommervergnügungen fanden, abgesehen von weiteren Ausflügen nach der „Neuen Mühle," nach dem „Eichwäldchen" 2c. meist in Gärten vor den Thoren Statt. Am heitersten gestalteten sich dieselben auf dem sogen. „Bunten Bock" in der Nähe der „Kaffemühle." Der Oberstock jener Gastwirthschaft wurde dem Verein ausschließlich überlassen; ebenso ein gesondertes Gärtchen, das durch eine Außentreppe mit dem Saal verbunden ward. Die Hauptsache aber war, daß der Bildhauer Werner Henschel seinen angrenzenden schmuckvollen Gar=

ten der Gesellschaft in großer Liebenswürdigkeit zur Mitbenutzung einräumte. Da fanden sich denn gar oft bald größere bald kleinere Kreise zu anmuthiger Lust und heiterem Verkehr zusammen. Ein Flaggenbaum gab in wehenden Farben weithin Kunde, wenn Gesellschaft zu finden war. Ich selbst brachte oft Tage und Nächte oben zu, wenn die Geschäfte es gestatteten, und hatte neben den allgemeinen Flaggen und Wimpeln noch meine besondern Farben.

Die Fastnachtsvergnügungen bestanden natürlich in Maskeraden und kostümirten Darstellungen. Und zwar wurde sehr darauf gehalten, daß die ganze Gesellschaft einen Gesammtgedanken, unter möglichst genauer und angemessener Vertheilung der einzelnen Rollen und Gruppen, zum Ausdruck brachte. So wurde 1840 das erste Gutenbergsfest in Mainz, 1842 das Vogelschießen zu Nürnberg unter Kaiser Max, 1843 die Feier der Vermählung des Dogen Andrea Gritti mit dem Meere, 1844 „olympische Spiele zu Ehren der Kreuzfahrer“ dargestellt.

Was nicht darstellbar war, wurde in bester Laune programmgemäß hinzugedacht und geredet. So ließ das von Engelhard verzierte Programm des Vermählungsfestes der Phantasie den weitesten Spielraum, während Anderes desto klarer vor Augen trat. Gleich der Anfang war für die Ausführung schwierig genug: „Schlag 7 Uhr verkündet das Geläute der Glocken von St. Markus und das Abfeuern der Kanonen den Anfang des Festes. Seine Durchlaucht der Doge erscheint auf der Riesentreppe des

Palastes. Die ganze Breite des Kanals von St. Marko ist mit Gondeln, Peotten und Barken bedeckt. Alle Schiffe haben geflagget. Gegen 7¼ Uhr geht Se. Durchlaucht in festlichem Pompe, von den Gesandten der auswärtigen Mächte, der Signorie und der ganzen Hofkapelle begleitet, an Bord des Bucentoro"...

Leichter war das Folgende darzustellen: „Se. Durchlaucht erheben sich vom Throne, besteigen die kleine Gallerie und vollziehen die Vermählung. Allgemeines Jubelgeschrei... Gegen 8 Uhr Volksfest. Um 10 Uhr Bankett. Hierauf Ball. Die Seufzerbrücke ist während der ganzen Feierlichkeit gesperrt; Seufzer aber sind frei."

Den launigen Gegensatz zum ernsten Dogen und seinem Staat bildet der „Herzog der Narren" — Eduard Wiegand — mit seiner Schaar. Auch das gefürchtete Gericht der Zehn fehlte nicht; es verurtheilte einen Frackrocksmann zum Strange; als der Spruch sofort vollstreckt wurde, schlüpfte unter dem baumelnden Frack ein Narr hervor.

Trefflich waren die Schaaren der Gondoliere und Winzer, mit ihren Tänzen und Gesängen.

Früh Morgens, wenn die Sternlein flohn,
Da eil' ich an den Strand,
Da wacht die flinke Gondel schon,
Dem Meere zugewandt.
Sie schaut hinaus, sie harrt auf mich,
Sie hüpft und wiegt und schaukelt sich,
Und sehnt sich fort vom Land.

Und Abends, wenn die Sternlein nahn,
In süßem Dämmerlicht,

Da zieht sie die gewohnte Bahn,
Bis mich die Lieb' umflicht.
Und was ich All' gedurft, gemüßt,
Wie ich geliebt, geherzt, geküßt,
Mein Schifflein plaudert's nicht.

Den Hauptpersönlichkeiten bei solchen Aufführungen wurden die entsprechenden Kostümbilder geliefert, auch sonst wohl einzelne Erleichterungen gewährt. Bei den ältern Herren konnte zwar eine allzugroße Strenge wegen des Kostüms nicht geübt werden und bei den älteren Frauen noch weniger. Im Ganzen aber herrschte, schon aus Furcht wegen der Wiedereinladung &c. der „beste Wille," und ich erinnere mich, daß ich einst in meiner Eigenschaft als „Herzog von Athen" die heiterste Veranlassung hatte, Sr. Majestät Balduin von Flandern über die Mäntel der Kreuzfahrer, die aus einfachen Bettlaken mit großen schwarzen Kreuzen bestanden, meine volle Befriedigung auszusprechen.

Manche Einzelnheiten waren ausgezeichnet. Vollendeteres als den „Kampf eines Wilden mit einem Löwen," wozu die Maler Wenderoth und Karl Nahl sich Monate lang mit voller Bewahrung des Geheimnisses vorbereitet hatten, und wobei Nahl ein Löwenfell mit Gebiß und Klauen benutzte, konnte man nicht leicht sehen.

Prächtige Rollen wußten auch der Bildhauer Werner Henschel, die Malerinnen v. d. Embden und manche Andere auszuführen. W. Henschel war überhaupt eine Künstlernatur, die, obwohl schon in vorgerückten Jahren,

stets mit innigem Behagen und jugendlicher Frische auf unser Treiben einzugehen wußte. Gar manche Darstellung voll Heiterkeit und Lust fand in seinen eigenen kunstgeschmückten Räumen, zwischen den Abgüssen seiner Löwen, Kameele und sonstigen Meisterwerke, Statt.

Solche Maskeraden, wie wir sie veranstalteten, waren übrigens seit langen Jahren in Kassel als gesetzlich unstatthaft betrachtet und polizeilich verhindert worden. Ich mußte das Recht zu derartigen Aufführungen erst förmlich erstreiten, was dann in der ganzen Stadt, ja im ganzen Lande, den Kurfürsten und seine Umgebung ausgenommen, die größte Freude erregte. Das Entzücken war so groß, daß mir von mehreren Seiten schriftliche Anerkennungen nebst „tiefgefühltem Dank“ als „Vertheidiger des Rechts“ zugingen.

Aehnliche Hindernisse traten mir auch in andern Richtungen entgegen. Ich will nur einige davon anführen, weil sie auf die damaligen Zustände ein helles Licht werfen. So ward ich am 11. Mai 1842 vom Polizeigericht „wegen Veranstaltung von Tanzmusik an einem öffentlichen Ort“ gestraft, obwohl es sich um einen städtischen Saal handelte und die Gesellschaft eine geschlossene war. Das Oberappellazionsgericht sprach mich jedoch frei. Im folgenden Jahre stand ich „wegen Sabbathvergehens“ vor Gericht, weil ich in der Adventszeit Tanzmusik gehalten habe. Allein auch in dieser Sache ward ich am 8. Juli 1843 freigesprochen. Alles zur großen Freude der tanzlustigen und polizeifeindlichen Jugend.

Die kleinen Gelegenheitsreden und Dichtungen bei unseren Zusammenkünften fielen meist mir zu. Auch mußte ich gewöhnlich die „theuersten" und die „unangenehmsten" Rollen übernehmen, weil sich Andere mit tausend Entschuldigungen davon loszumachen suchten. Unter Anderen hatte ich den Mörder bei den „Söhnen Eduard's im Tower" darzustellen.

Gewöhnlich wurde die Gesellschaft, die eigentlich Abendunterhaltung heißen sollte, „die Oetkerei" oder auch kurzweg „der Oetker" genannt. Da hieß es dann mitunter: „Ah! gestern Abend war der Oetker wieder voll!"

Eines Abends ward bei Tisch sogar gesungen — und zwar nach der Melodie des Rheinweinliedes:

Im Oet-, im Oetker blühen unsre Freuden,
Doch kostet's Geld — o Weh!
Hat man kein Geld, so muß man Hunger leiden,
Umsonst ist nur — der Thee!...

Der Schluß hieß dann:

Sie lebe hoch, ja drei Mal hoch soll leben
Die Oetkerei—ei—ei!

Zum Jahreswechsel 1841 sprach ich meine Wünsche in Versen aus; die Schlußzeilen lauteten etwa wie folgt:

Allen Müden wünsch' ich Ruh,
Allen Durst'gen gute Weine,
Und wer einsam und alleine,
Nehm' ein Zweites sich dazu!

Glücklich mag sich Alles finden,
Was sich sucht und suchen läßt;
Was sich fand, das mag sich binden,
Was sich band, das halte fest!

Und uns Allen blüh' ein Loos
Ohne Schuld und ohne Schulden!
Und bis Deutschland eins und groß,
Blüh' auch — die Geduld im Dulden!

Die mittleren vier Zeilen wurden später auf Kotillon-Bändchen gedruckt und werden sich wohl noch in manchem Erinnerungsschatze finden.

Wie war's nun mit mir selber? Befolgte ich selbst die klugen Rathschläge und Ermahnungen, die ich an meine Heerde richtete? Oder blieb ich, wo so Viele sich suchten und fanden, nach wie vor „einsam und alleine?"

Leider kann ich mich nicht rühmen, durch mein Beispiel gewirkt zu haben. In der That gingen all die rauschenden und verlockenden Feste, all die lieblichen und reizenden Erscheinungen fast spurlos an mir vorüber. Ich wüßte nicht, daß mir eine Einzige näher gekommen wäre, oder ich ihr.

Und doch war ich kein Trübetrost, kein Kopfhänger; und doch floß in mir das wärmste, ja das leidenschaftlichste Blut. Und doch hatte ich das Gefühl der Leere, der Vereinsamung oft genug empfunden und ausgesprochen:

Ach ein Fremdling in den Landen,
Wo kein Herz mich mag verstehen!

Wie gern und willig hätte ich mich von dem „ewig Weiblichen" erfassen, entzücken, erheben, hinan ziehen lassen!

Aber meine Sehnsucht blieb ungestillt; das Gefühl der Vereinsamung hat sich niemals verloren. Bei aller Auszeichnung und bei allen Erfolgen, ich war — nicht glücklich.

Aber freilich — wer ist glücklich?

Was ist Glück? wie findet, wie bewahrt, wie genießt man es?

Selbst Goethe, der Geliebteste der Götter und der Frauen, wollte ja nur vier Wochen glücklichen Behagens in seinem langen, reichen Leben anerkennen . . .

Der Kalif Abderaman hatte in einer fünfzigjährigen Regierung nur vierzehn „glückliche Tage" zu verzeichnen . . .

Wenn ich mich auf das Glück besinne, so habe ich Mühe, vier oder fünf Stunden seliger Befriedigung aufzufinden; vielleicht muß ich mich auf zwei oder drei beschränken.

Die erste dieser Stunden fiel noch in die frischeste Jugendzeit. Ein liebliches Mädchen erfüllte mein Herz, aber ich, wie es schien, nicht das ihre. Da traf ich sie einst in sinnender Einsamkeit, mir heimliche Thränen verbergend . . . Meine Besorgniß vor den Blicken der Nachbarn, machte sie nachdenklich . . . Ja, darf ich denn

wirklich vertrauen? rief sie plötzlich und fiel mir um den Hals . . . Und ich genoß zum ersten Male das Bewußtsein, geliebt zu sein. Aber das Glück war nicht von Dauer . . .

Die zweite Stunde liegt durch lange, lange Jahre, durch viele schmerzliche Tage, von der ersten getrennt.

Es war im Frühjahr 1858 als ich, aus der Verbannung zurückgekehrt, meine alte Mutter besuchte. Wegen Beschränktheit der Räume wohnte ich nicht bei ihr, sondern im nahen Westerwald; aber es verging nicht leicht ein Tag, wo sie nicht zu mir herüber kam, oder wo ich nicht zu ihr ging, oder wo wir nicht beide gingen und in den frischen Wiesen und Feldern zusammentrafen. So geschah's auch eines Sonntagmorgens. Schon aus der Entfernung bemerkte ich, daß sie sich mit Allerlei beladen hatte, was, wie ich aus vielfachen Erfahrungen wußte, mit meinen alten Lieblingsgerichten in Verbindung stand. Ich nahm ihr das Körbchen ab, und als wir nach wenigen Schritten zu einem schattigen Platze unter Hainbuchen und Hagrosen kamen, machte ich den Vorschlag, hier im Freien zu frühstücken. Schnell war ein Leintuch gebreitet, ein Hühnchen hervorgeholt, Zwetschen und Schnitzen aufgetischt . . . Und so schmauseten wir, oder eigentlich nur ich schmausete, während die Mutter glückselig dreinschaute, während eine Lerche über uns jubelte, ferne Kirchenglocken herüberklangen und eine Hagrose im frischen Morgenhauche ihre sonnigen Blätter über uns ausschüttete . . .

Das war ein seeligbefriedigter Morgen! Und ein Morgen, der nicht wiederkehrte. Denn im nächsten Jahre erreichte mich in Belgien die Nachricht vom plötzlichen Tode der Mutter, 5. März 1859.

Eine dritte Stunde, war eine Stunde der innigsten, vertrauensvollsten Freundschaft. In einem Gebirgslande blühte mir eine reizende Waldblume entgegen. Sie konnte mir nicht zu eigen sein; aber Augen und Hände und Lippen verstanden sich schnell. Am Hange des Waldrandes stand eine prächtige Tanne. Ihre Wurzeln bildeten einen natürlichen Sitz. Dort ruhten wir und blickten auf die weite Landschaft hinaus, die ein sonniger Herbsttag mit Reizen voll unaussprechlicher Innigkeit und Wehmuth übergossen hatte. Gern hätte ich der Freundin die Hand gedrückt; aber ein mächtiger Hund überwachte drohend jede annähernde Bewegung. -- Da muß ich mich wohl nähern, sagte lächelnd die Holde. Und nun legte das kluge Thier sein Haupt auf unsere Hände und dann beruhigt auf den zierlichen Fuß der Herrin. — Aus einem Wiesengrunde erscholl das Geläute einer Heerde. Sonst kein Laut, keine Regung. Kaum, daß die höchsten Nadeln der Tanne sich flisternd bewegten! . . .

Und die vielen übrigen Stunden in den langen Jahren dazwischen? und später? . . .

Es wäre eine lange Mühe, wollte ich von allen erzählen. Und wenn ich's wollte, ich könnte und möchte es nicht.

Von einigen habe ich einst Bilder festgehalten, freundliche, wie trübe ...

Aber die meisten der zahlreichen Erinnerungsblätter sind längst vergilbt, verweht, vernichtet.

Ein „Gegenüberleben" und zwei Sonettenreihen finden sich theilweise noch vor.

Von dem ersten setze ich einige Zeilen hierher:

Frühlingsmahnung.

Neige dich zu mir hernieder,
Du geliebtes Frauenbild!
Nimm das seligste der Lieder,
Das dir heiß entgegenquillt!

Frühlingsodem, Lenzesstille,
Mondenlicht am Rosenstrauch,
Nacht und Duft in süßer Fülle,
Alles Lust und Liebeshauch.

Horch! der Nachtigallen Lieder
Locken in die laue Nacht;
O Geliebte, komm hernieder!
Treue Sternlein halten Wacht.

Ueber Sommerhoffnungen und Herbstesgrüße gehe ich still hinweg.

Winterklage.

Winter hat mit Silberdecken
Mir die Fenster rings verhangen;
Wie ich späh, in allen Ecken
Nicht ein Flecklein zu entdecken,
Auszuschau'n nach ihren Wangen.

Und doch möchte süße Kunde
Drüben sich das Herz erschauen;
Strebe drum in früher Stunde,
Mit dem Finger, mit dem Munde,
Schnee und Eis hinwegzuthauen.

Aber ach! auch drüben starren
Eisbeblümt die Fensterscheiben . . .
Holde, ahnst du nicht mein Harren? . . .
Tritte knirschen, Räder knarren,
Eis und Eiseskälte bleiben.

Die eine der beiden Sonettenreihen ist auf Helgoland, und zwar in den Jahren 1839, 1845, 1846 und 1849, wo ich als Badegast, und 1851 bis 1854, wo ich als Flüchtling auf der Insel lebte, entstanden. Ich hebe einige der frühesten Dichtungen hervor:

Ankunft.

Gegrüßt, gegrüßt! Ich steh' an deinen Schwellen,
Glückselig Land, ersehntes Ziel der Reise!
Voll heil'ger Andacht hör' ich schon die Weise
Des brausenden Gesangs der Meereswellen.

Nimm, Strand, mich auf! Verschüttet mir, ihr hellen
Smaragdnen Fluten, all' die alten Gleise,
Zieht um mich her den Zauber eurer Kreise,
Und gießt mir aus des Lebens frische Quellen!

An diese Felsen lehnt sich mein Vertrauen,
Hier ist es gut, hier laßt uns Hütten bauen,
Und selbstvergessen alle Welt gewähren;

Die klugen Lotsen sollen uns belehren,
Wir wollen lungern und vom Fallem schauen,
Und dann und wann uns balgen mit den Meeren.

Die englische Flagge.

Die Flaggen Englands seh' ich prangend wehen —
Wer gab zu eigen dir dies Eiland, Brite?
Ist hier nicht deutsches Meer und deutsche Sitte?
Und Deutschlands Banner soll nicht herrschend stehen?

Weh, Vaterland! willst du dein Eigen sehen,
Mußt du zur Fremde lenken deine Schritte:
Dein heil'ger Münster liegt in Frankreichs Mitte,
Dein heilig Eiland ward ein britisch Lehen.

Der Reußen Czar hat deutsche Unterthanen,
Die Donau liegt in fremden schweren Banden,
Den Rhein versperr'n Die in den Niederlanden;

O Volk am Belt, laß dich das Beispiel mahnen,
Mach' Lug und Trug der fremden Herrn zu Schanden,
Und siege oder stirb auf deutschen Fahnen!

Der Leuchtthurm.

Hoch in die Wolken, die am Himmel schreiten
Und riesengroß sich ob den Meeren jagen,
Siehst du den Thurm und seine Leuchte ragen,
Mit hellem Licht das Eiland überbreiten.

Wohl deucht es dir wie Hülferuf von weiten,
Wie eines Schiffes Kampf und wimmernd Klagen;
Doch darfst du um das wandernde nicht zagen,
Ein sichrer Stern wird es zum Hafen leiten.

Es sieht den Rettungsschein, den flammendrothen,
Und tröstlich schwingen ob dem höchsten Mast
Die Möven sich, des Landes frohe Boten,

Das bald der Fuß zu süßer Ruh' erfaßt. —
O stürmend Herz, wann winket deiner Rast?
Wo findest du den rettenden Piloten?

In der Nähe des Leuchtthurms begegnete ich einst einer reizenden Frauengestalt, die mir nicht unbekannt war und welcher mich doch erst die beschränkten Wege und Verhältnisse der kleinen Insel näher brachten.

Maria Malvina.

So mußt' ich dich am fernen Meer erst finden,
Du holde Blume meiner Heimathlande!
Ein Lilienkelch auf ödem Dünensande,
Geküßt, umkos't von weichen Meereswinden.

Wiegt sanft das schlanke Frühlingskind, ihr linden,
Und singt ihm Mährchen: wie an diesem Strande
Einst Götter knüpften süße Liebesbande,
Wie Ros' und Lilie selig sich verbinden.

Und du, o Mond, verkläre mir die reine,
Erfülle licht mit deinem milden Scheine
Das zähren feuchte süße Blumenauge!

Ich stehe schweigend, betend, ach und sauge
Der Blicke Duft mit dürstend heißem Munde;
Wär' mein der Kelch zum sel'gen Liebesbunde!

Am Strande.

Du standest einsam an der Dünenküste
Und blicktest sinnend in die Flut hinein.
Um deine Stirne floß ein lichter Schein,
Wie wenn der Himmel dich mit Lächeln grüßte.

Die Brandung laut; die Well', als ob sie wüßte,
Wie schön du bist, erschloß die Aeuglein rein,
Umkos'te schmeichelnd deinen Fuß so klein,
Den sie verscheidend noch im Sande küßte.

Wie neid' ich sie! O daß ich so dich küssen,
Dich grüßen könnte, wie der Meeresschaum,
Wie Windesflut, in brausenden Ergüssen!

Dahin, dahin! Es flieht des Schleiers Wehen,
Der Himmel trüb', im weichen Sand wird kaum
Noch deiner Schrittlein leise Spur gesehen.

Im Sturm.

Es schäumt das Meer; in prachtvoll stolzen Bogen
Stürzt sich die Flut dumpfbrausend an den Strand.
Rings Wolkennacht, von Blitzesgluth durchflogen,
Und Donnergrollen ob dem Inselland.

Ein Schiff von fern! Es kämpft, es hebt die Hand,
Um Rettung fleh'nd aus den erzürnten Wogen;
O Menschenwerk! wie leichter Dünensand
Fliegt es empor und wird hinabgezogen.

Sie steht im Sturm; es flattert wild ihr Haar,
Die kleine Hand ist leicht emporgehoben.
Da schwebt voll Trost ein Friedensbogen klar;

Der Donner schweigt, es lauscht des Sturmes Toben.
O Auge fromm, das solchen Glaubens war,
Blick auch für mich um Friedensruh nach Oben!

Abendfahrt.

Der Nachen schwamm, uns wiegend, in der Runde
Der stillen Bucht; die Schiffer nickten ein;
Am Felsen hing des Abends goldner Schein,
Und Sagenklang erscholl von seinem Munde.

Ich lauschte wohl auf alter Vorzeit Kunde,
Und blickte träumend in die Flut hinein,
Sie schaute suchend nach den Sternelein,
Die funkelnd lagen auf dem tiefen Grunde.

Da sprach mein Mund: was deinem Blick entsiegelt,
O deute mir's! der Stern so hell und licht,
Der dort durch Abendpurpurwölkchen bricht,

Sich jetzt im Glanze deines Auges spiegelt,
Sprich, führt er wohl zur Seligkeit, wie weiland
Der Stern der Weisen zu dem Herrn und Heiland?

Mahnung.

„Den Sternen magst du ewiglich vertrauen,
Die auf und ab am Himmel wandeln gehen,
Die treu und gläubig zu einander stehen,
Und milden Blicks auf dich herniederschauen.

Sie wanken nicht in Sturmes Nacht und Grauen;
Ob dunkle Wolken ihren Pfad verwehen,
Nur unverzagt! du wirst sie wiedersehen,
Am alten Himmel, an dem ewig blauen.

Doch von den Wogen wende deine Sinnen,
Schau nicht hinab in ihre glatten Tiefen!
Nicht *unter* dir ist Himmel zu gewinnen.

Wähnt auch dein Ohr, als ob dich Geister riefen,
Es sind nur Klänge, die vom Abgrund triefen,
Sirenen, die verlockend um dich minnen."

Regen hat auch sein Gutes.

Wie lieb' ich es, in frischer Morgenstunde
Am Dünenhang zu weilen und zu wallen!
Das Fährschiff zieht, die schweren Ruder schallen,
Der Windhauch rieselt auf dem sand'gen Grunde.

Viel Plaudrer lagern harmlos in der Runde ....
Da Sturm und Wirbel, Regenschauer fallen,
Geschrei, Gelauf, Geflücht' .... Nur Sie von Allen
Bleibt mir gesellt zu treuem kurzen Bunde.

Ein Schirm hält uns in enger Hut umschlossen,
Still hingeduckt; sich traulich anzuschmiegen,
Ist Nothgebot. Wie die Minuten fliegen!

Ach, daß so karg der Himmel sich ergossen!
Ich würde traun die Ewigkeit so liegen,
Und käme selbst die Sündflut hergeflossen.

Meerfrau.

Seh' ich im Winde deinen Mantel fliegen,
Lustwandeln dich zu stillem Zeitvertreib,
Da seufz' ich wohl: o schöne Ferne, bleib
Und laß mein Haupt an deinem Herzen liegen!

Und wenn sich früh die Wellen kosend schmiegen
Um deinen weißen seligsüßen Leib,
Wie möcht' ich dann dich, heißgeliebtes Weib,
In meinen Armen herzend selber wiegen!

Fort reißt es mich, als müßt' ich dir vertrauen
Mein Sehnen, um dich ringen mit der Flut.
Vergebens! Ach, du gleichst den Meeresfrauen —

Den ewigkalten, die das junge Blut
Entzünden wohl zu heißer Liebesgluth,
Doch nie beglückend in die Augen schauen.

Quell des Glücks.

„Ersehnst du Liebe — laß nur deine Brust
Sich liebevoll der weiten Welt erschließen;
Viel tausend Quellen werden jubelnd fließen
Und dich umrauschen mit der reichsten Lust.

Sieh' gläubig aufwärts aus dem Erdendust!
Sieh' rings des Lebens Wunderblumen sprießen!
Ein ganzer Himmel wird sich dir ergießen,
Glaubst du an Himmel, liebst du wie du mußt.

Das Glück ist da zum seligsten Genusse,
Wo klar dein Auge, fromm dein Herz bereit
Zu liebendem Empfange und Ergusse.

Kein Raum versagt das Glück und keine Zeit;
Ein Stein selbst klang beim warmen Sonnenkusse;
Wer ewig liebt, hat ew'ge Seligkeit!"

Sonnenaufgang.

Tiefheil'ge Stille. Fern im Osten blühen
Die Rosen auf, der Sonne Pfad zu schmücken;
Ein Diadem ihr auf die Stirn zu drücken
Entfaltet sich der Feuerlilien Glühen.

Ein blitzend Licht — da helles Flammensprühen,
Und jubelnd hebt die Meerflut das Entzücken
Der Welt empor, daß Segen und Beglücken
Sich rings ergießen über Sorg' und Mühen.

Urew'ges Licht, o ströme deine Wonnen
In jede Brust, die leidvoll und beladen
Nach Labe seufzt aus deinem Strahlenbronnen!

Und wo ein Auge bricht, laß voller Gnaden
Es mild sich noch in deinem Glanze sonnen,
Und leucht' ihm auf den letzten dunk'len Pfaden!

Meerleuchten.

O störe nicht den holden Liebessegen,
Der wonnereich dem Abend ausgegossen!
Es blüht die Flut, zu heißer Lust erschlossen,
Schäumt rosig ihm das Herz der See entgegen.

Sieh, wie die glühen Tropfen sich bewegen,
Wie sich die Blüthen, wunderbar entsprossen,
Im lichten Brandungsschaum zerpflückt, zerflossen,
Verblutend warm zu seinen Füßen legen.

O störe nicht das reiche Liebeleben,
Dies opferfrohe selige Versprühen,
Nach einsam kaltem Harren und Erbeben!

Es ist so schwer, sich einsam hinzumühen,
Und ach so schön, sich liebend hinzugeben;
Laß blühn das Herz, laß sprühen und verglühen!

Beim Sonnenuntergang.

Wir standen an des Eilands letzten Grenzen
Und sahen stumm die liebe Sonne sinken.
Durch Wolken floß auf's Meer ein glühend Blinken,
Die leuchtend sich mit gold'nen Borden kränzen.

Sie stillbewegt, als sei aus frühen Lenzen
Ein Bild ihr aufgetaucht, ein holdes Winken
Ersehnten Glückes; ihre Augen trinken
In Wehmuth auf der Himmel letztes Glänzen.

Die Seel' erfüllt; im Herzen leises Weinen,
Von ew'ger Liebe ein unnennbar Wähnen;
O Frauenherz, wie weißt du Ruh' und Sehnen,

Wie Lust und Leide wunderbar zu einen!
Beglückt, wem glänzt dein lächelnd Seligscheinen,
Beglückter, wer sich sonnt in deinen Thränen!

Letzter Blick.

Ich weiß ja nicht von deinen selighellen
Geliebten Augen, süßes Weib, zu scheiden!
Mag je der Lenz die Gluth der Sonne meiden,
Der Baum das Licht, und der Delphin die Wellen?

Das Reh des Waldes sucht des Thaues Quellen,
Die Heerde geht, in Frühlingsgrün zu weiden;
Soll ich das Weh der dunk'len Ferne leiden,
Da deine Sterne noch die Nähe hellen?

O laß mich stehn vor deinem Angesichte,
In stiller Andacht bebend niedersinken,
Berauschen mich in deinem Seelenlichte!

Laß ein Mal nur mich alle Gluthen trinken!
Dann fahre wohl! ich weiß, es muß geschehen,
Daß unsre Wimpel nicht gemeinsam wehen.

Einsamer Aerger.

Wohl wandl' ich oft die alten Pfade wieder,
Am Inselrand, am Dünensaum gelegen,
Und träume dann, es schwebte mir entgegen
Die holde Anmuth deiner leichten Glieder.

Verlornes Spiel! Es blühen wohl noch Lieder,
Vom Himmel fließt noch Regen, Sonnensegen;
Allein du fehlst auf allen Wegen, Stegen,
Wie oft ich schau' vom Dünenhang hernieder.

Sonst Jubel, Scherz und heitre Angesichter,
An schönen Augen hing der frohe Dichter,
Zum Teufel war der finstre Menschenhasser;

Jetzt Knurren, Murren, jämmerliche Prasser,
Verlebtes Pack, erbärmliches Gelichter,
Kein Fünkchen Geist auf all' dem vielen Wasser!

Versöhnter Groll.

Gern ließ ich dich, du Arge, dafür büßen,
Daß sonder Huld von hinnen du gegangen;
Doch kaum ersteht ein zürnendes Verlangen,
Da sink' ich schon versöhnt zu deinen Füßen.

Es mahnen mich die Augen, voll des süßen
Viellieben Lichts, der Duft der Rosenwangen,
Der Stimme Töne, die so selig klangen,
Und aller Groll wird schnell zu Liedergrüßen.

Das ist die Macht der Anmuth und des Schönen,
Daß allen Zwiespalt reizend sie versöhnen;
O glücklich, wem sie holde Schützer bleiben!

Dürft' ich mich ganz an solchen Reiz gewöhnen!
Das wär' ein köstliches Poetentreiben:
Erzürnt, versöhnt, entzückt dir Lieder schreiben.

Die zweite Sonettenreihe war durch folgende, fast dem Stegreif angehörenden Verse eingeleitet worden:

Laß mich in dein Auge schauen,
Süßes Kind, und wehre nicht!
Sternlein funkeln aus den blauen
Himmeln frei ihr goldnes Licht.

Gieße alle Zauberquellen,
Alle Seele auf mich aus!
Waldesbrünnlein trägt die Wellen
Mild auch zu des Aermsten Haus.

Lieb und schön! war die Antwort. Aber dann kam Tadel und Schelten. Ich wehrte mich in einem Sonett:

Wie magst du nur mein armes Auge schmähen,
Daß all sein Glühen eitel Liebesflammen? . . .
Sie werden ewig zu einander stehen
Die Seelen, die aus einem Himmel stammen.
u. s. w. u. s. w.

Natürlich klang der Schluß, wie eine dringende Mahnung, etwa so:

Drum neige dich, geliebte Schwesterseele,
Daß Herz dem Herzen selig sich vermähle!

Auch an weiteren Mahnungen ließ ich's nicht fehlen. Doch mögen davon, sowie von den zahlreichen übrigen Ergüssen nur noch folgende mitgetheilt werden. Ich erledige damit ein Kapitel, das ich am liebsten ganz weggelassen hätte; aber „etwas Liebe muß doch dabei sein," urtheilte ein sachkundiger Mund.

Mahnung.

Du zagst, mein Kind, der Liebe Blumenleben
In warmer Pracht dem Freunde zu entfalten;
Des Herzens Kelch willst du verschlossen halten,
Den Blüthen wehren, die zum Lichte streben.

Fühlst du tief innen nicht ein heimlich Weben?
Ein sehnend Glühn, ein knospend Frühlingswalten?
O laß die Blume duftend sich gestalten,
In süßer Lust dem Tag entgegenbeben!

Kurz ist der Lenz; und rauhe Herbsteswetter
Vergönnen nicht, daß heiß die Rosen glühen.
Drum, süßes Kind, laß jetzt die Lippen blühen!

Ja, holde Rose, öffne deine Blätter,
Und ströme allen Duft und Liebesegen
Der heißentzückten Freundesbrust entgegen!

Zur Unzeit.

So möcht' ich doch vor Aerger schier vergehen,
Daß nie ich weiß die rechte Zeit zu finden!
Schau ich nach Rosen aus, blühn längst die Linden,
Und such' ich Veilchen, stürmt noch Winterwehen.

Zu früh, zu spät! Ich lern' es nie verstehen,
Des Augenblickes flücht'ge Gunst zu binden,
In leichtem Kahn zu segeln mit den Winden,
Und mit der Stunde gleichen Schritt zu gehen.

Zu spät, zu früh! Auch dich, mein holdes Leben,
Verlor' ich fast, noch eh' ich dich gefunden;
Will ich erflehen, ist's nicht Zeit zum Geben,

Und gäbst du wohl, ist mir das Flehn entschwunden.
O sag mir doch, die seligste der Stunden,
Wo find' ich sie? wie kann ich sie erstreben?

Jahresgedächtniß.

Wie oft bin ich den stillen Pfad gegangen
Dort zwischen Gärten und gesenkten Aehren,
Wo mir zuerst in reizendem Gewähren
Die holden Blüthen deines Herzens sprangen!

Ein Rosenhauch floß über deine Wangen,
Im Auge lag der lichte Thau der Zähren;
O Blume, welch' Begehren und Verklären
Erfüllte mich bei deines Hauchs Umfangen!

Nun bist du fern und schweigst auf meine Klage.
Verhallt sind schon der Nachtigallen Lieder,
Die Rose glüht in letzter Lust am Hage,

Am Lindenwege blühn Jasmin und Flieder;
Nur du allein fehlst noch an jedem Tage —
Licht meiner Augen! wann erscheinst du wieder?

Aber das „Licht“ erschien nicht wieder. War es vielleicht nur ein Irrlicht gewesen? ...

An Suchen und Versuchen, um das Ersehnte zu erreichen, hab' ich's nicht fehlen lassen. Allein ich schien nur zu suchen, um nicht zu finden, oder zu finden, um zu verlieren; ich verlor auch, ohne zu wissen, was ich besessen, oder ich glaubte zu besitzen, bis im letzten Augenblicke der Becher vor den dürstenden Lippen hinweggerissen ward.

Unter solchen Empfindungen und Erlebnissen und mit dem nahenden Alter wuchs denn meine Zuversicht eben nicht:

Ich fühl' es wohl, daß einem Rosenleben
Im vollen Lenz die Wolken nicht behagen;
Wie darf mein Blick, der düstere, es wagen,
Zu holder Augen Glanz sich zu erheben?

Dem Frühling nur ist Frühlingslust gegeben,
Der Herbst muß still die kalten Nebel tragen;
Es darf die Nacht, die finstere, nicht klagen,
Wenn Laub und Blumen scheu zusammenbeben.

Und doch ruht oft so unaussprechlich innig
Des Himmels Antlitz auf den falben Matten,
Violen duften süßer noch und sinnig,

Wenn Nacht und Wolken ihren Kelch umschatten:
O letzte Sonne, nächt'ger Blumensegen,
Wann glühst du mir, wann blühst du mir entgegen?

Aber auch die Nachtviolenzeit ging vorüber, und ich blieb vereinsamt. Gar oft — auf Bergen, am Gestade des Meeres, in der Stille des Waldes, unter dem Lärm der Menschen — wie oft hat die Seele vergebens gefragt: warum allein? . . .

Warum allein in dieser weichen, süßen,
Geweihten Stille, wo das Herz voll Drang
Und Sehnsucht möchte weinend heiß zerfließen?

Warum dies Suchen all mein Leben lang?
Zu welchem Ziele mein verlaß'ner Gang?
Und welche Fehle muß ich einsam büßen?

---

2. Reisen und Streifereien.

Mit der Rheinreise waren größere und kleinere Ausflüge fast zur Leidenschaft bei mir geworden. Wenn irgend möglich, suchte ich alljährlich ein neues Stück Erde kennen zu lernen; gewöhnlich mit Dingelstedt zusammen. Manche Anregung und Erinnerung, manche Anknüpfung und Bekanntschaft wurde von solchen Wanderzügen heimgebracht. Doch gehe ich über das Meiste flüchtig hinweg. Zwar hatte ich Manches nach der Frische des Augenblicks angemerkt oder geschildert; Einiges wäre auch wohl von Interesse; im Ganzen aber mag's doch kaum zu bedauern sein, daß ich jene Aufzeichnungen nicht mehr vorfinde. Sie scheinen bei einer der Papierverbrennungen mit in's Feuer gerathen zu sein, welche

später, zur Zeit des Kriegszustandes unter Hassenpflug rc., Statt gefunden haben.

Im Jahre 1836 durchstreifte ich Thüringen, und zwar meist zu Fuße, und besuchte die Vogelschießen zu Gotha und Rudolstadt; 1837 ging ich zum göttinger Universitätsjubiläum, das ich in der Abendzeitung schilderte, und dann nach Leipzig; 1838 besuchte ich die sächsische Schweiz, Karlsbad, Prag, Nürnberg rc. 1839 lebte ich, wie schon erzählt, unter den Haidschnucken, kam aber auch bis Helgoland, ohne jedoch baden zu können. Den folgenden Sommer brachte ich zum Theil im Süden Deutschlands zu und machte eine Kur in Ems. 1841 holte ich Dingelstedt in Fulda ab und durchstreifte mit ihm und einige Tage auch mit Nikolaus Lenau das Salzkammergut und Tirol. Auf dem Rückwege kamen wir über München, wo ich Wilhelm Kaulbach kennen lernte. Zum Schlusse besuchte ich abermals Ems.

Die Bekanntschaften mit Lenau und Kaulbach gingen über flüchtige Begrüßungen etwas hinaus. Namentlich mit letzterem, dessen Verwandten in Arolsen ich kurz vorher begegnet war, traf ich noch öfter zusammen; insbesondere hatte ich in Berlin, als er die Bilder des Treppenhauses im neuen Museum malte, wiederholt Gelegenheit, mich der Liebenswürdigkeit des großen Meisters zu erfreuen.

Auch Lenau war von außerordentlicher Liebenswürdigkeit. Vielfach ward er als finster und verschlossen geschildert; wir sahen ihn auch in heiterster Laune.

Als er das Fremdenbuch eines Gasthauses in der Nähe des Waldbachstrub durchblätterte, lachte er plötzlich laut auf. Ein Berliner hatte hinter seinem Namen bemerkt: „Referendar bei schlechtem Wetter.“ Ein Anderer hatte die Frage hinzugesetzt: „Was denn bei gutem Wetter?“ — Ja, ja, lachte Lenau, was ist der Kerl wohl bei gutem Wetter?

Am Abend vor unserer Abreise bedauerte ich zufällig, daß ich keine Alpenrosen getroffen habe. Andern Morgens brachte mir Lenau einen vollen Strauß an den Postwagen; der stramme Fußgänger war schon mit Tagesanbruch auf die Berge gestiegen und sagte mir zu seiner Gabe die freundlichsten Worte. Ich sah den herrlichen Menschen niemals wieder. Im Herbst 1844 ward bekanntlich sein Gehirn unheilbar zerrüttet; kurz zuvor hatte ich noch Grüße von ihm erhalten. Später, als ich wieder in Lenau's Nähe kam, hatte ich nicht den Muth, den Kranken zu sehen und mir das freundliche Bild von früher zerstören zu lassen. Lenau starb am 22. August 1850.

Gelegentlich der Kuren in Ems machte ich auch einen Abstecher nach Belgien, bis Ostende, und empfing solchergestalt den ersten Eindruck eines größeren und schwierigern Eisenbahnwerks.

Hörst du's schnauben? Hörst du's sausen?
Siehst du, wie das Feuerroß
Angeschirrt am Wagentroß
Knirschend in die Zügel schäumt?
Hörst du's wild von dannen brausen?

Ueber Felder und Fluren,
Daß es dampft und glüht,
Daß es zischt und sprüht,
Stürmt es fort in fliegender Hast,
Ohne Ruh, ohne Rast,
Wälder entlang,
Städte vorbei,
Ströme hinüber,
Durch der Erde Nacht,
Daß es braust und kracht,
In wildester Jagd. —
Und dann —
Dann auf ein Mal hält es an,
Das wilde gelenksame Feuergespann.
Doch nur Sekunden lang,
Den brennenden Durst zu stillen;
Und in erneuetem Drang
Stürmt es weiter,
Durch der Berge Rücken,
Ueber Thäler und Brücken,
Ohne Rast, ohne Ruh,
Dem freien, brausenden Weltmeer zu!
O schön, mein Roß, du stattliches Thier!
Nur immer weiter! Wie dank' ich's dir!
Ja fort im Streben,
Im aufgerüttelten,
Im sturmgeschüttelten,
Im freiheitdurchglühten,
Im lustdurchsprühten,
Im freudigbewegten Völkerleben!

Die nächste Zeit brachte Dingelstedt in Paris zu. Im Sommer 1842 trafen wir uns in London, und blieben dort mehrere Wochen, was zur Bekanntschaft mit der „deutschen Nachtigall," Jenny Lutzer, zur Reise des Freundes nach Wien und zu seiner Vermählung mit der berühmten Künstlerin führte. Ich meinerseits blieb noch einige Zeit in Ostende, wo ich mich mit Heinrich König, mit Dr. Kolb, dem Hauptredaktör der Allgemeinen Zeitung, und mit Kuranda, dem Begründer der Grenzboten, zusammenfand. Dann gebrauchte ich eine dritte Kur in Ems.

In den Jahren 1840 bis 1843 durchstreifte ich wiederholt den Harz und die benachbarten Gegenden. Besonders häufig war ich in Braunschweig und Wolfenbüttel. Es erwuchs daraus Veranlassung zu folgendem Dank für einen „Blumenkranz aus der Ferne:"

Welch holde Boten hast du, liebe Kleine,
Mit Gruß und Wunsch mir reizend zugesandt!
Verschlungen zart zu innigstem Vereine,
So ruhn sie noch in ihrem stillen Schreine,
Der sie getragen aus dem fernen Land.

Wie traten sie so lieblich und behende,
So lenzgeschmückt in meine Klause ein,
Und reichten mir die kleinen Blumenhände
Und sagten hold, daß sie die Freundin sende,
Und daß sie grüßen sollten lieb und fein.

Und als der Abend kommen still und leise,
Da wurden erst die kleinen Schwätzer laut.

Wie spannen sie in ihre duft'gen Kreise
Mich kosend ein und plaudernd von der Reise
Und was die Liebe ihnen anvertraut.

Und immer holder wurden ihre Stimmen,
So süß der Hauch, so seligmild ihr Wort.
Die Lichter draußen waren im Verglimmen,
Am Himmel stand der Sternlein letztes Flimmen,
Und immer schwatzten noch die Kleinen fort.

Da Gruß und Kuß dem schönsten Rosenmunde!
So wand ich mich aus ihrem Zauber los.
Und Morgens? Wehe! welche Schmerzenskunde!
Ach, alle todt, vereinet noch im Bunde,
Gesenkt die Köpfchen auf das feuchte Moos.

Nun ruhen sie so still im engen Schreine,
Dem treuen Schifflein, das sie trug zu mir.
Nur wenn ich Abends sinnend und alleine
Am Sarge steh, da träum' ich wohl und meine,
Es flüsterten die Todten noch von dir.

Ein ander Mal hätte ich beinahe auch einen Blumenstrauß erhalten. Von freundlicher Hand war mir eine solche Begrüßung zugedacht worden. Ich saß schon mit der Reisegesellschaft im Postwagen, als eine eilfertige Zofe hereinrief: „Ist hier ein Herr Oekonom?" Ja, sagte ein strammer Herr, ich bin Oekonom. „Dann soll ich Ihnen den Strauß geben ..."

Fort ging's und erst später ward's klar, daß die Botin den Namen Oetker nicht richtig verstanden und mit Oekonom verwechselt hatte.

Zur Entschädigung erhielt ich ein ander Mal Etwas, das nicht für mich bestimmt war, nämlich einen Brief. „Es ist doch so richtig?" lispelte in W. ein Kammerkätzchen, mir ein zartes Briefchen in die Hand schiebend... Ah! denke ich leichtfertig, ein Liebesruf! ein Stelldichein! Endlich einmal!...

Aber nichts da! Der Brief war an einen Glücklicheren gerichtet, d. h. nicht sowohl an einen Glücklichen, als vielmehr an einen Unglücklich-Glücklichen, denn es war eigentlich kein Liebesbrief, sondern ein Absagebrief. „Sie haben sich gestern hinter dem Stuhl der Frau... so gut amüsirt," schrieb die erzürnte Absenderin, „daß Sie es begreiflich finden werden, wenn ich.... nicht komme." — Natürlich begab ich mich theilnehmend an den bezeichneten Ort, und nachdem ich hinreichend aus der wachsenden Ungeduld eines Auf- und Abwandelnden entnommen hatte, daß er der richtige Sträfling sei, setzte ich ihn höflich von seinem Schicksal in Kenntniß, worüber er nicht wenig erstaunt war.

Bei einer jener Streifereien kam ich auch wieder in die Berge und Thäler der Heimath, die ich seit langen Jahren nicht gesehen hatte. Zwar war der Riß zwischen dem Vater und mir längst ausgefüllt. Auch führten meine geselligen Abenteuer, die ihm wunderlich genug vorkommen mochten, zumal manche Ausflüge und Darstellungen der „Abendunterhaltung" in den fabelhaftesten Gestalten zu ihm gelangt waren, nur zu leisen Andeutungen und Fragen. Allein die Dinge

hatten sich doch so gefügt, daß ich viele Jahre das Elternhaus nicht betreten hatte.

Gar Manches war unterdessen anders geworden. Die benachbarten Wüstungen und Huteflächen hatte man getheilt und urbar gemacht. Neue Häuser waren entstanden, Wege waren verlegt, Hecken geändert, Teiche ausgefüllt worden; kurz, das ganze Bild hatte sich verändert, und als ich spät, bei eingetretener Dunkelheit, anlangte, machte mir Alles den seltsamsten Eindruck; ich war völlig ein Fremdling geworden.

Vatergarten, Kindheitstätte,
Welche Wonne, welches Weh,
Zittert mir durch Herz und Auge,
Da ich euch entgegen geh!
Ob noch Alle froh am Leben?
Ob die Pappel hoch noch steht?
Und die Bäumchen Früchte tragen,
Die ich einst als Kind gesä't?

Dunkel webt schon ob den Hügeln,
Und die Tiefe liegt verhüllt;
Aber dort, da ragt der Bergwald,
Der den Knaben lusterfüllt.
Dieser Weg ist neu und fremde . . .
Aber hier ein Heckenrest —
Lebt wohl noch das Dorngebüsche,
Wo ich fand das Ammernnest?

Vieles hat sich umgewendet,
Starrt mich kalt und seltsam an.
Ob mein Auge so umwölket,
Daß ich kaum mich finden kann?

Felderstrecken, wo einst Weide —
Und des Teiches weiten Kreis,
Ach den haben sie verschüttet;
Hatte doch so blankes Eis!

Horch, da rauscht es schon herüber,
Wassersturz und Mühlenklang;
Ob der Vater wohl noch munter,
Und sein Pfeifchen auch im Gang? —
Hundebellen. Still nur, Bello!
Mäß'ge deine Wächterpflicht!
Ach der alte ist es nimmer,
Und der junge kennt mich nicht.

Doch da öffnet sich die Pforte,
Und es nickt ein graues Haupt;
Lippen jubeln, Hände drücken,
Von der Arbeit weißbestaubt.
Vater, Mutter, Bruderherzen,
Enges Stübchen warm und traut,
Auf dem Tisch die kleine Lampe,
Alles Glück und Friedenslaut.

Im Sommer 1844 warf mich ein Nervenfieber darnieder und führte zu einer längern Nachkur in Nauheim, das damals noch in den ersten, aber heitersten Anfängen als Soolbad sich bewegte.

Dann begannen die Seebadfahrten: 1845 Nordernei und Helgoland, 1846 abermals Helgoland, 1847 Swinemünde und Häringsdorf. Von Swinemünde aus machte ich Ausflüge nach Rügen und Kopenhagen, wo ich Oehlen-

schläger, Andersen, Hendrik Hertz, den Naturforscher Steenstrup, den Botaniker Liebmann, u. A. kennen lernte, und wo in der reichen Sammlung nordischer Alterthümer ein Kultur- und Forschungsgebiet mir näher trat, das ich bis dahin nur durch vereinzelte Fundstücke kannte.

Mit Hertz ging mir's wunderlich. Ich wußte oder bedachte nicht gleich, daß er sehr schwerhörig war, und er selber sagte mir's nicht, sondern sah mich andauernd stumm und starr an. Ich kam deßhalb auf den Gedanken, er verstehe meine deutsche Anrede nicht und versuchte es nun mit Latein und dann mit Französisch. Endlich rief er, daß mir die Ohren gellten: ich höre nicht gut! — was denn freilich zu meiner Heiserkeit schlecht paßte. Oehlenschläger, der alte behäbig-heitere „Konferenzrath“ zu Frederiksborg, wollte sich ausschütten vor Lachen, als ich ihm den Auftritt erzählte. Nein, das ist zu köstlich! rief er ein Mal über das andere, Hendrik Hertz wird von einem Deutschen lateinisch angeredet.

Im Ganzen kam ich mit den Dänen gut aus, obwohl die schleswig-holsteinsche Frage mitunter, wenn auch vorsichtig berührt wurde. Besonders liebenswürdig waren die Naturforscher, namentlich Liebmann, der höchst anziehend über seine mexikanischen Studien erzählte, und an welchen ich durch Dunker empfohlen war. Er hatte auch Konchylien mitgebracht, die Dunker bestimmte und eine Planorbisart nach ihm benannte. Steenstrup machte

später durch seine Arbeiten über den Generazionswechsel Aufsehen. Seine dänischen Anschauungen in Betreff Schleswig-Holsteins müssen schließlich Alles überwuchert haben, denn er ließ sich, wie es heißt, nach dem letzten Kriege sogar hinreißen, Leuckart die Freundschaft zu kündigen.

Im Sommer 1848 feierte ich „ein Wiedersehen nach vier Jahren“ in Nauheim und zwar auch literarisch im Unterhaltungsblatte zur Neuen Hessischen Zeitung. Ich theile daraus Einiges mit, weil es auf die damaligen Zustände des später so bekannt gewordenen Bades, und nebenbei auch auf die damaligen wirthschaftlichen und Verwaltungsverhältnisse Kurhessens, ein paar heitere Streiflichter fallen läßt.

„Es gewährt einen eigenen Reiz, eine Gegend wieder zu sehen, die uns durch längeren Aufenthalt, gleichsam durch freundschaftlichen Umgang, lieb geworden ist. Berge und Hügel winken, Bäume grüßen, Zweige nicken, Winden und Weinranken öffnen ihre Arme . . .

„Doch war meine Wiederkehr nach Nauheim nicht von „ungemischter Freude“ begleitet. Ich hatte mich an dem Bade bitter versündigt, und „jede Schuld rächt sich auf Erden.“ Ich hatte ausgeplaudert, daß eine arme Frau sich im Gasbadekasten unter freiem Himmel von Sonnenstrahlen und Fliegen peinigen lassen mußte; ich hatte verrathen, daß die „andere Lichtscheere“ immer auf dem „Teichhause“ war, wenn sich „Lorchen“ wegen der ungeschneuzten Lichter im Kursaal entschuldigte; und der-

gleichen mehr. Kein Wunder also, wenn mein Wiedersehen mit einigem Unbehagen verbunden war. Indessen schritt ich doch, nachdem ich in der Nähe des großen Sprudels den Postwagen verlassen und mein Gepäck allein nach der Stazion Friedberg hatte ziehen lassen, muthig auf die „Gänsewiese" zu.

„Es wäre bequemer und billiger gewesen, wenn ich umgekehrt meinen Koffer ausgesetzt und mich selber nach Friedberg geschickt hätte; denn mittelst einer neueingerichteten besondern Postverbindung fuhr man von Friedberg rückwärts bis Nauheim für vierzehn Kreuzer, während ich für die Herschaffung meines Koffers allein sechsunddreißig Kreuzer zu zahlen hatte. Allein das ergab sich erst später.

„Also ich schritt auf die Gänsewiese zu und erblickte sofort den „Trinkhannes," so bereit stehend, als hätte er mich erwartet. Die Gänsewiese war nämlich nicht bloß für eigentliche Gänse, sondern gewissermaßen auch für Menschen, nämlich für die Brunnentrinker bestimmt, welche dort aus der Hand des Trinkhannes den „salzigen Ausleerungstrunk," wie der Kunstausdruck lautete, empfingen. Sie war, statt mit Bäumen und Anlagen, mit Disteln und Schutthaufen bedeckt, was Manchem auffallend erscheinen konnte, was jedoch lediglich in der Frömmigkeit der Behörden begründet war, die auf solche Weise zeigen wollten, daß man nicht Trauben lesen kann von den Dornen und nicht Feigen von den Disteln.

„Als ich die Umgebungen des „Kurbrunnens“ zum ersten Male sah, nahm ich in meiner Unkunde an, diese Distelanlagen seien für die nauheimer Gemeindeesel bestimmt; allein ich hörte bald, daß dies doch nicht der Fall sei, da Nauheim eigentliche Distelfresser nicht unterhalte, weßhalb die Kurgäste die Disteln entweder selbst vertilgen oder sie stehen lassen müßten und bei Bergpartien — statt auf fremde Esel — lediglich auf sich selber angewiesen wären.“

„Hannes, kennst du mich noch?“ rief ich, an die Quelle tretend. Aber Hannes war nicht mehr; der Dastehende sah mich verblüfft an, und behauptete, daß er Christoph heiße.

„So ändert sich die Welt! Erst vier Jahre und schon ein anderes Geschlecht!

„Desto dauerhafter hatte sich die Natur und die Musterhaftigkeit der Badeeinrichtungen ꝛc. bewährt. Da war noch Alles unverändert. Da lag noch der Johannesberg, das „Teichhaus,“ das „Kurhaus;“ da war noch immer der große Reichthum an Schattenmangel, da fehlte noch fortwährend ein Badehaus bei den Quellen . . .

„In der That, die Jahre der Ruhe und die Zeiten der „Neuerungen und Umwälzungen“ schienen an Nauheim gleich spurlos vorübergegangen zu sein. Da bewegte sich noch dasselbe „Schwalheimer Gestänge“ so langweilig und eintönig, wie ein kurhessischer Beamte; da klagten noch die Räder und der Herr Inspektor um die Wette

über Mangel an „Aufschlagewasser,“ wie die Kurgäste über Mangel an Schatten und Unterhaltung . . .

„Es versteht sich von selbst, daß ich alle früheren Bekanntschaften und Freundschaften erneuerte. Als ich an das große Wasserrad kam, stand dies gerührt still; wenigstens dauerte es geraume Zeit, ehe es sich und das Wasser in den durchlöcherten Schaufeln soweit gesammelt hatte, daß mir das Pumpengestänge meine Begrüßung knarrend erwidern konnte. Der Krummzapfen machte seinen Diener; dann stand das Rad abermals still und sah mich schweigend an, gleichsam als wolle es sich nach Art alter Leute forschend überzeugen, ob ich wirklich der alte Bekannte sei, der ihm so oft bei seiner sauern Arbeit theilnehmend zugeschaut hatte. Das arme, geplagte Geschöpf! mußte in seinen alten Tagen noch Wasser in den „Soolgraben“ pumpen, das so gern von selber hineingeflossen wäre, da es an Fall dazu nicht fehlte. (In späterer Zeit ist das Rad in der Nähe des Sprudels ganz beseitigt worden.)

„Eins aber war doch geändert, seit ich Nauheim nicht gesehen hatte.

„Brustleidenden pflegt in den Soolbädern das Spazierengehen an und auf den Gradirungen empfohlen zu werden. Damit die Schwachen sich um so nachdrücklicher stärken möchten, hatte man früher in Nauheim wohlweislich unterlassen, irgend eine Bank in der Nähe der Gradirwände anzubringen. Da plötzlich — ich meine, der Schlag hätte mich gerührt — erblicke ich zwei

funkelnagelneue, grasgrüne Bänke. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als mich darauf zu setzen, nämlich auf die erste beste. Ich Leichtsinniger! Konnte ich denn nicht aus vielen Erfahrungen wissen, daß man in Nauheim Nichts ohne tiefere Bedeutung that? Wußte ich nicht seit Jahren, daß man die Badetücher für großgewachsene Leute nur um deßwillen zu klein eingerichtet hatte, damit Diejenigen einen Trost daran hätten, welche für die sieben Fuß hohen Hakenbretter zu kurz gewachsen waren? Konnte ich nicht ahnen, daß man die Spaziergänger nicht plötzlich einer nachtheiligen Bequemlichkeit überantworten wollte, sondern sie nach und nach auf die künftige Behaglichkeit vorzubereiten gedachte und deßhalb vorsorglich und abwehrend die Bänke erst frisch mit grüner Oelfarbe angestrichen hatte? Ich Gedankenloser! Nur meine eigene Unachtsamkeit büßte ich demnach, als ich mich in den grasgrünen Oelanstrich, mit Erlaubniß zu sagen, herzhaft hineinsetzte.... Der Gefahr, daß ein Aufstehender die anklebende Bank hätte mit fortnehmen können, war klüglicher Weise dadurch begegnet worden, daß man die Bänke angenagelt hatte. Auch meine Bank blieb deshalb ruhig stehen, als ich mich erhob; und wäre ja Etwas fortgegangen, oder hängen geblieben, so hätten es nur meine Unaussprechlichen sein können, was natürlich der Badeverwaltung keinen bemerkenswerthen Nachtheil gebracht haben würde."

Das Liebste und Lieblichste in Nauheim, wo ich bei Dr. Bode wohnte, war mir ein reizendes Kind, dessen Leben leider viel zu früh und zu schmerzlich verblichen ist, und das folgende Zeilen erweckte:

Mädchenknospe.

Wie blüht so still, von mütterlichem Laube
Treu überschirmt, dein holdes Knospenleben!
Kaum daß im Hauch die Blättlein sacht erbeben,
Wenn draußen Wind und Wirbel wühlt im Staube.

Behüt' dich Gott, daß nimmer du zum Raube
Der Hände wirst, die frech nach Blumen streben;
Und will sich Kampf und Wettersturm erheben,
Getröste stets dich einer Friedenstaube!

Der Lenz entflieht; es muß der Sommer nahen,
In voller Gluth die Rose sich entfalten,
Und selig duftend Gruß und Kuß empfahen;

Doch mög' ein heil'ges Wehen ob dir walten,
Daß Aller Augen, die erblüht dich sahen,
Zur Knospe wieder deinen Kelch gestalten!

Im Sommer 1849 war ich abermals auf Helgoland und zwar gleichzeitig mit Dingelstedt, Liszt, Stahr u. A. und 1850 schickten mich die Aerzte wiederum nach Nauheim.

Man hatte auf der Insel eben das hundertjährige Geburtsfest Goethe's gefeiert, als ich hinkam. Zehn Jahre später stand das Geburtsjubiläum Schiller's in Aussicht. Dieser Umstand machte mich auf die merkwürdige Reihe von Geburtstagen aufmerksam, welche

im vorigen Jahrhundert auf die Jahre neun fallen; ich stellte in einigen müßigen Stunden die hauptsächlichsten zusammen und habe sie auch irgendwo veröffentlicht: „Vater Gleim wurde 1719 geboren, Lessing 1729, Schubart 1739, Goethe 1749, Schiller 1759, Arndt 1769, Oehlenschläger 1779, Rückert 1789, Heine 1799.

Aber damit ist die Zahl der Dichter- und Schriftstellerberühmtheiten dieser Jahre noch nicht erschöpft, namentlich wenn man das Ausland hinzuzieht: 1709 erblickten Jerusalem und Johnson das Licht der Welt, 1719 Lichtwer, 1729 Lebrun und Goldsmith, 1739 J. Georg Schlosser, 1749 Alfieri, 1759 August Lafontaine, 1769 Chateaubriand, Robert Burns und Karoline Pichler, 1779 Vandervelde und Streckfuß, 1789 Cooper, Döring, Ernst Schulze, Silvio Pellico, Carové und Deinhardstein, 1799 Kopisch, Balzac und Puschkin.

Auch die Wissenschaft hat die berühmtesten Vertreter, denn 1709 wurde Gmelin geboren, 1719 Kästner, 1729 Moses Mendelssohn, 1739 Ritter, 1749 Laplace, 1759 Osiander, 1769 Alexander von Humboldt und Cuvier, 1779 Oken und Berzelius, 1789 Neander und Daguerre. Ferner gehören die größten Philologen des Jahrhunderts hierher: Chr. Gottl. Heyne 1729 und Friedr. August Wolf 1759; auch der große Rechtsgelehrte von Savigny, 1779.

Daß im Jahre 1789 das ungeheuerste Ereigniß der neuern Zeit zur Welt kam, braucht kaum angedeutet

zu werden. Und welche Reihe gewaltiger und einflußreicher Persönlichkeiten der Revoluzionszeit kann man aufzählen, die alle in den Jahren neun geboren wurden! Suwaroff und Katharina II. 1729, Dumouriez und Lebrun 1739, Mirabeau und Jourdan 1749, Péthion, der Jakobiner, Vergniaud, das Haupt der Girondisten, Danton, das Haupt des Berges, und Robespierre, das Haupt der Schreckensmänner, sämmtlich 1759, Tallien 1769, und dann — der Bändiger der Revoluzion, Napoleon, ebenfalls 1769. Mehrere seiner Paladine, wie Soult, Lannes, Lavalette, Bourienne und der Bravste der Braven, Ney, sind in demselben Jahre geboren. Aber auch seine beharrlichsten und kühnsten Gegner leben schon, darunter William Pitt, Wilberforce, York von Wartenburg seit 1759, Georg Cadoudal, Lord Castlereagh und Wellington seit 1769.

Außer der Kaiserin Katharina müssen noch zwei berühmte Fürstinnen genannt werden, die Herzogin Amalie von Weimar, 1739, und die Fürstin Pauline von Detmold, 1769.

Den Schluß kann eine Notabilität ganz besonderer Art machen, nämlich Schinderhannes, im Privatleben Joh. Bückler geheißen, der 1779 seine Laufbahn begonnen haben soll.

Die Ereignisse von 1848, 1849 und 1850 führten am Schlusse dieses Jahres zu einer gezwungenen Reise und hielten mich lange Zeit vom Vaterlande ent-

fernt; es wird davon im zweiten Buche ausführlicher die Rede sein.

Zunächst sind noch die mittleren vierziger Jahre und namentlich einige Begebnisse in Kassel, bei denen ich mehr oder weniger betheiligt war, etwas näher ins Auge zu fassen. Das Verständniß der Vorgänge von 1848 bis 1850 wird dadurch gefördert.

---

3. Oeffentliche Zustände. Die Presse.

Der verhaßte Rechtsfreund war zu Ende der dreißiger Jahre aus Mangel an Theilnahme entschlafen. Wie der Salon, mit den besten Kräften begonnen, nach wenigen Jahren erblich, haben wir schon oben gesehen. Ein größeres politisches Blatt, unter Beurmann's leitender Theilnahme, kam nicht zur Entfaltung. Nur die Kassel'sche Allgemeine Zeitung fristete mit der bescheidenen Abonnentenzahl von 5 bis 600 kümmerlich ihr Dasein. Das Blatt bestand seit langen Jahren; der Herausgeber, Dr. Pinhas, war schon am westphälischen Moniteur thätig gewesen; es hatte deßhalb bei dem lebenden Geschlecht die stille Macht der Gewohnheit für sich. Das war aber auch so ziemlich alles. Zu einer eingreifenden Wirksamkeit oder auch nur zu einer lebendigen Rührigkeit in irgend einer Richtung brachte die Zeitung es niemals. Die Zensur und noch mehr die Aengstlichkeit des Herausgebers, der

im Uebrigen sehr tüchtig war, machten jeden Aufschwung unmöglich.

Auch der Salon hatte von der Zensur zu leiden gehabt. Allein sein Zensor war doch nicht völlig unlenkbar. Wollte ich z. B. einen Lieblingsartikel durchbringen, so brauchte ich nur einen andern, ungleich stärkern vorhergehen zu lassen, an dem sich der Streichzorn abkühlen konnte, und der zweite war meist gerettet. Auch vergaß der Zornige leicht den Inhalt des schon Gestrichenen, so daß ich einen und denselben Sündenbock wohl nochmals vorführen konnte. Natürlich ward von diesen und ähnlichen Kunstgriffen fleißig Gebrauch gemacht und auf solche Weise der Umgang mit der Zensur heiterer und sicherer gestaltet. Ein Mal aber kam ich doch übel an und zwar in einem Falle, wo ich voll reinster Herzensunschuld einen Zornableiter gar nicht für nöthig gehalten hatte. Aus Anlaß eines ungewöhnlich kalten Frühlings war eine scherzhafte Illustrazion: „Des Frühlings Einzug," mit einigen durchaus harmlosen Begleitworten, beigegeben worden. Ein in Pelze gehüllter Mann fuhr auf einem von Hunden gezogenen Schlitten in Kassel ein. Vor ihm stand ein Ofen, an dem er sich die behandschuhten Hände wärmte; auf dem Rande des Ofens hockten mehrere in Mäntel gehüllte Nachtigallen rc. Kurz Alles war so unverfänglich wie möglich. Dennoch witterte der Zensor, der mir überhaupt stets jede Heimtücke zutrauen mochte, eine versteckte Bosheit; er entdeckte nämlich nicht weniger als eine be-

mäntelte „Satire" auf — Rußland, und strich das ganze Hundegespann erbarmungslos nieder. Erst eine Beschwerde an den Minister des Innern brachte das Gefährte wieder in den Gang.

Nach dem Eingehen des Rechtsfreündes und des Salon beschränkte sich meine literarische Thätigkeit zunächst auf kleine Arbeiten für auswärtige Blätter, die übrigens streng überwacht wurden. Ich gehe einfach darüber hinweg. Nur ein Beitrag zum „Hansaalbum" mag Erwähnung finden, weil er mir die Bekanntschaft und den Besuch Georg Herwegh's bei dessen Fahrt nach Berlin, von der ich vergebens abmahnte, eintrug.

Das letzte Lied von St. Nikolai in Hamburg.

In Frieden ruht die weite Stadt,
Der Tag ist schlafen gangen;
Der Hafen still, im Dunkel matt
Die müden Wimpel hangen;
Nur leise rauschend zieht der Strom,
Und hoch herab vom mächt'gen Dom
Erschallt es durch die Nacht daher:
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!
Wie ruhig mild die Töne klingen!
Der weite Himmel hoch und hehr,
Und rings des Schlummers dunkle Schwingen.
Da, welches Brausen? welch' Geschrei?
Vernichtend fliegt der Sturm herbei,
Die weite Stadt ein Feuermeer —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Zum Himmel schlägt die Flamm' empor,
Auf Erden rings ein endlos Jammern,
Und Wehgeschrei an jedes Ohr.
Sieh oben! — Rettung! — Wie sich klammern
Die Opfer an des Thurmes Rand . . .
Umsonst, umsonst! nicht Menschenhand
Bringt den Verlornen Rettung mehr —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Noch steht er wohl, der heil'ge Thurm,
Hoch, eine Riesenflammensäule,
Im Feuermeer, gepeitscht vom Sturm,
Noch steht er muthig eine Weile.
Doch weh! er wankt; der Glocken Mund
Thut schaurig die Vernichtung kund;
Noch ein Mal tönt es bang und hehr:
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Da — Alles zittert — Krach auf Krach!
So stürzt der schöne Bau zusammen,
Und über ihm, ein glühend Dach,
Sprühn lodernd die erzürnten Flammen.
Da betet jede Seele still:
Es mag geschehn des Herren Will',
Nur er kann retten, Keiner mehr —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Und milde hat der Herr der Welt
Des Jammers heißes Flehn vernommen.
Sieh! wie am weiten Himmelszelt
Sein tröstlich Zeichen still gekommen:
Der Sturmwind schweigt — die Flamme matt —
Und ob der schwerbetroffnen Stadt

Wölbt sich ein Friedensbogen her —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Ja, zage nicht in deiner Noth,
Du Königin der deutschen Meere,
Dein Brand ist nicht ein Abendroth,
Ist Frühglanz einer neuen Aere;
In Jugendkraft wirst du erstehn,
Geläutert aus den Flammen gehn,
Der Freiheit eine starke Wehr —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Du hast ein großes Vaterland
Und Millionen deutsche Brüder;
Sieh! alle reichen dir die Hand,
Und deine Tempel stehen wieder.
O schönes Wort! o Vaterland!
Ein einig, ein gemeinsam Band,
Das ist die große Flammenlehr' —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Ja, was der Herr im Feuer sprach,
Wollt' nie und nimmer sein vergessen!
Erjaget, was euch noch gebrach,
Und laßt den Tand, so ihr besessen.
Ein großes, freies Vaterland,
Ein einig, ein gemeinsam Band,
Die deutsche Flott' auf allem Meer —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Gegen die Mitte der vierziger Jahre ging ich damit um, eine Reihe von mahnenden Betrachtungen über die öffentlichen Zustände Kurhessens, über die Mißwirthschaft

in der Landesregierung und über die Lauheit und Versunkenheit im Volke, zu veröffentlichen. Und zwar der Zensur wegen als Buch über zwanzig Bogen, und des Anreizes wegen in Verbindung mit Illustrazionen. Hauptsächlich dachte ich durch Spott und Ironie zu wirken. Denn Stachel und Brenneisen schienen mitunter nöthig zu sein, so stumpf und gefühllos war damals die Stimmung Vieler, so mattherzig und gedankenlos benahmen sich namentlich Wähler, wenn die Regierung auf die Wahlen einzuwirken strebte.

Und nicht bloß Gleichgültigkeit, auch Selbstsucht und Berechnung, nicht bloß Schwachheit und Aengstlichkeit, auch Heuchelei und Augendienerei, traten widerwärtig zu Tage. Ja Manche hatten ihre Vorsichtigkeiten und Unterthänigkeiten förmlich in eine Art „konstituzionelles" System gebracht. Nicht der Kurfürst sei verantwortlich, sagten sie, sondern der Minister; nicht dem Manne und Menschen gelte Festlichkeit und Jubel, sondern dem Landesherrn als solchem; nur dieser werde zum Geburtstage beglückwünscht, nur vor diesem werde „Front gemacht," nur diesem baue man Ehrenpforten ꝛc.

Auch in spätern Zeiten kamen solche Lehren wieder zum Vorschein. Als der Kurfürst während des Verfassungskampfes sich bewegen ließ, einige Landestheile zu besuchen, wurde ihm hier und da nicht bloß stille Ehrerbietung, sondern der lauteste Festjubel zu Theil. Das sei in der Ordnung, meinte man, und thue der Verfassungstreue keinen Eintrag. Aber der Kurfürst schien

andere Schlüsse zu ziehen; jedenfalls faßte er die Ehrenbezeugungen nicht in „konstituzionellem" Sinne auf. —

Und ich vermochte dies noch weniger zu thun. Ich nahm vielmehr wiederholt Veranlassung, auf das Bedenkliche und Verkehrte solcher Anschauungen und Gebarungen hinzuweisen. Ich schrieb einen Aufsatz über „politische Würde und Wahrhaftigkeit," zeigte den Unterschied zwischen staatsrechtlicher und moralischer Verantwortlichkeit, hob hervor, daß gesetzliche und amtliche Ehrerbietungen nicht zu versagen seien, daß aber Freudenbezeugung und Festjubel verdient werden und von Herzen kommen müsse, und schloß mit den Worten: „Nur Würde erweckt Achtung; Würde zeigt sich aber weder in geheimen Schimpfreden, noch in öffentlichen Ehrenbezeugungen, sondern in der Wahrhaftigkeit, in der ernsten und gemessenen Wahrung des Rechts, und im — Schweigen, wo Reden nicht erlaubt ist."

Mehrfache Hindernisse traten der Vollendung und Herausgabe des Buches damals in den Weg. Später erschien Manches gegenstandslos oder überholt; jetzt wäre Einiges kaum noch verständlich; das Meiste ist längst anderweit verwendet oder vernichtet. Nur die Vorrede finde ich noch vor. Sie zeigt, worauf ich abzielte und wie ich die Sache auffaßte, um auch Andere zur Betheiligung heranzuziehen. Da sie zugleich einige charakteristische Züge für das damalige Kassel enthält, so mag sie theilweise hier Platz finden.

„Ich darf nicht verschweigen, wie ich zur Herausgabe dieser Blätter gekommen bin.

Eines Abends kehrte ich spät aus einer Gesellschaft heim. Ich hatte nicht gefunden, was ich gesucht, und nicht gesucht, was ich gefunden; dennoch begleitete mich die munterste Laune nach Hause, und ich konnte selbst der Schildwacht nicht gram werden, die mir, erzürnt über mein Schweigen beim Anrufen, nachschrie: Verfluchte ôle brêtschnutige Donnerwär! kann hei Schinâs nich antern, wen eck 'em anraupe?

Die Grobheit war zu kräftig, als daß ich den schaumburger Landsmann nur einen Augenblick hätte verkennen oder ihm hätte zürnen können. Ich antwortete nun plattdeutsch und da rief der Bursche entzückt: Donner un't Wêr, ôk en Schomburger!

Wir unterhielten uns nun einige Minuten aufs gemüthlichste, und ich erntete schließlich das höchst anerkennende Lob, daß ich noch platt sprechen könne, wie „der beste Bauer."

Wer da? schrie ein zweiter Posten, und zwar mit einer solchen Kraft, daß man hätte glauben mögen, es gelte, die Mauern Jericho's umzuschreien. Und so ging's noch sechs bis acht Mal; denn Hessen ist ja ein Militärstaat, und die Zahl und der Geschäftseifer der in Kassel aufgestellten Posten wird gewiß von der Kriegsmacht anderer Städte nicht übertroffen.

Als ich bei meiner Wohnung ankam, bemerkte ich Licht auf meinem Zimmer. Der Tausend, dachte ich,

sollte ich vielleicht schon zu Hause sein? Ich rief meinen Namen ... In demselben Augenblicke schlug die Uhr der nahen Karlskirche zwölf.

Kaum war der letzte Ton verklungen, so wurde es auf meiner Stube lebendig. Eine lange, hagere Gestalt nahete sich dem Fenster und winkte mir hinauf.

Es lief mir eiskalt über den Rücken. Nicht sowohl das Gespensterhafte der Erscheinung, als vielmehr deren Aehnlichkeit mit mir, machte mich schaudern.

Als ich eintrat, saß die Gestalt hinter meinem Arbeitstische.

Mit wem habe ich die Ehre?...

Nichts in der Welt, bemerkt Sterne, kann mich mehr in Verlegenheit bringen, als wenn ich sagen soll, wer ich bin. Mein Gegenüber aber schien an derartiger Schwäche nicht zu leiden. „Ich bin," erwiderte er, „wie ein Brustkranker nach Athem schnappend, der letzte — ‚Obergerichtsrechtspraktikant.'"

Ein schöner Titel! .. Ich meine aber im diesjährigen Staatshandbuche nur Referendare gefunden zu haben.

„Ganz recht! ich gehöre auch nicht zu den Diesjährigen; ich bin schon seit Jahren todt."

Todt!? und das sagen Sie mit solcher Gleichgültigkeit?

„Warum nicht? man gewöhnt sich an Alles?"

Was hat Sie denn aus dem Leben vertrieben, so in der Blüthe der Jahre?

„Bitte" ...

Etwa unglückliche Liebe?

„Schwerlich!“

Oder Aktenstaub?

„Auch das nicht!“

Oder Weltschmerz?

„Nichts von Allen! Die neue Gesetzgebung und die Staatsverwaltung haben mich ums Leben gebracht. Erst fuhr mir die Lehre von den „prozessualischen Restituzionen“ in die Glieder; dann, nach dem Erscheinen des Bickell'schen Kommentars, begann das bekannte Mühlrad mir im Kopfe herumzulaufen“ ...

Schrecklich!

„Ja, um so schrecklicher, als es rückwärts lief, wie überhaupt ja Alles rückwärts ging. Die Entscheidungen über die Ministeranklagen hatten mich längst irre gemacht, und als endlich der Entwurf zu einem Meiergesetze erschien, wonach die Vögte sich auch um die häuslichen Einrichtungen der Kolonen bekümmern sollten, da wurde ich vollends toll, und schließlich rührte mich der Schlag.“

Und was hat Sie nun wieder aufgestört? — Sie wurden doch nicht etwa „aus Mangel an Raum“ unverwest wieder ausgegraben, wie der unglückselige Repositar K.?

„Das nicht. Die neuesten Gesetze und Interpretazionsregeln, die Verfügungen des Ministers ... kamen mir in die Hände; da drehte ich mich fünf Mal im Grabe herum und nun“ ...

Und nun? ...

„Und nun komme ich zu Ihnen. Sie sind ein Sonntagskind und können mich wahrnehmen, und da Sie zugleich schriftstellern, so“ ...

Ich soll doch nicht etwa über die neuesten Maßnahmen schreiben?

„Nein! geschrieben ist schon; aber gedruckt und herausgegeben muß werden.“

O weh!

„Da sind z. B. meine „„Beobachtungen über Ritter und Philister,““ meine „„Anleitung zur Verbesserung der Gerichte, oder Beantwortung der Frage: wie kann man den Glauben des Volks an eine tüchtige Rechtspflege vernichten?““ Da ist mein „„Segen der Zensur,““ ferner meine Sammlung „„probater Hausmittel,““ z. B. Sicheres Mittel, den Advokatenstand noch mehr herunter zu bringen; Mittel, die Gerichtsakten transportabeler zu machen; Vorschlag, die Einheit Deutschlands herbeizuführen, die“ ...

Genug, genug! rief ich. Aber dachten Sie denn auch an die Strenge des Zensors? ...

„Nur unbesorgt! erwiderte er. Denn, so wahr ich todt bin! würde nur ein einziges Wort gestrichen, ich käme allnächtlich und streichelte den Herrn dergestalt, daß (Federzeichnung) ... Aber meine Zeit ist um. Hier! Erfüllen Sie meinen Willen!“

Dabei zog er einen Ballen Papiere hervor, legte ihn auf den Tisch, indem er aufstehend sich dermaßen in die Länge zog, daß er ganz durchsichtig wurde und

zuletzt wie Dampf verschwand. In demselben Augenblicke schlug's Eins!

Der Ton fuhr mir erschreckend an's Ohr. Ich sprang auf — blickte verstört umher — ich war mit den Papieren allein"...

Auch ein anderer Plan, nämlich „Bilder und Schattenrisse" herauszugeben, ist nicht zur Ausführung gelangt. Es sollten sowohl Orts- als Personenschilderungen geliefert werden. Namentlich hatte ich versucht, von Schomburg, Eggena, Jordan, Professor Endemann, Hassenpflug u. A. Lebensbilder zu entwerfen. Einige wurden in geselligen Kreisen mit Beifall aufgenommen, sind mir aber später abhanden gekommen. Anderes fand in veränderter Gestalt Verwendung.

---

4. Alte und neue Freundschaften und Bekanntschaften.

Im Frühling 1843 wurde ich durch die neue Stellung Dingelstedt's in Stuttgart überrascht. Er schrieb mir, wie gewöhnlich, ausführlich darüber. In Wien, das ihm Anfangs so sehr behagte, war nach einigen „W.W.-Artikeln" seines Bleibens nicht mehr, trotzdem, daß er in Niembsch-Lenau — „ein ganzer Karl das!" — einen Freund und eine Stütze gefunden hatte. Schon war der „Orient" als Ziel in Betracht, da kam ein Eilruf Cotta's: „Rasch hierher!" Er ging, trat aus dem Kabinet des Königs „als sein kleiner Clavigo," und athmete „tief und frisch auf, die Erlösung vom Zwange

des Handwerks" bejubelnd. „Ich weiß kaum, ob ich wache, ob ich träume" . . .

Freilich blieben die Nachwehen, die Verunglimpfungen, die Erbärmlichkeiten nicht aus. „Aber schweige über mich, wie du für mich geredet," schrieb er mir. „Meine Eitelkeit ist geheilt. Ich fange an stolz zu werden; Du hast das ja längst gewollt."

Bald darauf machte sich Jenny Lutzer in Wien frei und ward im Frühjahr 1844 Frau Hofrath Dingelstedt. Am 21. Januar 1845 schenkte sie dem stolzen Gatten ein Töchterlein, und am 13. März schrieben mir beide glückselig, daß am 4. die Taufe gewesen und daß sie mir ihr Töchterchen, ihre Gabriele, „aufheben werde."

Zum „Hofrath" hatte er mir am 11. November „zuvorkommend kondolirt," weil ich ihm nicht „gratulirte;" es sei nicht anders gegangen, er habe Hofrath werden müssen... „o Niemeier, o Theodor Hell!" rief er launig aus. Jedenfalls aber werde sein Vater „wohlgefällig dazu lächeln." Das war unzweifelhaft richtig; von dem spätern Ueberzuge nach München war derselbe noch mehr befriedigt; er starb erst 1857.

Gegen Ende 1844 beschäftigte sich Dingelstedt mit einer neuen Ausgabe seiner Gedichte und bald darauf mit dem Plane eines Romans, der in der westphälischen Zeit spielen sollte. Beides erweiterte unsern gewöhnlichen Briefwechsel noch bedeutend. Ich konnte ihm mancherlei Stoff, manche Auskunft verschaffen; besonders von Elise von Hohenhausen und ihrem Bruder, dem Gene=

ral Karl von Ochs, der als vormaliger Page Jerome's die Oertlichkeiten des abgebrannten Schlosses ꝛc. noch lebhaft zu schildern wußte. Später kam D. selbst nach Kassel und ward auch — in „schöner königlich württembergischer Uniform" — vom Kurfürsten empfangen.

Der Roman erschien jedoch nicht; „die Napoleoniden traten wieder auf die Bühne und die Handschrift blieb im Pult." Nur ein paar Abschnitte übersandte mir der Freund 1848 für das Unterhaltungsblatt zur Neuen Hessischen Zeitung, die trotz der aufgeregten Zeit aufs lebhafteste anzogen und ansprachen. Doch war unser gemeinschaftlicher Freund Heinrich König, wie es schien, nicht so ganz davon befriedigt. Er trug sich um jene Zeit mit demselben Gegenstande und hat ihn später auch wirklich unter dem Titel „Jerome's Karneval" als Roman gestaltet. Er sprach wiederholt mit mir über die Sache, und ein eingehender Brief vom 9. April 1849 ist für das Verhältniß der beiden Freunde und ihrer Werke zu einander, sowie für das eigenthümliche Wesen Königs, nicht ohne Interesse. Namentlich verleugnet sich auch die unüberwindliche Neigung des berühmten Erzählers und tapfer-besonnenen Volksvertreters zu Wortspielen in demselben nicht.

„Ich habe in dem Bruchstücke von Dingelstedt's Sieben Jahren, schrieb König, den alten Freund noch ganz als den alten wiedergefunden. Dieselbe subjektive Anschauung und Färbung, dieselbe Neigung, seine momentane Stimmung souverain über die Wahr-

heit der objektiven Welt zu erhalten! Doch — aus solch einem Bruchstück läßt sich noch nicht zuverlässig auf das Ganze schließen, und wie die eine Hälfte eines Wortspiels, kann auch die andere bei ihm noch in Erfüllung gehen. Er sagte mir nämlich einmal in Fulda, er sei der Lyriker, ich der Epiker, worauf ich ihm äußerte, er werde schon auch noch ein — Ehepicker werden. Dies ist geschehen und er hat seitdem auch schon, wenn keine Epopöen doch Ehepuppen geliefert. — Unsere beiderseitige Darstellung ist aber so verschieden, daß es mich nicht abhalten würde, denselben Stoff zu behandeln, den er vor Jahren ergriffen hat, auch wenn seine Arbeit früher fertig würde. Ich stehe aber für eine größere Arbeit noch in Wahl zwischen zwei Stoffen, die beide in Kassel — der historische ausdrücklich, ein neuester, auf freier Erfindung ruhender aber wenigstens versteckt — spielen würden. Beide kämpfen noch um meine Stimmung, und sie haben auch noch Zeit, einer dem andern den Rang abzulaufen, ehe ich daran gehen darf, mich wieder in einen umfangreichen Stoff zu versenken. Ob Dingelstedt einer Idee folgt oder sich mehr von dem empirischen Stoff bestimmen läßt, kann ich aus dem mitgetheilten Bruchstücke noch nicht ersehen. Ich habe eine Grundanschauung gefaßt und würde den historischen Stoff nur als Staffage brauchen. Denken Sie sich einen jungen Mann, etwa Sohn eines Landpfarrers, der in frommer Familie erzogen, in Jena und Berlin unter Fichte, Schleiermacher rc. studirt hat und

nach Kassel kömmt, eine Hauslehrerstelle oder dergl. zu suchen. Schön, edel, warm und hingebend wird er von der lustigen, lüsternen westphälischen Hofwelt selbst gesucht, geräth in die Gesellschaft, in die Bureaus, in die Familien, in die Parteien. Schwärmerisch, voll Fichte'schem Idealismus, voll Tieck-Schlegel'scher Romantik, weiß er sich in der realen, genußsüchtigen, verschmitzten, deutsch-französischen Welt nicht zu finden, nicht zu fassen, vergreift, verirrt sich, verzweifelt, bis er endlich einen edeln Mann — Weltmann findet, der ihn sich selbst, dem Verständniß der Zeit und der Zukunft Deutschlands zurückgibt, so daß er sich mit der Erhebung seines Volkes in 1813 selbst erhoben und gerettet sieht. Alles dies werden Sie dann in dem etwaigen Titel: „„Edmund in der Fremde““, durchfühlen, und in dieser Grundanschauung käme im Bilde des Helden das ganze große Verhältniß des idealen Deutschlands zur Darstellung . . .

„Auf den Landtag will ich nach einem so langen Schreiben nicht kommen. Aber — was hoffen Sie von den neuen Wahlen zum nächsten Landtage?

„Was denken Sie von den Wahlen zum nächsten Parlament? Ich wünschte, wir träfen uns dort. Wenn das Ministerium von seinen zum Staatenhause zu bestimmenden 3 Abgeordneten neben einem tüchtigen Juristen (Staatsrechtskundigen) und einem intelligenten Fabrik- und Handelsverständigen noch einen Mann von allgemeiner, für jene beiden Richtungen empfänglicher Bildung, dabei noch literarischer Bekanntheit und konservativer

Gesinnung dorthin schicken, oder die Ständeversammlung nicht lauter Kasselaner, sondern auch etwa einen Hanau-Fuldenser wählen würde, so ließ ich mich von Ihnen gern in Vorschlag bringen. Für das Volkshaus habe ich vielleicht weniger Hoffnung.

„Hiebei eine Kleinigkeit für das Unterhaltungsblatt. Können Sie meine beiden Artikel in der Europa noch brauchen? Alles Gute von mir und meiner Frau!

H. König."

Um 1844 zog Elise von Hohenhausen, nachdem ihr Gatte, Leopold von Hohenhausen, als preußischer Regierungsrath in den Ruhestand getreten war, nach Kassel. Hier hatte die berühmte Frau ihre Kindheit verlebt und die ersten Triumphe ihrer Schönheit gefeiert; hier wohnten noch ihre Geschwister; hierher zog sie's im Alter zurück. Es wird erzählt, daß, als einst, zur Zeit des Königreichs Westphalen, bei einem Hoffeste die Venus dargestellt werden sollte, man keine schönere Gestalt zu finden vermochte, als Fräulein Elise von Ochs; aber statt Venus mußte Aphrodite gesagt werden, denn gegen jene soll die Mutter des Fräuleins Einsprache erhoben haben, weil die „ein nichtsnutziges Weibsstück" gewesen sei.

Die Glanzzeit Elisens war ihr Aufenthalt in Berlin, zu Anfang der zwanziger Jahre, als Wilhelm Hensel sie malte und Helmina von Chesy ihr das von der Schulter rutschende Kleid, wie Wilhelm Chesy behauptet, wieder zurecht zupfte, während ein unmerklicher Ruck es

abermals fallen ließ, „so daß die volle Rundung sichtbar ward." Ob diese Angabe genau ist?

Als Elise nach Kassel kam, sah ihr dergleichen nicht ähnlich. Auch von der bewunderten Schönheit war nicht viel mehr zu sehen. Aber eine lebendige Regsamkeit und große Geistesfrische hatte sich die merkwürdige Frau trotz herber Geschicke bewahrt. Sie hatte in der Religion Tröstung gesucht und gefunden, ohne darum irgend den Heiterkeiten des Lebens zu grollen, und war eben darauf bedacht, eine Uebersetzung von Young's Nachtgedanken drucken zu lassen.

Ich traf zufällig in einem Laden mit ihr zusammen. Dann besuchte mich der Gatte, und ich ward zu den Abendgesellschaften, welche Frau von Hohenhausen an bestimmten Wochentagen veranstaltete, herangezogen. Da trafen gar mancherlei Bestandtheile des kasseler Lebens, von der Schwester Hassenpflug's bis zu Doktor Falckenheiner, vom General von Ochs bis zum Rechtspraktikanten Jakob Hoffmeister, dem bekannten hessischen Münzkenner, zusammen. Auch die Schriftstellerinnen des „Frauenalbums," die fast sämmtlich ihre Helden „Eduard" nannten, lernte ich kennen. Ueberhaupt gewährten die Abende, in ihrer anspruchslosen Ungezwungenheit, gar manche Unterhaltung und Erholung und waren jedenfalls für Kassel eine ungewöhnliche Erscheinung.

Der Hausherr selbst erschien in der Regel erst spät oder gar nicht. Er war früher ein lebhafter Kavalier gewesen, hatte als Staatsrathsauditeur in Kassel, als Unterpräfekt

in Eschwege, als Regierungsbeamter in Münster, Berlin und Minden gestanden, war vielfach literarisch thätig gewesen, hatte das mindener „Sonntagsblatt" gegründet und Freiligrath und Grabbe zu Mitarbeitern gehabt, bis der Selbstmord seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes ihn wie ein zerschmetternder Schlag getroffen. Jetzt lebte er ein wunderliches Nachtleben, besuchte mich nicht selten um Mitternacht, schlief weit in den Tag hinein und hausete unter zahlreichen Mappen mit Kupferstichen und Steindrücken, die zum Theil nicht ohne Werth waren. Für die Nachtzeit pflegte er ein Stück Kuchen einzukaufen, das er, in Papier gewickelt, mit sich trug und zuweilen gutmüthig mit mir theilen wollte, nachdem er stillschweigend eingetreten war und sich bald darauf in Zorn geredet und eben so schnell wieder beruhigt hatte.

Eine der anziehendsten Besucherinnen war die Schwägerin der Hausfrau, Therese von Ochs, der hannoverschen freiherrlichen Familie Grote zu Jühnde bei Göttingen angehörig, deren Name neuerdings im Parteileben oft hervorgetreten ist. Frau von Ochs war eine eifrige Hannoveranerin geblieben und empfand später die Einverleibung ihres alten, wie ihres neuen Heimathlandes sehr schmerzlich; allein sie gestand doch auch, als ich sie zum letzten Male sprach, daß sie eine Rückkehr zum Alten nicht mehr wünschen könne. Sie starb frühzeitig, im Herbst 1871; der Gatte war ihr schon um 1847 vorausgegangen.

Eine seltenere, aber desto lebhaftere und anregendere

Erscheinung an jenen Abenden war die geistreiche Tochter der Frau von Hohenhausen, die in Münster, später in Minden lebte, wo ihr Gatte Oberregierungsrath war. Ich hatte sie schon zu den Mitarbeiterinnen des Salon gezählt, jedoch ohne es genau zu wissen; denn sie schrieb nicht als Elise Rüdiger, sondern unter dem Namen ihrer unverheiratheten Tante Fr. v. Hohenhausen. Namentlich hatte sie mir über Immermann und sein Leben einen willkommenen Beitrag geliefert. Auch später, bis in die neueste Zeit hinein, bin ich ihrem Zeichen Fr. v. H. und dem vollen Namen oftmals begegnet.

Herr von Hohenhausen wurde im Jahre der Aufregung, am 22. Dezember 1848, plötzlich vom Schlage gerührt und starb schnell, leider, ohne einige Zeichen von Vorgängen vernichtet zu haben, die nicht zur Kunde der Gattin gekommen waren. Die Entdeckung derselben rief schrille Nachklänge hervor. Mit dem Tone der Bitterkeit und der Wahrheit rief die sonst so milde und versöhnliche Enttäuschte aus: „und ich war ihm stets so treu!"

Elise zog zu ihrer Tochter nach Minden. Von dort erhielt ich im November 1851 auf Helgoland den letzten Brief von ihr. Sie traute mir das Beste zu: „Ihre Tüchtigkeit, Seelenstärke und Entbehrungskraft," meinte sie, „bürgt mir, daß Sie nicht erliegen werden; möchten Sie sich noch zum Höchsten und Ewigen wenden, so müßte Alles gut gehen." — Als ich nach Deutschland zurückkehrte, war auch sie zu den Todten gegangen.

Sie starb am 2. Dezember 1857 zu Frankfurt a. O. im 68. Lebensjahre.

Nicht bei der Hohenhausen, sondern in einem andern Kreise hatte sich zu jener Zeit auch Hofrath Niemeier in Kassel mir mehr genähert. Ich kannte ihn längst, schon vor den Angriffen, die Franz Dingelstedt einst mehr muthwillig als ernst gegen ihn gerichtet hatte; aber ich war dem etwas klettenhaften Manne immer ein wenig ausgewichen. Und doch konnte man der „imposanten Gestalt“ mit einer gewaltigen Stimme und einem außerordentlichen Gedächtnisse ein gewisses Interesse nicht versagen. Er hatte vor Schiller die Glocke deklamirt, hatte im Goethe'schen Hause verkehrt, sprach namentlich gern und mit leisen Andeutungen von der „kleinen Christiane“, und wußte überhaupt gar Manches lebendig zu vergegenwärtigen, was uns Jüngern schon fern lag. Dabei war er ein rüstiger Lebemann, übersetzte, deklamirte, kritisirte, gelegenheitsdichtete, beväterte junge Künstlerinnen, gab alle Sonnabende den „Kasseler Boten,“ eine Zeitung „für den Bürger und Landmann,“ heraus, die regelmäßig mit einer „Räthselnuß“ und mit einem „Punktum, gottbefohlen!“ schloß u. s. w. Kurz, er war geraume Zeit eine anerkannte schöngeistige Persönlichkeit, namentlich in einigen adligen Häusern, und ließ sich überhaupt gern finden, wo eine heitere Gesellschaft gut aß und trank. Namentlich ward nicht leicht eine Festvorstellung im Theater gegeben, wozu er nicht die Einleitungs- oder Huldigungsverse gemacht hätte. Insbesondere war dies

in den ersten dreißiger Jahren der Fall gewesen, wo die Ertheilung der Verfassungsurkunde, die Verkündigung der Mitregentschaft des Kurprinzen ꝛc. zu festlichen Kundgebungen Anlaß boten. Aus dem letzten Vorgange erhielten sich z. B. die Schlußzeilen:

> Ein Lebehoch erschall' im Jubeltone
> Dem theuren Vater und dem theuren Sohne!

Allmählich aber war der Dichterruf Niemeier's ins abnehmende Viertel gerathen. Als er einmal aus dem Namen Staubesand das Anagramm Saubestand gemacht hatte, soll ihm mit dem aus Niemeier gebildeten Zuruf: reime nie! geantwortet worden sein; und Viele waren unhöflich genug, das sehr treffend zu finden. Dafür jedoch trug er fremde Sachen oft mit großem Beifall vor und vor allen Dingen hatte er stets eine Reihe von gereimten und ungereimten Schnurren zur Hand, die in Männerkreisen meist um so mehr Anklang fanden, je weniger sie an übergroßer Sauberkeit litten.

Und gerade in dieser Richtung — schlimm genug! — begab sich's, daß ich seine „Bewunderung" oder wenigstens sein Wohlgefallen erregte. Es hing das so zusammen.

Eines schönen Morgens, als ich eben erst Anwalt geworden war, trat eine Dame bei mir ein, die in gewähltester, vornehmster Kleidung allen Anspruch darauf zu haben schien, von mir aufs artigste empfangen zu werden. Ich nöthigte sie auf das Sopha, setzte mich ihr

in gemessenster Weise gegenüber und gab der Tieferröthenden zu erkennen, daß ich bereit sei, ihr Anliegen zu vernehmen. Aber es dauerte geraume Zeit, ehe meine elegante Besucherin ihre sichtliche Verwirrung zu bemeistern vermochte. Endlich begann sie damit, mir ihr Bedauern und gleichsam ihre Verwunderung auszusprechen, daß sie noch nicht die Ehre habe, mich näher zu kennen, während sie doch sonst in der Stadt einer großen Bekanntschaft sich erfreue.

Ich erwiderte in aller Unschuld, daß sich das leicht erkläre, da ich kein kasseler Kind sei und mich erst seit kurzen Jahren in der Stadt befinde, ohne viel in Gesellschaften gekommen zu sein u. s. w. „O, platzte sie da heraus, die Fremden wissen mich oft am besten zu finden!" — Kurz, es ergab sich, daß ich eins der berüchtigtsten Frauenzimmer Kassel's vor mir hatte, die wegen Kuppelei 2c. unter Anklage stand und der ich von Amtswegen als Armenvertheidiger beigeordnet worden war.

Ich muß wohl ein eigenthümliches Gesicht nach dieser Aufhellung geschnitten haben; denn mein Gegenüber wurde immer heiterer und unbefangener, während ich in verdutzter Verwunderung darauf hindeutete, wie sie wohl zum Armenrechte gekommen sei, da sie doch in Sammt und Seide einhergehe.

O, das läßt sich einrichten, meinte sie. Es ist wahr, ich habe keine schlechte Kundschaft, während Ihre Praxis wohl noch gering ist; allein Sie werden mich auch gewiß nicht undankbar finden . . .

Nun war es Zeit, mich auf den Arbeitsstuhl zu setzen, einige Bemerkungen niederzuschreiben und die dankbarkeitswillige Angeschuldigte zu verabschieden, die indessen ihrer Seits nicht den Versuch unterlassen zu dürfen glaubte, meinen Eifer noch durch eine ihrer Sendboten anzuspornen.

Aber alle Mühe blieb vergebens ... die Verurtheilung war unabwendbar. Ich that mein Bestes. Ja, ich that noch mehr. Ich weiß nicht recht, geschah's aus Verdruß, oder aus Laune, oder aus Muthwillen, kurz, die Feder ging mit mir durch, und was an juristischen Vertheidigungsmitteln fehlte, das suchte ich durch geschichtliche Anführungen und Beispiele, von der Phryne bis zur Quartilla, von der Gemahlin des Kaisers Justinian bis zur Gemahlin des Kaisers Sigismund, von den nürnberger „Bönhäsinnen" bis zu den kasseler Vorgängerinnen der Angeklagten, zu ersetzen. Allein die gestrengen Richter hatten kein Erbarmen. Die Menschenkinder sollen beim Vortrag meiner Vertheidigungsschrift zwar gelacht haben, ja so sehr, daß aller Ernst fast aufhörte; aber die Herren Richter verurtheilten ernsthaft die Angeklagte und straften mich noch obendrein um zehn Thaler wegen nichtsnutziger Schreibart. Denn damals hatte man in Kassel noch kein mündliches Verfahren. Und am wenigsten war ich in der Lage jenes griechischen Vertheidigers, der seiner Schutzbefohlenen im höchsten Schwunge der Rede das Busentuch abriß und ausrief, ob man eine solche Gestalt

verderben wolle. Der Grieche siegte; ich fuhr schmählich ab.

Meine Schrift aber scheint nicht in den Akten begraben und mit ihnen zerstampft worden zu sein. Es waren bald Abschriften und Auszüge im Umlauf, obwohl ich meinen Entwurf vernichtet zu haben meine. Jeder nahm Das, was ihm besonders zusagte, und suchte auch wohl noch zu verbessern und zu ergänzen. So hatte sich auch Niemeier in den Besitz einer Abschrift gesetzt, und ich war eines Abends nicht wenig erstaunt, ihn mein altes, längstvergessenes, längstbereutes Werk in vermehrter Auflage mit großem Behagen und nicht ohne Erfolg vortragen zu hören.

Später ward ich durch Niemeier in eine Art „Literatur und Kunst" eingeweiht, die mir bis dahin, selbst in Brüssel und Paris, noch unbekannt geblieben war. Er hätte die Bücher und Bilder wohl nicht ungern verkauft; denn es ging ihm nach dem Hinscheiden seiner alten Gönner kümmerlich genug, bis ihn selbst, hochbetagt und ermüdet, der Tod hinwegnahm.

Im Jahre 1847 nahm eine Jubiläumsfeierlichkeit die Aufmerksamkeit der Kasselaner und auch die meinige in Anspruch. Am 20. Januar 1822 war Ludwig Spohr zum Kapellmeister in Kassel bestellt worden und hatte in diesem Vierteljahrhundert ruhmreich gewirkt.

Ich war mit dem berühmten Manne in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Kassel nicht näher bekannt geworden. Da trug er mir um 1838 die Be-

arbeitung eines Textes zu einem Oratorium — „Der Fall Babylon's“ — an, welches er auf Anregung einer Gesellschaft in Norwich komponiren wollte. Man hatte ihm einen vollständigen Text zugesandt; aber Spohr verstand kein Englisch und wünschte daher eine deutsche Bearbeitung.

Ich ging bereitwillig auf den Vorschlag ein, jedoch unter der Bedingung, daß ich eine freie Umdichtung vornehmen und mich namentlich von den einförmigen englischen Versmaßen überall da befreien dürfe, wo mir der Sinn oder der Geist der deutschen Sprache eine größere Mannigfaltigkeit zu erfordern scheine. Damit war Spohr einverstanden; ja er nahm selbst noch Aenderungen vor, die weiter gingen, als meine Abweichungen und mir nicht einmal überall zusagten.

Das Werk Spohr's fand in England den außerordentlichsten Beifall und machte damals um so mehr von sich reden, als der Kurfürst das Ansuchen der englischen Regierung, bezw. Gesandtschaft, den Komponisten zur eigenen Dirigirung des Oratoriums auf kurze Zeit zu beurlauben, kurzweg abschlug. Ein vom Herzog von Cambridge auf Bitte der Norwicher an den Kurfürsten gerichtetes dringendes Schreiben hatte keinen bessern Erfolg. Die Bitte wurde nach zwei Monaten abschlägig beschieden. Und gleicher Bescheid erfolgte auf ein Gesuch der Grafschaft Norfolk.

Auf diese Weise war ich mit dem großen Meister bekannter geworden und hatte gar oft zu den musika-

lischen Aufführungen bei ihm und Anderen, namentlich zu seinen berühmten Streich-Quartett-Abenden, Einladungen erhalten.

So fiel mir denn auch ein Theil der Festlichkeiten zu, die dem Jubilar veranstaltet werden sollten. Anfangs war es im Plan, einen poetischen Lebensabriß, oder Lebensbilder mit Musik-, namentlich Harfenbegleitung, vorzuführen. Dabei sollten auch die Glanzstellen einzelner Tonschöpfungen und die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten des Meisters geschildert werden, z. B. das sanfte Verhauchen mancher Sätze:

Wie Fünkchen verglimmen,
Wie Tage vergehn,
Wie Wellen verschwimmen
Und Düfte verwehn.

Allein der Gedanke stieß in der Ausführung auf Hindernisse, und so verfiel denn auch meine Dichtung manchen Aenderungen und Umbildungen und ist schließlich auf folgende Strophen von mir beschränkt worden:

Nimm hin den Gruß, den wir dir festlich bringen
Mit Herz und Mund in freudiger Verehrung!
Er wird nicht rauschend, wie die andern, klingen,
Nicht glänzend mehren deines Ruhms Verklärung;
Doch soll er drum nicht minder warm dir sagen,
Was deine Freunde tief im Herzen tragen.

Du unser Stolz! Seit fünf und zwanzig Jahren
Nennt uns die Welt, wenn dich sie preisend nennet,
Die Wandrer all', so hier vorüberfahren,
Erfragen dich, da Nord und Süd dich kennet,

Und die von uns gen Ost und Westen kamen,
Sie fanden dich und deinen großen Namen.

Wie schön und reich! am Abend still und traulich,
Nach solcher Fahrt, von solchen lichten Höhen,
Ermüdet nicht, nur ruhig und beschaulich,
Auf die betret'nen Pfade heimzusehen,
Zu sagen kühn: da liegt mein ganzes Streben,
Ich hab' gelebt und werde ewig leben.

Blick' hin in jenes Städtleins kleine Räume,
Wo du gewandelt deine ersten Schritte!
Da liegt das Haus, da stehn die hohen Bäume,
Da rauscht das Bächlein durch die Straßenmitte.
Ja laß Erinnrung deine Seele füllen,
Dein Lebensbild mich kränzen und enthüllen!

Gedenkst du noch, wie mit der kleinen Geige
Vom Jahrmarkt einst der Vater heimgekehrt?
Und wie ein Fremdling bei des Tages Neige
Die ersten Töne freundlich dir gelehrt?
Wie du die Mutter zogest bittend nieder,
Daß sie dir sänge ihre schönsten Lieder?

Du lauschtest still; kein Tönlein ging verloren,
Dann suchtest du, und horch! nach einem Weilchen
Erklang es selig zu der Mutter Ohren,
Dein erstes Stücklein: „Blühe, liebes Veilchen" —
Der erste Hauch des Lenzes vor den Rosen,
Das erste Lied des einst'gen Virtuosen.

Und als du Abends gingst zur Ruhestätte,
Da schliefst du traulich mit der Geige ein;
Die Mutter fand euch treugesellt zu Bette,
Als sacht sie trat in's stille Kämmerlein,

Und bei der Lampe mattem Dämmerscheine
Mit dir und ihrem Herzen war alleine.

Du schliefst so sanft. Von Freuden übergossen
Lag rosengleich das Antlitz hingeschmiegt,
Den Bogen hielt die kleine Hand umschlossen,
Derweil die andre auf der Geige liegt,
Und aller Frieden sprach aus deinen Zügen,
Das reinste Glück, das seligste Genügen.

Es schienen sich die Lippen leicht zu regen,
Wie wenn im Hauch sich eine Blume wiegt;
War's ein Gebet? ein frommer Abendsegen?
Ein Traum, der ahnend in die Zukunft fliegt?
Die Mutter stand und horchte still beklommen,
Bewahrend treu, was leise sie vernommen.

Voll heil'ger Andacht sank sie betend hin:
O Herr des Himmels, send' ihm deinen Segen!
Dein Engel lenke hütend seinen Sinn,
Und schirme gnädig ihn auf allen Wegen!
Laß nicht verwehn den Geist, der noch verborgen,
Im Dienst der Welt und ihrer schweren Sorgen!

Wohl that dem Kleinen solcher Segen noth,
So reicher Schatz der wärmsten Mutterliebe.
Kennt ihr die Mühen um das täglich Brod?
Ahnt ihr der Seele heiße Wissenstriebe?
Den Durst nach Kunst, das stürmende Verlangen,
Am Mund der Götter göttergleich zu hangen?

Wißt ihr, wie sich die Seele trostlos härmt,
Wenn tausend Hemmniß aufthürmt die Entbehrung?
Wie Den die Glut, die Andre nährend wärmt,
Vernichtet in der schwersten Selbstverzehrung,

Der durch des niedern Lebens Sand und Steppen,
Den Gott im Herzen, sich muß weiter schleppen?

Wie anders, wenn der Erde reiche Fülle
Dem jungen Geist die schnellsten Flügel leiht,
Wenn seidenweich des Lebens erste Hülle,
Und Licht und Duft sich um die Seele streut,
Wenn gleichgestimmter Herzen gleiches Streben
Die Brust durchglüht mit immer frischem Leben!

Von Vaterhand ward Raphael geleitet,
Von Tönen Mozart's Kindheit eingewiegt,
Florenz lag reich um Angelo gebreitet,
An Fürstenhuld hat Händel sich geschmiegt;
O sagt doch an, was hat in frühen Tagen
Die Seele Spohr's gehoben und getragen? —

Am Morgen sprang der kleine Schläfer auf,
Als warm der Sonne erster Strahl ihn küßte,
Schnell, sonder Rasten war sein Künstlerlauf,
Ihm sprach ein Gott, was er vollbringen müßte.
Und ob er fremden Rath sich nicht gewonnen,
Es brauste stolz des eignen Geistes Bronnen.

Die Donau lauschte, als die Saiten klangen,
Sankt Stephan neigte still sein hohes Haupt.
Als alle Fesseln deutschen Lebens sprangen,
Stand auch der Lorbeer deutscher Kunst belaubt;
Das Vaterland, die blauen Schweizer Seeen,
Sie hörten staunend sein berauschend Wehen.

Allüberall des Beifalls Jubelstürme:
Am Seinestrand und wo das Nordmeer schäumt,
Wo Gent und Brüssel heben ihre Thürme,
Und wo der Lido von Venedig träumt,

Auf Erin's grünenden Gestaden,
Und an der Themse ewig lauten Pfaden.

So kamst du heim in's liebe Heimathland
Und brachtest uns die vollen Ruhmesklänge.
Was hat dich wohl an unsre Stadt gebannt?
Und weckte hier die lieblichsten Gesänge?
Mög' lange noch der stille Zauber walten!
Noch lange duftend sich dein Lied entfalten! —

Wie schön und reich, am Abend dann stilltraulich
Nach solcher Fahrt, von solchen lichten Höhn,
Ermüdet nicht, nur ruhig und beschaulich,
Auf die betret'nen Pfade heimzusehn!
Ja hör' es stolz, wie wir dich stolz erheben,
Du hast gelebt und wirst unsterblich leben!

Ueber die ganze Feierlichkeit ist damals ein besonderes Schriftchen erschienen, das auch noch eines scherzhaften Trinkspruchs von mir erwähnt, nämlich „auf einen ganz gemeinen Strauchdieb." Es bezieht sich dies auf eine bis dahin wenig oder gar nicht bekannt gewordene Anekdote aus dem Jugendleben Spohr's. Es heißt darüber S. 30 wie folgt:

„Endlich sprach noch Fr. Oetker und brachte einen scherzhaften Trinkspruch aus. Er wolle nicht, bemerkte er, nach dem Beispiele der meisten Toastausbringer, einen berühmten Mann, oder eine berühmte That, oder sonst etwas Berühmtes oder Glücklichhervortretendes, sondern zur Abwechselung einmal einen gemeinen Strauchdieb hochleben lassen. Ob es nicht die größeste Ungerechtig-

keit sei, immer nur Genie, Talent, glückliche Ereignisse und dergleichen zu feiern, da doch gerade Dummheit, Schlechtigkeit und Unglücksfälle die sichersten Erfolge und oft auch die besten Folgen gehabt hätten. Ob wohl Ulrich von Hutten die herrlichen Briefe der Dunkelmänner habe schreiben und Erasmus sich darüber gesund lachen können, wenn es lauter gescheidte und vernünftige Leute gäbe? Ob wir wohl das Glück haben würden, in jeder Kunstausstellung ein Dutzend Judithe und eben so viele Holofernesköpfe zu sehen, wenn Holofernes nicht das Unglück gehabt hätte, sich in Frau Judith zu verlieben und von ihr geköpft zu werden? ... Auch dem Jubilar sei einmal ein Unfall passirt, der die glücklichsten Folgen gehabt habe. Als Spohr sich nämlich in frühen Jahren auf der Reise nach Paris befunden, um dort Unterricht und Erwerb zu suchen, sei der deutsche Genius in Gestalt eines gemeinen Strauchdiebes erschienen und habe ihm zwischen Nordheim und Göttingen den Geigenkasten und das Reisegeld gestohlen. Spohr habe nun seinen Plan aufgeben müssen, und gerade diesem Umstande sei es beizumessen, daß der Meister dem Vaterlande erhalten, daß er in seinem Spiel und in seinen Schöpfungen so originell, so ursprünglich-deutsch, so ganz er selbst geblieben sei. Die Gesellschaft möge daher einstimmen in den Ruf: die deutsche Kunst und ihr Beförderer, der gemeine Strauchdieb, sie leben hoch!"

Zu den zahlreichen Ergüssen, welche die Jubelfeier veranlaßt hatte, gehörte auch ein Akrostichon des Hof-

marschalls von Thümmel. Dieser eigenthümliche Mann ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, seine „poetische Ader" fließen zu lassen. Als 1840 das Becker'sche Rheinlied so viel von sich reden machte, dichtete auch v. Thümmel, der sich mündlich ganz leidlich auszudrücken wußte, „Ein neues Rheinlied," das folgendermaßen lautete:

„Zum Rhein nicht ergehen's!
Bald werden zu bezeugen
Deutschland kräftig Widerstehen's
Franzosen zurückweichen.

Rheinlied zu singen, also erfinden
Bundesarmee gerüstet.
Niemals zur Besiegung umwinden,
Franzosen umsonst gebrüstet.

Achtzehnhundert dreizehn dran Denken's
Schauen in Mienen,
Leipziger Schlacht Kränken's
Wieder eben so bedienen."

Da das Akrostichon auf Spohr ungefähr in gleicher Weise abgefaßt war, wie das Rheinlied, so hatte sich der Verfasser und Zusammensteller des erwähnten Schriftchens über das Jubelfest einige Aenderungen erlaubt, die den Versen wenigstens einen gewissen Sinn gaben. Das nahm aber der Dichter sehr übel. Vergebens suchte ich, als er mir die ihm widerfahrene Unbill klagte, einer andern Auffassung Eingang zu verschaffen. Der Mann behielt genau den ursprünglichen

Wortlaut vor Augen und veranlaßte eine besondere Beilage zur Kasselschen Zeitung, wodurch das „Sinnbild" des Festes wie folgt „berichtigt" ward:

„Symphonien ..... ertönen sich, in Dichtungs-Geistes-Höhen!
Palmen streuen überall: begrüßt solch' Jubeljahre,
O, welch: hohen Leiter Steg? sich Musen-Dom ersehen;
Heil! des Wirken, Schüler-Chor erfreut sich froh der Lehre; —
Reich! — selbst Führung eignen Siegs, erblüh' der Huld fort Jahre."

Uebrigens war Thümmel ein sehr gutherziger Mann und als Mensch, wie als Hofbeamter der Kurfürstin, wohl gelitten. Man erzählte folgenden Vorfall aus seinen jüngeren Jahren. Als Tümmel einst den Kurfürsten auf einem Spaziergang begleitete, gab Wilhelm I. einem Bettler aus Versehen ein Goldstück, ward aber bald des Mißgriffs inne, und schickte den Begleiter ab, um das Goldstück gegen ein Silberstück wieder einzutauschen. Thümmel gab jedoch dem Bettler einen Wink, sich eiligst davon zu machen, und entschuldigte sich beim Kurfürsten damit, daß der Strolch nicht mehr zu erreichen gewesen sei.

---

5. Höhenpunkt der Verkommenheit. Vorboten. Umschwung.

Das Jahr 1845 kann wohl als der Höhenpunkt der Flauheit und des begnüglichen Bummelns in Hessen ꝛc. betrachtet werden. Das öffentliche Leben, die Presse namentlich, war so bedeutungslos, daß es förmlich Auf-

sehen erregte, wenn ich in auswärtigen belletristischen Blättern dann und wann die kasseler Zustände, soweit dies eben angänglich war, besprach, z. B. den Eisenbahnbau und dergleichen.

Als im anhaltend kalten Winter die Fulda so stark gefroren war, daß gegen den 18. März, wie auch in älteren Zeiten geschehen, ein großes Faß auf dem Eise gebaut und beschlagen werden konnte, schenkten die Böttcher dieses außerordentliche Erzeugniß dem Kurfürsten und führten es ihm in einem feierlichen Festzuge vor das Schloß. Es schien fast, als lebe man im herzlichsten Einvernehmen, in vollster Zufriedenheit. Selbst der aus den Septemberunruhen von 1830 bekannte Küfermeister Herbold, der nachgehends einen Likörladen hielt, schritt würdevoll im Zuge einher. Den Vortrab machten natürlich einige Polizeidiener. Da das Publikum indessen auch ohne Polizei sich ruhig verhalten haben würde und die Polizisten selbst keinen weiteren Lärm machten, so ging Alles in größester Ordnung und Heiterkeit ab; ja es fehlte nicht an Solchen, die meine etwas spöttischen Mittheilungen und Bemerkungen über den Vorgang in auswärtigen Blättern sehr unzeitig, ja tadelnswerth fanden.

In einigen Kreisen jedoch zeigten sich schon die Vorboten einer regeren Zeit. Einzelne Kräfte schlossen sich näher aneinander. Schon im nächsten Jahre trat eine ansehnliche Zahl deutscher Männer unter der durchsichtigen Bezeichnung „Germanistenversammlung“ zu Berathungen und Vorbereitungen zusammen, die Weiteres

einleiteten. Der „Offene Brief“ Christians VIII. über Schleswig-Holstein und die Sache der freireligiösen Gemeinden boten überdies wichtige Stoffe zur Besprechung.

In Hessen hatte der Einfluß Scheffer's den Deutschkatholiken und Freireligiösen in Hanau und Marburg, zum Theil im Widerstreit mit der Verfassung, die engsten Schranken gezogen. Zwar wurde verschiedentlich der Rechtsweg versucht; allein derselbe reichte nicht aus. Hier, wie in andern Fällen, führten die seit Hassenpflug mehr und mehr in Anwendung gekommenen Auslegungsregeln oder, wie es einmal durch einen Druckfehler hieß, „Interpretazions maßregeln,“ schließlich zu einem Endergebnisse, das die Betroffenen wenig befriedigte. So gelangte die Sache auch an die Ständeversammlung. Die von den Beschwerdeführern geschilderten Bedrängnisse erregten selbst bei Solchen Theilnahme, die an den religiösen Richtungen der Bittsteller wenig Gefallen hatten.

Zu diesen gehörte auch ich. Das flache Gerede und Treiben mancher Worthelden war mir im höchsten Grade zuwider; aber das Unrecht, welches man ihnen anthat, empörte mich. Als daher der Bericht, den der Abgeordnete Henkel Namens des Rechtspflegeausschusses in der Ständeversammlung unterm 24. Oktober 1846 erstattete, trotz seines Umfangs den Nagel nach meiner Meinung nicht auf den Kopf traf, griff ich selbst, wie manche Andere, zur Feder und schrieb unter meinem Vornamen K. Fried. eine Broschüre, die auch theologische

Standpunkte nicht unbeachtet ließ, vornehmlich aber das Verfassungsrecht in's Auge faßte und zugleich einen „Beitrag zur Lehre vom Jus reformandi“ lieferte.

Um in Hessen erscheinen zu können, mußte die Schrift, da sie nicht 20 Bogen stark war, das Fegefeuer der Zensur passiren. Natürlich war sie darauf berechnet. Als der Verleger sie der Kommission zusandte, erfolgte in der That die Druckgestattung, weil das Werkchen als „eine wissenschaftliche Arbeit“ betrachtet werden müsse. Allein ein verrätherisches Mitglied der Kommission hatte bereits den Minister des Innern — zufällig gerade Freund Herm. Koch — in Kenntniß gesetzt, der nun sofort ein Verbot erließ. Die Schrift erschien dann bei Otto Wigand in Leipzig, und wir, der Minister und ich, lächelten uns jetzt noch bedeutsamer an, als bisher, wenn wir uns zufällig begegneten.

Im nächsten Jahre wurden die Rückwärtsbestrebungen und Widerrechtlichkeiten, in kirchlicher Beziehung die Frömmelei, das Muckerthum und der Jesuitismus, immer ärger und dreister. Jede freisinnige Regung wurde eifriger denn je verfolgt. Besonders war Karl Wippermann ein Gegenstand des Hasses, der ihn und Andere schließlich sogar von der Ständeversammlung durch die nichtsnutzigsten Anklagen fernzuhalten wußte.

In der neugegründen Deutschen Zeitung zu Frankfurt waren scharfe aber keineswegs strafbare Artikel über Hessen erschienen. Sogleich ward eine umfassende

Untersuchung eingeleitet, um den Verfasser zu ermitteln und zu verfolgen. Der Hauptverdacht fiel auf Wippermann. Auch ich wurde über den Ursprung vernommen, während Wippermann zugleich über den Verfasser der obenerwähnten Schrift über die Deutschkatholiken Auskunft geben sollte.

Wippermann verneinte einfach. Ich suchte die Sache hinzuziehen und den Untersuchungsrichter, der eben nicht blöde und nicht allzuschlau war, auf's Glatteis zu führen. Ich verlangte vor allen Dingen, bevor ich antwortete, zu wissen, wer der Angeklagte sei, weil ja möglicher Weise ich selbst oder ein Bruder der Verfasser der Artikel sein könne u. s. w. Als Vorstellungen nicht halfen, beschwerte ich mich.

So kam das Jahr 1848 heran. Die Dinge nahmen eine andere Wendung. Dem Untersuchungsrichter wurden auf meine Beschwerde und in anderer Hinsicht von Amtswegen statt der gehofften Lorbeeren die schwersten Verweise zu Theil.

Im Jahre 1847 entstanden, namentlich bei einem Besuche in Fulda, eine Reihe von Artikeln und Sonetten, welche darauf ausgingen, die Schlaffheit, die selbstgenügsame, schläfrige Mittelmäßigkeit und Farblosigkeit des Spießbürgerthums, sowie die Heuchelei und Herrschsucht der Mucker und Jesuiten, zu geißeln. Einige waren so bitterer und scharfer Art, daß sie dauernd beanstandet werden mußten. Die zum Abdruck gebrachten aber zogen mir im Herbst 1848 den Vorwurf einer

„mehr als jugendlichen konfessionellen Ueberhebung gegen das katholische Fulda" zu, der denn freilich nicht schwer zurückzuweisen war. Ich will hier einige der mildesten mittheilen. Von Kassel z. B. hieß es:

Ja sicher, Kassel ist „'ne schöne Gegend,"
So schön fürwahr, daß ich nicht schön're sahe!
Man drängt sich nie; denn steht man sich auch nahe,
So steht man still, kaum leise sich bewegend.

Daß nichts geschieht... mein Gott, man denk' erwägend,
Daß früherhin oft wen'ger noch geschahe,
Und daß die Stadt des „Fast" und des „Beinahe"
Ihr Ziel erreicht, gerad' der Ruhe pflegend.

Nicht groß, nicht klein, nur ziemlich mittelmäßig
Ist Kassel stets; nicht heiß, nicht kalt, nein laulich;
Nicht trüb', nicht fröhlich, aber oft gespäßig;

Nicht fromm, nicht gottlos, aber sehr erbaulich;
Nicht schwarz, nicht weiß, allein oft gräulich-graulich,
Und wenn nicht recht- doch polizeigemäßig!

In Fulda redete ich die Henschel'sche Bildsäule des heil. Bonifaz, den „Germanorum Apostolus," wie folgt, an:

Ich hätte so dein Antlitz nicht gewendet,
Wenn ich dein Bildniß mahnend aufgerichtet;
Der Arm, der einst das Buchenland gelichtet,
Fürwahr, sein Tagwerk ist noch nicht vollendet.

Noch steht das Volk erblindet und geblendet;
Der Wälder Nacht hat deine Art vernichtet,
Doch ärg're Nacht liegt düster aufgeschichtet,
Die Nacht des Wahns, die Nacht von Rom gesendet.

Was stehst du hier im enggepferchten Raume,
Wo Trommeln gehn und Pickelflötenlieder?
Apostel Deutschlands, auf nach langem Traume!

Wirf hin das Kreuz, und nimm das Richtbeil wieder,
Schlag in die Wurzel deine Axt dem Baume!
Und tritt die letzten Götzen zürnend nieder!

Ein Sonett an Dingelstedt, den „kosmopolitischen Nachtwächter," mit dem ich einst an der „Pestsäule" in Fulda philosophirt hatte, enthielt folgende Zeilen:

Wir klagten damals über Druck und Banden
Und sprachen Viel von Jesuitenschlichen;
Sechs lange Jahre sind seitdem verwichen,
Und was geschah derweil in diesen Landen?

Nachtwächter, still! Was nützt das Stundenrufen?
Was frommt's, daß du dein „Feuerjo" gesungen?
Daß ich geflucht auf dieses Denkmals Stufen?

Die „Pest" verblieb, die Mahnung ist verklungen.
Ich glaube, Franz, hier fällt kein Blatt vom Zaune,
Und kläng' auch eine Jerichoposaune.

Ein viertes Sonett war an einen Freund „am Regierungstische" — Eduard Wiegand — gerichtet und geißelte den todten Formelkram des damals Alles überwuchernden Büreaukratenwesens:

Glücksel'ger Freund! Du hast dich wohl gebettet:
Wie kannst du hier so herrlich dekretiren!
Umgeben rings von staubigen Papieren,
Und sicher an den grünen Tisch gekettet.

Wenn ihr die Welt nicht auf den Schultern hättet! ...
Stets emsiglich im Akten-Referiren,
Stets eiferlich im Akten-Weiterschmieren —
Nur Akten — und das Staatswohl ist gerettet!

Armsel'ger Freund! Du kennst ein bess'res Streben,
Du ahnst, daß so kein Segen zu erringen,
Und bist doch ganz dem Bösen übergeben.

Getrost! bald wird der Freiheit Knospe springen!
Es kommt ein Lenz mit frischem jungen Leben,
Getrost, es wird, es soll und muß gelingen!

Und der „Lenz" kam wirklich bald, kam schon vor dem nächsten Frühjahr! Noch waren „die Iden des März" von 1848 nicht vorüber, und schon hatte sich Alles gründlich geändert.

Da die Sonette und ähnliche Ergüsse nur sehr ausnahmsweise zur Veröffentlichung gelangen konnten, so griff ich wieder zur Ironie und suchte die täglichen Vorgänge und Bestrebungen mit einer gewissen friedfertigen Behaglichkeit in das gehörige Licht zu stellen. So entstanden die „harmlosen Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Gemüthlichen." Sie sind nur theilweise veröffentlicht worden, weil die Welt bald eine andere Gestalt annahm.

Die beabsichtigten Illustrazionen, welche der Landschafter Müller zusagte, und welche sicher den lebhaftesten Erfolg gehabt hätten, sind nicht zur Ausführung gekommen. Müller ging mit dem größten Eifer auf den Gedanken ein; dann waren ihm Bedenken erregt wor-

den, und nach den Februartagen verlor er vollends die Lust an solchen Dingen. Auf dem Wege zu einer Volksversammlung am 5. März trennten sich unsere Pfade. Der reichbegabte Künstler starb noch im besten Mannesalter.

Zur näheren Kennzeichnung der Zeit des Tagebuchs mögen ein paar Stellen mitgetheilt werden.

Durch außerordentliche Anstrengungen und ungewöhnliche Mittel war es der Regierung gelungen, einen Landtag zusammenzubringen, der eine gewisse Geneigtheit oder doch Nachgiebigkeit für die Bestrebungen und Wünsche des Kurfürsten und seines Hauptrathgebers Scheffer erwarten ließ. Man wagte selbst auf die Willfährigkeit oder Schwäche Solcher zu rechnen, die oftmals in den Reihen der Freisinnigen gesehen und wohl auch dazu gezählt worden waren.

Ein besonderes Augenmerk hatte man auf die Geltendmachung des sogenannten Standesbewußtseins gerichtet. Seit dem Erlasse der Verfassung von 1831 war es Niemandem in den Sinn gekommen, die Wählbarkeit für den Landtag auf den betreffenden „Stand" der Städte, der Landgemeinden u. s. w. beschränken zu wollen. Seit langen Jahren hatte z. B. der Städter Wippermann die schaumburger Landgemeinden vertreten, ohne je auf Bedenken gestoßen zu sein. Nun auf ein Mal wurden solche Wahlen für unstatthaft erklärt. Die Verfassung und das Wahlgesetz sollten nur eine ständische, keine repräsentative Grundlage haben; der Landtag sei eben eine „Ständeversammlung,"

keine „repräsentative" Vertretung des Volks. Kein Ritter könne Städte, kein Städter Bauern vertreten u. s. w.

In der That wurde die Wahl des Freiherrn von Waitz, der damals noch einen liberalen Anstrich hatte, angefochten und nach hartem Kampfe am 18. Januar 1848 für ungültig erklärt; und doch wohnte er in Kassel, seinem Geburtsorte; und doch war sein Vater von bürgerlicher Geburt; und doch war er selbst Bürger der Stadt Kassel, die ihn gewählt hatte. Eben so ward die Wahl Wippermann's beanstandet.

Auf diese und andere Vorgänge bezieht sich die nachfolgende Stelle des erwähnten Tagebuchs:

„1848, Januar 19. Der Landtagskommissar Herr Büff erinnerte gestern daran, daß der Landgraf Philipp der Großmüthige über seine Landstände Thränen vergossen habe. Diese artige Bemerkung gefiel mir ungemein wohl, und zwar um so mehr, als auch die jetzige Ständeversammlung von der Art ist, daß man Thränen vergießen möchte. Ferner sagte der Abgeordnete W. aus Fulda: „„das Repräsentativsystem sei eine hohle Theorie, wir aber ständen mitten im Leben und machten Geschichte."" Diese artige, nämlich großartige Bemerkung gefiel mir auch ungemein wohl, und zwar um so mehr, als Herr W. neulich die schöne Geschichte machte, daß er die Zensur und die Zensorengehälter vertheidigte. Endlich sagte Herr N. zu Herrn Henkel in heftigem Tone, „„der Legitimazionsausschuß sei nie in der Ständeversammlung."" Auch diese artige, nämlich unartige Be-

merkung gefiel mir ungemein wohl, und zwar um so mehr, als der Legitimazionsausschuß manchmal nirgends zu sein scheint, wenigstens nicht bei Trost. — Uebrigens bezog sich die Antwort des Herrn N. auf eine Frage des Herrn H., wie es mit der Legitimazionsangelegenheit Wippermann's stehe. Es ist sehr erfreulich zu bemerken, mit welcher gemüthlichen Gründlichkeit und gründlichen Gemüthlichkeit dieser Gegenstand behandelt wird. Wippermann ward Anfangs von den schaumburger Bauern gewählt, da hatte er kein bäuerisches „„Standesbewußtsein;““ dann wählten ihn die Städter, da kam er in Untersuchung; dann sprach das Obergericht aus, daß zur Untersuchung kein Grund vorliege, da fehlte unter dem Ausspruche „„das Siegel.““ Bedenklicher, höchstbedenklicher Kasus! Der Legitimazionsausschuß, seiner Mehrheit nach aus Juristen bestehend, getraut sich nicht, die Sache zu entscheiden; er faßt nach langem Bedenken den Entschluß, den Rechtspflegeausschuß, der Mehrzahl nach aus denselben Mitgliedern bestehend, um Rath zu fragen. Dieser ersucht nach reiflicher Ueberlegung die Landtagskommission um Auskunft. Die Landtagskommission berichtet nach sorgfältiger Erwägung des Falles an das Ministerium des Innern, das Ministerium des Innern ersucht das Justizministerium, das Justizministerium wird das Obergericht fragen, das Obergericht das Landgericht u. s. w., nämlich rückwärts zurück — wenn wir's nämlich erleben.“

Am 20. November 1847 war Kurfürst Wilhelm II. gestorben. Sein Sohn Friedrich Wilhelm hatte zwar als gesetzlicher „Mitregent" die Aufrechthaltung der Verfassung gelobt; beim Anfall der erblichen Nachfolge aber soll er auf den Gedanken gekommen oder gebracht worden sein, daß jene Gelobung nun ihre Endschaft erreicht habe und er als Erbmonarch wieder frei stehe. Deßhalb wollte er bei der Ableistung des Fahneneides Seitens der Offiziere den Verfassungseid bei Seite geschoben wissen. Es fehlte nicht an Männern, die hierzu die Hand geboten hätten; es fehlte aber auch nicht an Solchen, die treu an der Verfassung hielten und für den auf dieselbe geleisteten Eid muthig und mit Erfolg eintraten. Besonders war es ein Hauptmann Beß, der in dieser Hinsicht mit einigen Freunden sich auszeichnete ... Zur Strafe ward er versetzt, mußte aber im Frühjahr 1848 zurückversetzt werden; 1850 forderte und erhielt er den Abschied und trat in den Dienst Hamburg's, wo ich ihn im Herbst 1854 wiedersah.

Der Kurfürst gab mit dem Scheitern seines Eidesplanes den Gedanken an eine Aenderung der Verfassung nicht auf. Gegen Ende des Jahres 1847 wurde vielmehr eine besondere Kommission niedergesetzt, welche in dieser Hinsicht Prüfungen anstellen und Vorschläge machen sollte. Dieselbe bestand aus dem Justizministerialvorstande Dr. Bickell, dem Oberappellazionsrathe Münscher und dem Geheimenregierungsrathe Schröder.

Die beiden ersten starben zu Anfang des nächsten Jah-

res kurz nach einander, Münscher am Abend des 25. Januar, wozu das „Tagebuch eines Gemüthlichen“ bemerkte, daß andern Tages „die Luft bedeutend reiner und heller“ gewesen sei. Es blieb also nur Schröder, und der war nicht der Mann, allein einer solchen Aufgabe zu entsprechen. Er erklärte sogar geradezu, daß er seinerseits zu keinem Angriffe auf die Verfassung mitgewirkt haben würde, und bei seiner strengen Gewissenhaftigkeit und Gutmüthigkeit verdiente das allen Glauben.

Ich kannte den Mann schon lange und ziemlich genau. Er war ein Schwager des Obermedizinaldirektors Heraeus, in dessen Hause ich viel verkehrte; auch hatte ich mehrfache geschäftliche Beziehungen zu ihm als Lehnhofsreferenten gehabt. Man konnte sich keinen gutherzigern, gefälligeren, fromm-gemüthlicheren Mann denken, als diesen Lehnhofsmann. Aber auch geschäftsformell war er, wie keiner; doch in heiterster Weise. Er konnte ganz gutmüthig mitlachen, wenn man über eine altväterische Weitläufigkeit scherzte, z. B. wenn der Lehnhofsvorstand, der zugleich Regierungsmitglied war, Schreiben an sich selbst erließ, um eine Sache zu fördern.

Da Schröder meine geschichtliche Richtung kannte, so hielt er außerordentliche Stücke auf mich, trotzdem, daß ich ihm viel zu freisinnig und viel zu „neuerungssüchtig“ war. Aber Alles hätte er noch gelten lassen oder verziehen, wenn man nur seinem lieben Lehnswesen und Lehnhofe fern geblieben wäre. Als ich ihn nach Erlaß des Lehns- und Meiergesetzes von 1848

zuerst wiedersah, war er wie gebrochen. Leider hatte man auch ihn in den Märztagen zu den „Mißliebigen" gerechnet und mit Kundgebungen bedacht, die ihm füglich hätten erspart werden sollen. Er überlebte den Untergang des Lehnswesens nicht lange.

Auch Bickell war ein eifriger Anhänger des Lehnswesens und der meierstättischen Einrichtungen. Er soll einmal in Thränen ausgebrochen sein, als von einer Aufhebung der Meierverhältnisse im Schaumburgischen die Rede war. Als Professor in Marburg widmete er sich neben dem Kirchenrecht hauptsächlich dem deutschen Recht und war entzückt über die Fundgruben, welche in Grimm's Rechtsalterthümern sich öffneten. 1832 zog ihn Hassenpflug in's Oberappellazionsgericht zu Kassel, das zugleich Staatsgerichtshof war. Während des Strafverfahrens gegen Jordan ward er Obergerichtsdirektor in Marburg; nachher Vizepräsident des höchsten Gerichts. Bickell überlebte seinen Amts- und Gesinnungsgenossen Münscher nicht lange; er starb am 24. Februar 1848.

Von einer eigentlichen Thätigkeit der Kommission ist mir Nichts bekannt geworden. Die Verfassung wurde bald in ganz anderer Richtung geprüft und geändert.

Als die Nachrichten von den pariser Februar-Ereignissen in Kassel sich geltend machten, war es hauptsächlich eine doppelte Besorgniß, von der viele Gemüther bewegt wurden. Während man einerseits eine demokratische Ueberstürzung, einen Alles gefährdenden Wirrwarr be-

fürchtete, wurde andererseits die Besorgniß gehegt, daß die liberalen Männer gemäßigter Richtung, aus Furcht, Alles verderben zu sehen, in ihren Forderungen zu bescheiden und zu unentschieden sein möchten, und daß Viele geradezu theilnahmlos sich verhalten würden. In Hinblick auf diese bedenkliche Stimmung schrieb ich am 5. März 1848 „Eine ernste Ansprache,“ die außerordentlichen Anklang fand und in Kürze als kleines Flugblatt in vielen tausend Händen war und Tage lang überall nachgedruckt wurde. Ich mahnte darin an Ernst und Besonnenheit, an entschiedene Parteinahme, an praktische Auffassung der Dinge unter Festhaltung an Gesetz und Verfassung 2c.

In demselben Sinne, aber mit bestimmter Hervorhebung der nächsten und wichtigsten Aufgaben folgten am 7., 8., 10. März 2c. weitere Flugblätter, die ebenfalls zahlreich und reißend verbreitet wurden. Auf solche Weise gehörte ich schnell zu Denen, die erheblichen Einfluß ausübten. Und so kam es, daß ich auch, wie Freunde behaupteten, der Ernennung des Ministers Eberhard nicht fernblieb.

Außer dem eben verstorbenen Justizministerialvorstand Bickell nahmen damals die Herren v. Motz, Schmidt, v. Dörnberg und Scheffer die Ministersessel ein. Der letztere stand dem Ministerium des Innern vor und war der Hauptverhaßte. Nächst ihm war Schmidt, der das Kriegsministerium hatte, am wenigsten beliebt, während der Finanzminister v. Motz für eine

ziemlich gleichgültige, ja in mancher Hinsicht sogar wohlwollende und tüchtige Persönlichkeit gehalten wurde.

In den zahlreichen Vorstellungen, die den Kurfürsten bestürmten, ward jedoch kein großer Unterschied gemacht; die der Stadtbehörden von Kassel, welche am 6. März durch den Stadtrath und einige Mitglieder des Bürgerausschusses überreicht wurde, sprach es geradezu allgemein aus, daß „die Minister, welche jetzt die Regierung bilden, nicht das Vertrauen des Landes besitzen;" „durch die Behandlung der landständischen Wahl- und Legitimazionsfragen habe das Ministerium allen Glauben verloren." Noch stärker drückten sich andere Eingaben, namentlich die Erklärungen der Volksversammlungen aus. Eine durchgreifende Aenderung des Ministeriums ließ sich nicht versagen, zumal Scheffer leidend war und sich dann aus dem Staube machte, obgleich er in Kassel zweifellos sicherer gewesen wäre, als draußen.

Zunächst wurde der sehr gemäßigt liberale Obergerichtsdirektor von Baumbach in Rinteln zum Justizminister berufen. Doch noch ehe dieser eintreten konnte, wurde der Erlaß einer „landesherrlichen Verkündigung" zur Beruhigung des aufgeregten Landes für erforderlich gehalten. Sie erschien am 7. März, unter Gegenzeichnung v. Dörnberg's, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Die Verkündigung erklärte die Zensur „bei Besprechung innerer Landesangelegenheiten" für aufgehoben, zog die Verfügungen gegen den Privatgottes-

dienst der Deutschkatholiken und Taufgesinnten zurück, und gab die feierliche Zusicherung, daß den alsbald einberufenen Landständen Gesetzentwürfe zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Dissidenten, zur Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens, des Anklageprozesses und der Schwurgerichte, ferner in Betreff der Besetzung des Oberappellazionsgerichts unter landständischer Mitwirkung, u. s. w. u. s. w. vorgelegt werden sollten.

In Kassel war die große Mehrheit durch diese Zusagen befriedigt. Ja, der Obergerichtsanwalt Henkel nahm es förmlich übel, als Andere, namentlich Abgeordnete von Marburg, noch mehr verlangten; einen der Ungestümsten fertigte er sogar mit einer Einladung nach Art des alten Götz von Berlichingen ab, und der Kurfürst soll das höchlichst gebilligt haben.

Anders aber dachte man in Hanau. Dort hatte sich ein förmlicher Volksrath gebildet. Die aufgeregtesten und radikalsten Elemente der Bevölkerung führten das Wort; die Umstürzler der gesammten Nachbarstädte schienen es darauf abgesehen zu haben, aus Hanau den Ausgangspunkt ihrer republikanischen Bestrebungen zu machen. Selbst der Oberbürgermeister Eberhard hatte sich genöthigt gesehen, am Volksrath Theil zu nehmen, wenn er nicht allen Einfluß auf den Lauf der Dinge verlieren wollte.

Neben v. Baumbach war hier und da auch von Eberhard als Minister, und zwar als Minister des

Innern, die Rede. Ich selbst hatte in meinem Flugblatte vom 10. März die bestimmte Meinung und Forderung ausgesprochen, daß Eberhard Minister des Innern und Wippermann Landtagskommissar werden müsse. Als aber die Hanauer eine heftige, auch von Eberhard unterzeichnete Erklärung erließen, worin geradezu mit dem Abfall der Provinz Hanau von Hessen gedroht war, und diese Erklärung von einer Abordnung als „Ultimatum“ nach Kassel gebracht wurde, da hieß es fast allgemein: nein, nun kann Eberhard dem Kurfürsten nicht mehr zugemuthet werden.

Ich meines Theils aber war durchaus anderer Ansicht. Ich meinte im Gegentheil, daß Eberhard nun erst recht Minister des Innern werden müsse, daß er jetzt doppelt der Mann sei, der über alle Schwierigkeiten hinweghelfen und namentlich die Stadt Hanau vor Unheil bewahren könne.

Meine Gründe fanden Anklang. Der Polizeidirektor Morchutt, welcher damals mehrfach den Unterhändler zwischen dem Kurfürsten und den Volksmännern machte, ward aufgesucht und ein nochmaliger nachdrücklicher Versuch in's Werk gesetzt. Der Kurfürst ließ sich schließlich überzeugen und bewegen. Eberhard wurde in der That Minister. Die hanauer Abgesandten, deren Reisewagen Stunden lang am Friedrichsplatze, in der Nähe der Frankfurter Straße standen, hatten vergebens die Ernennung Eberhard's und Wippermann's zu Ministern erstrebt, trotz der Nachgiebigkeit des Kurfürsten im Uebrigen.

Eberhard hat handschriftliche Denkwürdigkeiten für seine Familie hinterlassen. Er schildert darin die Zustände und Vorgänge in Hanau, hebt hervor, wie er vergebens bemüht gewesen sei, Manches zu verhindern oder zu mäßigen und zu mildern, betont, wie er an Einigem Theil genommen habe, um das Aergste zu verhüten, und bemerkt schließlich, daß er in Kassel Kenntniß davon erhalten habe, daß seine Ernennung zum Vorstande des Innern schon vor der Ankunft der Deputazion in Kassel vorgeschlagen und vom Kurfürsten beabsichtigt gewesen sei. Das letzte möchte ich fast bezweifeln; sollte es aber richtig sein, so war sicher die „Absicht" durch das Vorgehen des hanauer Volksraths wieder beseitigt worden.

Die neuen Zusicherungen und Zugeständnisse wurden wiederum in Form einer „landesherrlichen Verkündigung" und zwar dies Mal unter der Gegenzeichnung v. Baumbach's und Morchutt's, bekannt gemacht. Der Erlaß erschien am 11. März, dem Tage der obigen Vorgänge, ward aber, gleich der Verkündigung vom 7. März, erst nachträglich, im April 1848, in das Gesetzblatt aufgenommen. Er enthält wörtlich folgende sieben Punkte:

1) Bei der Besetzung aller Ministerien, soweit diese nicht neuerdings bereits geschehen, werden Wir darauf Bedacht nehmen, Männer, welche das Vertrauen des Volks genießen, dazu zu berufen.

2) Ueber die Bewilligung vollständiger Preßfreiheit haben Wir bereits heute eine Verordnung erlassen.

3) Es wird für alle seit dem Jahre 1830 bis hierhin begangenen politischen Vergehen, insoweit solche nicht durch die Bestimmung in § 126, Abschnitt 4 der Verfassungsurkunde von dem landesherrlichen Begnadigungsrechte ausgenommen sind, vollständige Amnestie bewilligt. Zur Herbeiführung einer gleichen Amnestie auch hinsichtlich der auf den Umsturz der Verfassung u. s. w. gerichteten Unternehmungen soll der dermaligen Ständeversammlung alsbald ein Gesetz vorgelegt werden.

4) Wir gewähren vollständige Religions- und Gewissensfreiheit und deren Ausübung.

5) Alle den Genuß verfassungsmäßiget Rechte, insbesondere des Petizions-, Einigungs- und Versammlungsrechts beschränkenden Beschlüsse wollen Wir hiermit aufheben.

6) Die durch Unsere Verkündigung vom 7. d. M. zugesicherten und in Beziehung auf die Uns vorgetragenen Desiderien weiter erforderlichen Gesetzentwürfe sollen der dermaligen Ständeversammlung vorgelegt werden.

7) Wir werden dahin wirken, daß bei der Bundesversammlung Nazionalvertretung eingeführt werde. —

Die Freude über die neuen Zusagen des Kurfürsten war groß. Auch die Hanauer gaben ihr Genügen zu erkennen, zum Theil durch lautesten Jubel.

Man fühlte sich wie von einer schweren Last befreit; auf offenem Markt wurde ein Dankgottesdienst für die Errettung „aus großer Gefahr“ gehalten, woran

die Bürgergarde und die übrigen Bewaffneten Theil nahmen. Gleich nachher lieferten die Sensenmänner ihre Waffen auf dem Rathhause ab. Die enttäuschten Umsturzmänner zogen sich zurück.

Die Ernennung der neuen Minister stieß noch auf einige Schwierigkeiten. Einstweilen half Morchutt noch aus. Der Mann erfreute sich, obwohl Polizeidirektor, einer gewissen Beliebtheit und glich in den Märztagen durch seinen wohlwollenden Eifer und durch Umgänglichkeit und gute Laune Manches aus. Als alle Welt nach „Preßfreiheit" schrie, auch ein Haufe von Lehrjungen u. s. w., rief er ihnen ernsthaft zu: verlaßt euch drauf, es soll Alles gedruckt werden, was ihr schreibt!

Eberhard beeilte sich, in Kassel einzutreffen und stellte sich ohne Verzug dem Kurfürsten zur Verfügung. Er hat die erste Audienz, 14. März, die eigenthümlich genug gewesen sein muß, lebhaft geschildert.

Das Aufgeben der lebenslänglichen Bürgermeister-Stellung in Hanau, wo sich Eberhard einen segensreichen Berufskreis geschaffen hatte, machte es ihm natürlich zur Pflicht, für gewisse Fälle Bedingungen zu stellen und bestimmte Zusicherungen zu verlangen. Als Eberhard dies vortrug und namentlich eine angemessene Staats-stelle in Kassel oder Hanau in Anspruch nahm, falls er zum Rücktritt vom Ministeramt sich veranlaßt sehen oder sonst entlassen werden sollte, meinte der Kurfürst, von Bedingungen könne nicht mehr die Rede sein, da Eberhard die Ernennung zum Ministerialvorstande mit dem

Titel Regierungsrath schon angenommen habe. Als dies bestritten wurde, berief sich Friedrich Wilhelm wiederholt darauf, daß Eberhard vom Adjutanten ja als „Regierungsrath“ angemeldet worden sei. Eberhard versicherte, er habe den Adjutanten nur einfach um Anmeldung ersucht, ohne von einer Regierungsraths-Eigenschaft zu reden; auch ergebe ja der Augenschein, daß er in der Amtstracht des Oberbürgermeisters erscheine. Allein der Kurfürst wollte das nicht gelten lassen und verwies den Regierungsrath mit seinen Vorschlägen an das Gesammtstaatsministerium.

Eberhard ließ sich von seinen Freunden bereden, darauf einzugehen. Das Staatsministerium trug natürlich auf Gewährung der Bedingungen an; aber der Kurfürst sagte nun förmlich nein und gab zu erkennen, daß er jetzt dem Bürgermeister Wippermann das Ministerium des Innern übertragen werde. Dagegen hatte Eberhard Nichts zu erinnern und schickte sich schon zur Abreise an, als der Kurfürst schließlich doch noch zur Nachgiebigkeit sich verstand.

Eberhard erkannte leicht, was ihm hauptsächlich noth that: er bedurfte vor Allem Arbeitskräfte und zugleich Männer des Vertrauens zur steten Stütze. Begreiflicher Weise trug er auch mir eine Stelle an; allein ich glaubte meine Aufgabe anderswo zu erkennen. Die Presse lag vollständig im Argen oder war ein völliges Nichts. Jetzt kam es darauf an, im weitesten Umfange die öffentliche Meinung zu erkennen, zu gewinnen und zu leiten, und

durch die Oeffentlichkeit schädlichen Einflüssen entgegen=zutreten. Ich konnte Herrn Eberhard zwei vortreffliche Arbeiter, die Regierungsassessoren Wiegand und von Wintzingerode, empfehlen, die denn auch sofort beide her=angezogen wurden. Später kam Dr. R. Harnier hinzu. Allein ich wußte Niemanden, dem die Presse von unserer Richtung mit voller Zuversicht hätte anvertraut werden können. Eberhard erkannte dies an und billigte meine Vorschläge.

Anfangs behalf ich mich mit Flugblättern; am 15. März aber erschien die Probenummer der „Neuen Hessischen Zeitung“ mit meinen Einleitungsworten: „Zum Verständniß.“ Ich hebe einige Stellen daraus hervor:

„In Frankreich ist der Bannerruf „„Freiheit, Gleich=heit und Brüderlichkeit““ erschollen ... „„Freiheit — ein schönes Wort, wer es richtig verstünde,““ sagt Goethe; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — schöne Worte, wenn sie richtig verstanden, wenn sie mit Besonnenheit und dauernder Kraft in lebendige Wirklichkeit übertragen und ausgestattet werden! Sie sind nicht neu und stammen nicht aus profanem Munde: Christus faßt sie in das all=gemeine Gebot der Liebe zusammen. Daß sie aber richtig verstanden, immer heilbringend verwirklicht werden, dahin muß Jeder streben, dazu sollen auch diese Blätter beitragen.

„Die Hessische Zeitung ist zunächst zur Be=sprechung der heimischen Angelegenheiten bestimmt ... allein sie soll darum keine einseitigen Sonderinteressen verfolgen ... Kräftigung im Einzelnen zur Kräftigung

des Ganzen, das sei ihr Streben! Deutschlands Einheit und Würde durch Vertretung des deutschen Volks ihr Ziel! ...

„Unser Blatt wird in allen Richtungen der friedlichen Entwickelung und dem zeitgemäßen Fortschritte auf verfassungsmäßigen Wegen huldigen.

„Dem Gegenstande nach kann Alles besprochen werden, was auf unser neues Staats- und Rechtsleben, auf die öffentliche Wohlfahrt irgend Bezug hat ...

„Wir erklären im Voraus, daß wir in den verschiedenen kommunistischen Lehren keine Wahrheit, wohl aber ein warnendes und nicht genug zu beachtendes Zeichen der Zeit finden. Der Kommunismus kann nie und nirgends auf die Dauer ausführbar werden; dazu würde erforderlich sein, daß die Menschen entweder Engel oder Automaten würden, und keins von beiden kann nach ihrer innersten Natur je eintreten ...

„Die Darstellungsweise sei möglichst einfach und verständlich, die Haltung in jeder Hinsicht eine würdige und edle! Zeigen wir, daß wir die freie Presse zu benutzen wissen, ohne ein Gesetz wider Preßvergehen zu bedürfen! ...

„Was endlich den Ton anlangt, den wir anschlagen wollen, so wird derselbe meist ein ernster, oftmals fast ein trockener sein. Es ist nöthig, daß wir nüchtern sind, weil wir praktisch und besonnen sein wollen und leeren Bombast nicht lieben. Es ist aber auch wünschenswerth, daß wir wieder nicht nüchtern sind,

sondern einer edlen Begeisterung für die Sache des deutschen Volks uns hingeben und die lauteren Strömungen und Hebungen eines religiösen Gemüthslebens und der dichterischen Innigkeit auf uns einwirken lassen, damit wir nicht im Schaffen und Wirken des Verstandes die Wärme des Herzens und die dichterische Verklärung des Lebens einbüßen ...

„Glück auf, mein Volk! bald blühen deine Rechte,
In Stamm und Aesten treibt ein frisches Leben;
Der neue Lenz wird Licht und Sonne geben,
Und mit dem Winter stirbt das Alte, Schlechte.

Gesetz und Recht! Zu Boden, feile Knechte!
Die Throne zittern und die Herzen beben;
Es braust der Kampf, es gilt ein köstlich Streben,
Drum sehe Jeder, wo er steh' und fechte!

Der Kampfplatz ist die weite deutsche Erde,
Der Preis das freie Vaterland, das eine;
Frisch auf, ihr Streiter, laßt die stillen Herde!

Hoch in den Lüften weht im Frührothscheine
Das Banner längst, daß es die Kämpfer eine;
Frisch auf, mein Volk, daß Sieg und Frieden werde!"

In einem der Flugblätter (7. März) hatte ich auch an den §. 10 der Verfassungsurkunde erinnert, der die Person der Landesfürsten für „heilig und unverletzlich" erklärte. Ich erläuterte dies mit einigen Worten: „Der Fürst kann hiernach kein Unrecht thun; er hat kein Unrecht gethan und wird keins thun; das darf nicht

vergessen werden! Wir haben es nur mit den verantwortlichen Ministern zu thun."

Dem Kurfürsten gefiel das so wohl, daß er ein Mal über das andere erklärt haben soll: „vernünftigster Mann im Lande!"

Auch an der Neuen Hessischen Zeitung hatte er Anfangs viel Gefallen. Eberhard erzählte mir lachend: „er hat sie fortwährend in der Tasche und beruft sich jeden Augenblick darauf." Nach und nach aber verlor sich diese Zufriedenheit. Als er einmal die Ständeversammlung zu Tisch geladen hatte und ich von der Fürstin Hanau viel Artiges zu hören bekam, sagte mir auch der Kurfürst Etwas: „äh! — gut, äh! — aber, äh, zu viel Häcksel!"... Er wollte vermuthlich sagen, zu viel Häkelei oder dergleichen. Ich ging aber auf das Häcksel ein und bemerkte, daß, wenn Se. königliche Hoheit einmal in meiner Häckselkammer all das Häcksel sähe, was nicht in die Zeitung komme, so würde er eben so erstaunt wie zufrieden sein, worauf der Kurfürst und sein erster Minister förmlich um die Wette lachten, wie denn Eberhard überhaupt gar oft und selbst mitten in schweren Sorgen auf die herzlichste und launigste Weise zu lachen und zu belachen vermochte.

Das neue Blatt erschien Anfangs nur zwei Mal wöchentlich, dann täglich, dann vergrößert, dann zwei Mal täglich. Dabei wurde ein kleines in Marburg gegründetes Blatt und später auch die alte Kassel'sche Zeitung durch Ankauf damit vereinigt. In beiden Fällen

wurden auch die betreffenden Redaktöre für die Neue Hessische Zeitung gewonnen: in Dr. Adam Pfaff eine junge rüstige Kraft von außerordentlicher Begabung; in Dr. Pinhas ein bewährter Arbeiter und unterrichteter Beobachter, der sich nach Möglichkeit in die neuen Verhältnisse zu schicken suchte.

Bei alle dem hatte die neue Zeitung, die vollkommen unabhängig war und bleiben sollte, einen sehr schwierigen Stand. Erst in den nächsten Jahren würde sie sich finanziell gefestigt haben. So aber hatte ich, als sie beim Einrücken der Bundesexekuzion, im Dezember 1850, eingehen mußte, abgesehen von meiner eigenen Arbeit, einen Baarverlust von mehreren tausend Thalern.

Ganz unrichtig ist es, wenn nachgehends, z. B. in der „Gegenwart," Leipzig bei Brockhaus, 1851, Bd. 6, S. 561, wie ich erst später erfahren habe, die Sache so dargestellt worden ist, als habe sich das Blatt „nur durch die Unterstützung des zu diesem Zwecke im Jahr 1849 gegründeten Preßvereins zu erhalten vermocht." Der Preßverein hat so gut wie gar Nichts für die Zeitung gethan. Auch die um jene Zeit erfolgte Erklärung des Blatts zum Parteiorgan hat ihm keine nennenswerthen materiellen Vortheile gebracht, sondern nur störende Einmischungen. Selbst die Zusagen regelmäßiger Beiträge von bestimmten Parteigenossen wurden keine vierzehn Tage gehalten. Die einzige Hülfe von einiger Erheblichkeit, welche der Zeitung zu Theil wurde, bestand darin, daß die Regierung gegen er-

mäßigte Einrückungsgebühren eine Reihe von Gesetzentwürfen darin bekannt machte. Der Rest dieser Gebühren von etwa 80 Thalern ist mir aber, nach Eberhard's Rücktritt, niemals bezahlt worden.

Meine Arbeit an der Zeitung war nicht gering. Anfangs stand ich ziemlich allein. Dann kamen Beiträge, die oft mehr Arbeit, als Beihülfe brachten, ganz abgesehen von den tausendfachen beiläufigen Plagen, denen ein Redaktör ausgesetzt ist. Erst mit Dr. Pfaff erhielt ich eine tüchtige Hülfe.

Pfaff war eben im Begriff, die Universitätsstudien, zu denen er erst spät gelangt war, zu beenden, als der Umschwung der Dinge eintrat und ihn, wie fast die gesammte Jugend, aufs lebendigste ergriff. Er hatte keinen eigentlichen Gymnasialunterricht genossen; Privatunterweisung und Selbststudium, namentlich unausgesetztes Lesen, hatten ihn jedoch befähigt, die vorgeschriebene Prüfung der Reife aufs beste zu bestehen. Insbesondere war seine Fertigkeit im Lesen und Verstehen der griechischen und lateinischen Klassiker staunenerregend hervorgetreten. Kein Wunder also, wenn er auch als Student und in späteren Lebensverhältnissen sich auszeichnete und Ungewöhnliches leistete.

Zwar fehlte es ihm damals noch, obwohl er schon hoch in den Zwanzigen war, an umfassender Erfahrung; auch hätten einige Aussprüche von Marburg her mir leicht Bedenken erregen können; allein ich wagte es mit dem frischen jungen Manne und hatte mich dessen gar bald

zu erfreuen. Sein gesunder Sinn und das Gebaren der kasseler Demagogie waren gleich wirksam für die rasche und erfreuliche Entfaltung seiner Anschauungsweise und Lebensrichtung. Wir verstanden und verständigten uns schnell und leicht. Seine gewandte, hurtige Feder und eine jederzeit schlagfertige Beredsamkeit erwarben ihm bald ein gegründetes Ansehen. Er war ein tapferer und fröhlicher Mitstreiter und blieb mir in guten und bösen Tagen trotz guter und böser Ohrenbläser ein treuer Genoß.

Zu Anfang 1851 entwichen wir mitsammen vor den Straf-Baiern und Quäl-Oesterreichern nach Braunschweig; im Herbst 1854 trafen wir wieder in Brüssel zu einander. Dann ward er Gymnasial-Professor in Schaffhausen. 1859 sprach er auf meinen Ruf in Frankfurt für die Gründung des Nazionalvereins; und seitdem hat er manch warmes Wort und manch treffliche Schrift mit deutschem Herzen ausgehen lassen. Vergebens aber habe ich bis jetzt auf seine Zurückberufung in die Heimath gehofft. Und doch wäre er wie kaum ein Anderer geeignet, die seit zwanzig Jahren unterbrochene Hessische Geschichte von Rommel fortzusetzen. Aber freilich, in Berlin hat man neben vielen andern Begabungen, auch das Geschick, Manches zu übersehen und zu überhören.

Für das Unterhaltungsblatt, welches Sonntags gegeben wurde, empfing ich von den alten Freunden Dingelstedt und H. König, welcher letzterer auch in der Ständeversammlung saß, anziehende Bei-

träge. Jener gab Abschnitte aus einem in Hessen spielenden Roman; dieser schrieb kleine Lebensbilder, die er theilweise in der Schilderung seiner Jugendzeit, 1852, benutzt hat, deren Fortsetzung aber leider unbeendet geblieben, obwohl König erst am 23. September 1869 in Wiesbaden starb.

Die Theaterberichte und Kunstbeurtheilungen für das Unterhaltungsblatt mußte ich meist selbst übernehmen, da es unmöglich war, einen besondern Berichterstatter zu gewinnen, der den Anforderungen aller Theile genügt hätte. So schrieb ich im Frühjahr 1850 sehr eingehende Beurtheilungen über die Darstellungen von Goethe's Faust, Shakespeare's Othello, Schiller's Jungfrau von Orleans ꝛc. Ich hatte dabei die Genugthuung, daß die betreffenden Künstler, z. B. Kaibel als Mephistopheles, sich offen und dankend für überzeugt erklärten und ihr Spiel darnach änderten.

Von jüngeren Kräften nenne ich besonders Julius Rodenberg, der im Unterhaltungsblatte wohl zum ersten Male seine Schwingen regte. Er war noch Gymnasiast in Rinteln und sandte ein Gedicht auf Robert Blum, das zwar über den politischen Standpunkt der Zeitung hinausflog, aber doch mit einer kleinen Verwahrung anerkennend zum Abdruck gebracht wurde.

Auch ein besonderes juristisches Beiblatt unter dem aufgefrischten Namen „Rechtsfreund" wurde geraume Zeit hinzugefügt, ohne jedoch den von Vielen

erwarteten Erfolg zu haben. Ich selbst lieferte, an Früheres anknüpfend, einige Erörterungen; Leiter war mein Bruder.

Zwei Tage vor dem Erscheinen der Neuen Hessischen Zeitung trat die Ständeversammlung wieder zusammen. Ich schilderte daher in der ersten Nummer das „neue Antlitz" dieser alten, noch unter ganz andern Verhältnissen gewählten und erst am 22. Februar vertagten Versammlung mit einigen Worten, die sofort Zeugniß dafür ablegten, in welchem Geiste ich die öffentlichen Verhältnisse zu behandeln gedachte.

In den ersten Tagen der Aufregung war es fast der allgemeine Ruf, daß die „servile Ständeversammlung" aufgelöst werden müsse; ja die radikalsten Schreier verlangten sogar eine konstituirende Versammlung. Ich meinerseits erklärte mich entschieden gegen beides, obwohl ich bei einer Neuwahl alle Aussicht hatte, selbst gewählt zu werden. Ich machte auf den großen Zeitverlust aufmerksam und hob die Wichtigkeit des Umstandes hervor, daß gerade die in den ruhigsten Tagen gewählten Männer uns die neuen Gesetze beschließen müßten, davon ausgehend, daß die ärgsten Reakzionäre bald genug verschwinden würden.

Und so geschah's auch. Die Herren v. Dehn-Rotfelser und v. Buttler I. legten ihre Mandate freiwillig nieder; Andere wurden zum Rücktritt aufgefordert; die Vorsitzenden traten zurück und gaben Neuwahlen anheim;

die früher Beanstandeten, namentlich Wippermann, traten ein, kurz: „es war heitere Sonne innerhalb und außerhalb der Versammlung, und nur auf einzelnen Gesichtern lag ein trüber Schatten und eine Röthe, die nicht weiter zu deuten, die aber in das allgemeine Morgenroth des Tages reuevoll und verheißungsvoll übergehen wird and muß."

Beim Eintritt Wippermann's erscholl von allen Sitzen ein brausender Jubelruf, obwohl derartige Kundgebungen nach der Geschäftsordnung unzulässig waren.

Die Sitzung begann mit der Verlesung des Protokolls der letzten Sitzung vom 22. Februar. „Sonderbarer Wechsel! Wie klangen diese Reden und Abstimmungen, diese Kämpfe und Angriffe, diese übermüthigen und höhnenden, diese ergrimmten und verbissenen Persönlichkeiten in die frische Luft der neuen Zeit hinein! Man hätte glauben mögen, es läge ein Jahrhundert zwischen dem 22. Februar und dem 13. März, so ganz unglaublich und unerhört kamen Einem manche Dinge vor."

Ende März und Anfangs April war ich in Frankfurt, am sog. Vorparlament Theil nehmend. Ich habe die Eindrücke, welche diese revolutionärste aller deutschen Versammlungen auf mich hervorbrachte, dieser Versammlung, welche den „durchlauchtigsten" Bundestag ausgesprochenermaßen als ihren „Briefträger" betrachtete und benutzte, in der Neuen Hessischen Zeitung geschildert, und hebe hier Einiges davon hervor:

„Die heiterste Frühlingssonne geleitete uns gen Marburg, der klarste Lenzmorgen blühte im Osten empor, als wir der alten Kaiserstadt uns näherten. Ob diese glühende Röthe den Rosenhauch einer morgenfrischen Zukunft Deutschlands bedeutete? oder den blutigen Schein gewaltsamer Umstürzung und vernichtender Rohheit?

Sonderbar! Wie viel Jahre lang hatten wir einem Ereignisse entgegengeharrt, das aus dem entwürdigendsten Zustande, aus der drückendsten Knechtung, aus der härtesten Schmach erretten sollte, und nun der Augenblick da war, erschrack man fast vor der gewaltigen Größe der Erscheinung, vor der Göttlichkeit des enthüllten Antlitzes. Oder war es ein Schauder vor dämonischen Mächten und Gestalten?...

Frankfurt war festlich geschmückt, so festlich und prangend wie nie zuvor. Tausende von schwarz-roth-goldenen Fahnen wehten von den Thürmen, von den Giebeln, aus den Fenstern; auch nicht das kleinste und ärmlichste Haus entbehrte des Schmucks der deutschen Farben in Fähnlein und Rosetten, in Bändern und Schleifen. Ganze Tannenwälder müssen ausgebeutet worden sein: so viel Zweige waren zu Kränzen, Gewinden und Verzierungen aller Art verwendet worden. Aber bei allem Schmuck, bei allen Festgrüßen fehlte dennoch die heitere Freude. Über Frankfurt schwebte ein ängstliches Bangen. Nicht der Jubel der Herzen allein, auch Sorge und Furcht hatten die Fahnen ausgehängt,

und Tausende mochten bei den rothen und schwarzen Farben, die in allen Straßen flatterten, sich des Gedankens an Blut und Trauer nicht erwehren können. „Schwarz ist das Pulver, roth ist das Blut," sang ja Freiligrath, und wenn auch viele Andere, wie Venedey, sich schöner und menschlicher die Farben dahin deuteten: „aus finsterer Vergangenheit durch die Morgenröthe der Gegenwart zur goldenen Zukunft," so blieben doch bei den erregten Leidenschaften die blutigsten Auftritte und die schwärzesten, beklagenswerthesten Anschläge und Ereignisse möglich. Ich will nicht sagen, daß die Führer der republikanischen Partei, die stärker, als ich dachte, vertreten waren, geradezu die Absicht gehabt hätten, Gewaltschritte zu thun; allein wer bürgt für Zufälle und Unbesonnenheiten? und wer lenkt den Ausgang, wenn der Anfang begonnen?...

Tagtäglich kamen ganze Züge von Turnern und sonstigen Anhängern der Republik an — lauter handfeste Leute und entschlossene Gesichter...

Am 30. März war eine große Versammlung im Weidenbusch, woran die meisten Abgeordneten Theil nahmen. Zahlreiche Reden wurden gehalten — wohl 20 bis 30 — worin sich die verschiedenartigsten Ansichten kund gaben. Doch drehte sich der Hauptinhalt fast überall um die Frage: Republik oder konstituzionelle Monarchie? ...

Für die Republik sprachen besonders Struve und Hecker. Fürsten und Bundestag wurden mit Titeln und

Bezeichnungen belegt, wie solche sicher in Frankfurt noch niemals öffentlich gehört worden waren. Und selten kam eine Kraftwendung zu Tage, ohne daß sie, wenigstens von einer Seite, mit dem rauschendsten Beifalle aufgenommen wurde . . .

Daß die republikanischen Ideen täglich mehr Raum gewannen, war sehr begreiflich. Sie würden noch reißender um sich gegriffen haben, wenn dies nicht durch die fanatische Ueberstürzung, womit die Hauptwortführer zu Werke gingen, verhindert worden wäre. So forderte Struve allgemeine Freiheit und Gleichheit, allgemeinen Wohlstand und allgemeine Bildung, und als er nach den Mitteln der Verwirklichung gefragt wurde, führte er unter andern an: „Aufhebung des stehenden Heers von Soldaten, Aufhebung des stehenden Heers von Beamten und Aufhebung des stehenden Heers von Steuern. . ."

Abends erhielten Struve und Hecker einen endlosen Fackelzug, und dabei fielen von unten und oben Reden, die klar aussprachen, was man wollte. „Alle Quacksalbereien," donnerte Hecker, „womit man dem nichtswürdigen, verrotteten und verfaulten Königthume mit allen seinen Anhängseln von Adel, Beamten und Schranzen aufhelfen will, können zu Nichts führen, es muß eine gründliche Auskehrung all des Unflaths Statt finden." Ein vieltausendstimmiges Bravo und Hoch folgte diesem Satze . . .

Am 31. März fand die erste Sitzung des Vor-

parlaments Statt. Sie gewährte ein wahrhaft trostloses Bild.

Die Vorverhandlungen wurden vom Bürgermeister Schmidt aus Bremen, als Alterspräsidenten, eingeleitet. Derselbe schlug den hessen-darmstädtischen Minister Freiherrn Heinrich von Gagern zum Vorsitzenden vor, einen Mann, der einer solchen Stelle in vollster Bedeutung des Worts gewachsen gewesen wäre... Aber er war seit einigen Wochen — Minister. Sein eigener Vetter erklärte sich gegen die Präsidentschaft, und damit war der erste Schritt zur Herbeiführung der kläglichsten Wirrnisse geschehen.

„Mittermaier" rief eine Stimme, Mittermaier schallte es von allen Seiten wieder, und Mittermaier wurde Präsident, Mittermaier der gelehrte, artige, beredte, liberale, allein viel zu alte, zu schwache, zu nachgiebige, zu gefällige, zu unentschiedene und zu unklare Mann. Dahlmann wurde erster Vizepräsident, allein der Mann schien kein lautes Wort reden zu können; von Itzstein wurde zweiter Vizepräsident, allein er war alt und kraftlos; Jordan, der kränkliche, wurde dritter, Robert Blum vierter Stellvertreter. Und das war noch ein Glück; denn ohne ihn wäre die ganze Versammlung wahrscheinlich mehr als ein Mal in tollster und vollster Wirrniß auseinandergegangen.

Robert Blum war eine der interessantesten Erscheinungen in der ganzen Versammlung, eine kleine, untersetzte Gestalt, von wenig einnehmendem Aeußern; aber

mit starker, volltönender Stimme und bewunderns-würdiger Redegabe. In seiner Jugend trug er Theater-zettel umher, und noch im Sommer zuvor hatte ich ihn als Billetverkäufer an der Theaterkasse zu Leipzig ge-sehen. Jetzt zählte er zu den einflußreichsten und be-deutsamsten Männern in Deutschland.

Es war ein herrliches, erhebendes Gefühl, als wir zu drei und drei, zwischen Bürgermilitär und grüßender Volksmenge, unter Glockengeläute und Geschützdonner, vom Römer der geschmückten Paulskirche zuschritten, und gar manches Auge schwamm in hellen Thränen... Die Stelle des Altars war zum erhöhten Präsidentensitze verwendet. Davor, zu beiden Seiten der Rednerbühne, saßen die Schriftführer. Den Mittelraum der Kirche nahmen die Abgeordneten ein; wir Hessen hatten in der rechten Mitte, unmittelbar vor der Rednerbühne, unsere Plätze gefunden. Hoch oben über dem Präsidentensitze schwebte eine Germania mit der dreifarbigen Nazional-fahne in der Linken und mit Schwert und Palmzweig in der Rechten. Daneben rechts die Verse:

Des Vaterlands Größe,
Des Vaterlands Glück,
O schafft sie, o bringt sie
Dem Volke zurück!

Und links:

O rolle hin, du Opferbrand,
Hin über Land und Meer
Und schling ein einig Liebesband
Um alle Völker her!

Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einer trefflichen Rede. Aber wie unendlich weit stand er im Uebrigen hinter unserm unvergeßlichen Schomburg zurück! Wie wußte der das Verworrenste zu ordnen, das Weitläufigste zusammen zu drängen, das Dunkelste aufzuhellen, das Widersprechendste einzureihen, die Aufgeregtesten in würdevoller Ruhe zu lenken! Von alle dem bei Mittermaier keine Spur ...

Als erster Antragsteller kam von Struve für sich und seine „Gesinnungsgenossen" mit den Sätzen: 1) Aufhebung der stehenden Heere von Soldaten; 2) Aufhebung der stehenden Heere von Beamten ... 3) Abschaffung der stehenden Heere von Abgaben ꝛc.

Dann erhoben sich die wildesten, wüstesten Verhandlungen ...

Am 2. April entfernte sich sogar ein Theil der republikanischen Partei, vierundsechszig an der Zahl, aus der Sitzung, weil die übergroße Mehrheit sich gegen sie entschieden hatte — ein sprechendes Zeichen, was auf die im Munde geführte Einigkeit und Einheit Deutschlands zu geben ist, wenn es sich um Selbstbesiegung und Unterordnung handelt ...

Doch brachte es die Vermittlung Blum's und die gewaltige siegende Beredsamkeit v. Gagern's noch zu leidlichen Ergebnissen; namentlich wurde die von den Radikalen erstrebte „Permanenz der Versammlung" in die Niedersetzung eines bis zum Zusammentritt der künftigen Nazionalversammlung „permanenten Aus-

schusses von fünfzig Mitgliedern" umgewandelt und dieser beauftragt, mit der Bundesversammlung und den zugeordneten Vertrauensmännern in Verbindung zu treten und ihnen mit Rathschlägen an die Hand zu gehen, auch im Fall einer Gefahr die jetzige Versammlung sofort wieder zusammen zu berufen. Die „äußerste Linke" verlangte Abstimmung durch Namensaufruf, brachte es aber dies Mal nur zu einer Minderheit von 143 gegen 368 Stimmen." —

Im Ganzen blieben meine fröhlichen Hoffnungen von den schwersten Bedenken begleitet. Wo war die schöpferische Kraft, die in dieses grauenvolle Gewirre von Einseitigkeit, Dünkel, Eitelkeit, Selbstsucht, Unverstand und wüstem Sinn, neben Gelehrsamkeit, Ueberschwänglichkeit, Schwärmerei und Prinzipienreiterei u. s. w. hätte Klarheit, Maß und Ordnung bringen können? Heinrich v. Gagern schien eine solche Persönlichkeit zu sein, soweit die Rede ausreichte; aber mit Worten war's nicht gethan; nur der eisernen Faust eines Gebieters an der Spitze eines Parlamentsheers, der die erste Grundverfassung in eben so viel Tagen vorgeschrieben hätte, als man Monate gebrauchte, um sie zu berathen, wäre es möglich gewesen, die Einheit auf den Trümmern eines der Großstaaten, wenn nicht beider, zu Stande zu bringen. Aber wo war ein solcher Riesengeist?

Mancher schien an Friedr. v. Gagern zu denken. Allein sicher hätte er nach seinen Schriften und seinem Le-

ben den Erwartungen nicht entsprochen. Er fiel — eins der ersten Opfer der Revoluzion — vielleicht zu seinem Glücke. Wenigstens wurde ihm mancher Kummer erspart, namentlich auch der, seinen Bruder so beklagenswerth straucheln und fallen zu sehen; wie es nachgehends geschehen ist. Ich werde darauf noch später zurückkommen, da ich zufällig persönlich von dem traurigen Ansichtenwechsel des berühmten und hochverdienten Mannes, wenn auch nur durch einen Brief an mich, berührt wurde.

Die Stellung und die Aufgaben des Ministeriums Eberhard waren nicht leicht. Zwar gelang es, alle einzelne Ministerien mit gleichgesinnten oder gleichgestimmten Männern zu besetzen: die Finanzen erhielt Schwedes, bald darauf Wippermann, das Äußere v. Meyer, dann W. v. Schenck, das Kriegswesen Oberst Weiß, später d'Orville; allein der Kurfürst wußte sich nur langsam und widerwillig in die neue Lage der Dinge zu finden und ist sicher niemals aufrichtig entschlossen gewesen, von einer Rückkehr zum Alten entschieden Abstand zu nehmen. Schon nach wenigen Wochen stießen die Minister auf ernstes Widerstreben, ja mitunter auf so beharrlichen Widerstand, daß mit Entlassungsgesuchen vorgegangen werden mußte. Dabei waren auch die Wühlereien und Maßlosigkeiten der radikalen und revoluzionären Theile der Bevölkerung und mehr noch der auswärtigen Hetzer wenig geeignet, eine ruhige und umsichtige Beseitigung der vielen Mißstände, welche sich seit

Jahren gehäuft hatten, zu fördern. Nur durch das große Vertrauen und die bereitwillige Stütze, welche das Ministerium bei der großen Mehrheit des Volks, namentlich bei der Bürgerschaft Kassels fand, wurde es möglich, mit geringfügigen Ausnahmen, Gesetzwidrigkeiten und Aufstände zu verhüten, wie solche fast in ganz Deutschland an der Tagesordnung waren, und eine Fülle von Verbesserungen und neuen Einrichtungen verfassungsmäßig zu Stande zu bringen.

Gleich in den ersten Wochen ereignete sich ein Vorgang, der leicht verhängnißvoll hätte werden können.

Ich wohnte damals am Meßplatze, auf dessen Laternenpfähle mitunter in den Droh- und Schmähbriefen angespielt ward, die mir nachgehends von Zeit zu Zeit zugingen. Eines Abends, am 9. April, wurde ich durch einen ungewöhnlichen Lärm aufgeschreckt; ich öffnete das Fenster und sah und hörte nun auf der gegenüberliegenden Königsstraße ein entsetzliches Gewirre und Geschrei, konnte aber nichts Genaueres unterscheiden, als daß heftige Hiebe geführt wurden und dabei mehrere Male Funken aus dem Straßenpflaster aufsprühten. Als ich hinab eilte, vernahm ich die wüthenden Rufe: es wird eingehauen, die Garde-dü-Korps haut ein!

Mir gegenüber wohnte ein mißliebiger Offizier, dem eine Katzenmusik zugedacht war. Ein anderer Volkshaufe hatte den Minister Eberhard mit einem Hoch bedacht. Beide Züge waren zusammengerathen, und dazwischen hieben eine Anzahl Garde-dü-Korps mit ihren Pallaschen

dergestalt ein, daß mehrere Personen erheblich verwundet wurden, und bald ein ungeheures Wuth- und Rachegeschrei die Stadt durchtobte. Eberhard ward benachrichtigt und eilte zum Kurfürsten, Volkshaufen umringten das Schloß, das Zeughaus ward gestürmt, die Garde-dü-Korps-Kaserne bedroht 2c.

Man ging fast allgemein davon aus, daß der Kurfürst oder seine Umgebung dem Vorfalle nicht fremd sei; allein die spätere Untersuchung hat ergeben, daß diese Annahme in der That ungegründet war. Auch der Kommandör der Garde-dü-Korps soll völlig unbetheiligt gewesen sein. Man hatte geglaubt, daß diesem eine Katzenmusik gebracht werden solle. Ein Theil der Mannschaft war darüber erbittert, hatte sich in Stalljacken zwischen den Meßbuden 2c. versteckt und war dann, wie bemerkt, auf die Volkshaufen eingedrungen.

Die Minister hielten die Entfernung der Garde-dü-Korps für geboten, um weiteres Unglück zu verhüten. Die Truppe stand noch von dem berüchtigt gewordenen, durch polizeiliche Verlesung der Aufruhrverordnung herbeigeführten „Einhauen" vom 7. Dezember 1831 bei den Bürgern in beargwöhnendem Andenken, und das Verlangen der Minister hatte leider Grund genug. Nach einigem Widerstreben ertheilte der Kurfürst den Befehl des Ausrückens, und die stolze Truppe zog mitten in der Nacht durch ein Hinterthor davon, während an der Vorderseite sich Eberhard, die Menge zurückwehrend, aufgestellt hatte und dann noch einen Nachzügler per-

sönlich vor das alte Wilhelmshöher Thor geleitete. Die Kaserne ward vom Volk besetzt.

Am Morgen sprach der Kurfürst die Auflösung seines Lieblings=Reiterkorps aus, dessen fluchtgleiches Fortsprengen fast einen erschütternden Eindruck auf mich hervorgebracht hatte.

Aber auch einen lächerlichen Wortheldenauftritt hatte ich in der schauervollen Nacht erlebt. Als das unbeschreiblichste Wuthgeheul die Straßen erfüllte, stand einer der Hauptwortführer ruhiger Tage mit seinem Bürgergardengewehr vor der Hausthür und schrie und fluchte nicht minder als die Andern. Allein während die Wildesten fortstürmten, kam er nicht vom Fleck; bald in's Haus, bald in's Freie tretend, stieß er die furchtbarsten Verwünschungen aus und schwang in drohendster Weise sein Gewehr. Verwundert sah und hörte ich das eine Weile mit an. Als ich ihm dann näher trat, verstärkten sich seine Wuthausbrüche noch. Aber, Herr N., sagte ich, warum ziehen Sie nicht mit nach der Kaserne? O, lieber Herr, erwiderte er, o Herr, das darf ich nicht! Meine Frau hat ganz Recht. „Heinrich, sagt sie, Heinrich, du bleibst hier! du richtest sonst ein Unglück an."

Große Schaaren, welche sich in der Nacht im Zeughause und anderswo bewaffnet hatten, standen Morgens in der Friedrich=Wilhelmsstraße, dem jetzigen Ständeplatze, in langen Reihen aufmarschirt und gewährten den allerwunderlichsten Anblick. Die kühnste Einbildungskraft wäre nicht im Stande, ein ähnliches Gemisch von Be=

kleidung und Bewaffnung sich vorzustellen. Wer nichts Besseres zu erwischen vermocht hatte, trug wenigstens eine Stange, ein Werkzeug, einen Stock ... Aber fast Allen sah man die Erregtheit und Entschlossenheit an; ihnen hätte es an Muth nicht gefehlt. Auch eine gewisse Ordnung und Unterordnung unter mehrere Führer hatte sich in aller Hast und in allem Wirrwarr des nächtlichen Auftritts gebildet.

Man schuf eine besondere Schutzwehr daraus, die geraume Zeit als eine öffentliche militärische Einrichtung bestand, bis sie später in einem günstigen Augenblicke aufgelöst wurde und die Waffen abzugeben hatte.

Ich gehörte frühzeitig zu Denjenigen, die, wenn sie auch mit allem Eifer die Augen auf Frankfurt gerichtet hielten, doch der Meinung waren, daß man in den Einzelstaaten die Hände nicht in den Schoß legen dürfe, sondern so rasch als nur irgend möglich Alles gesetzlich zu regeln habe. Nirgends ward wohl dieser Grundsatz eifriger befolgt als bei uns in Kurhessen. In kurzer Zeit und zwar noch mit der alten Ständeversammlung wurden ganze Reihen der wichtigsten Gesetze zu Stande gebracht, z. B. über die Presse, das Vereinswesen, die Religionsverhältnisse, die bürgerliche Ehe, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, die Aufhebung der Lehen und der meierstättischen Verhältnisse, die Beseitigung der Jagdgerechtsame auf fremdem Grund und Boden, die Ausdehnung der Selbstverwaltung 2c. 2c.

Im Ganzen zählte der Landtagsabschied vom 31. Oktober 1848 fünfzig neue Gesetze auf.

Vor allen Dingen ward ein Mitwirkungsrecht der Volksvertretung bei der Besetzung des Oberappellazionsgerichts, das zugleich Staatsgerichtshof war, gesetzlich festgesetzt. Auch wurde der Versuch gemacht, die Zusammensetzung der Ständeversammlung unter Beseitigung der bevorrechteten Stände der Ritterschaft, der vormaligen Reichsunmittelbaren 2c. anderweit zu regeln und das Wahlrecht zu erweitern und zu vereinfachen. Das konnte aber nur durch Verfassungsänderungen erreicht werden, und dazu war entweder Stimmeneinhelligkeit oder eine Mehrheit von Dreivierteln auf zwei nach einander folgenden Landtagen erforderlich.

Für einige Bestimmungen ward wirklich Einstimmigkeit erreicht. Das Hauptgesetz über diesen Gegenstand aber kam nur mit einer Mehrheit von Dreivierteln, wie man wußte, gegen die Stimmen der meisten Ritter, zu Stande, mußte also auf dem nächsten Landtage nochmals zur Abstimmung kommen und wurde dann, als auch hier nach monatelangem Streit und Schwanken wieder genau eine Dreiviertelsmehrheit, dies Mal gegen die Stimmen der radikalen Minderheit, sich ergab, am 5. April 1849 als neues „Wahl-"Gesetz verkündigt.

Man kann nicht sagen, daß bei diesen Gesetzen überall das Richtige getroffen worden sei. Die Einführung der obligatorischen bürgerlichen Ehe unter den da-

maligen Umständen und Anschauungen war sogar ein entschiedener Mißgriff, der nachmals Herrn Hassenpflug, der das Gesetz durch eine verfassungswidrige Verordnung aufhob, sehr zu Statten kam; denn für die paar hundert Deutschkatholiken und Freigemeindler wäre die „fakultative Zivilehe“ vollauf genügend gewesen, und der neuerdings durch den Ultramontanismus gegebene zwingende Grund bestand damals nicht.

Auch hinsichtlich des Oberappellazionsgerichts ging man in ärgerlicher Erinnerung an die hassenpflug'sche Besetzungsweise etwas zu weit. Allein im Ganzen wurden doch in wenigen Monaten eine Fülle der segensreichsten Bestimmungen eingeheimst, während man sich in Frankfurt in unfruchtbarer und zeitvergeudender Weise über die „deutschen Grundrechte“ zankte.

Der meiste Streit wurde durch die Wahlgesetzvorlagen hervorgerufen. Während manche Ritter und Standesherren zu weitgehenden Zugeständnissen bereit waren, konnte der äußerste Fortschritt nicht genug bekommen und hätte fast alle Bemühungen der Gemäßigten vereitelt. Die verfassungsmäßigen Mehrheiten wurden nur nach knappster Berechnung erreicht; ja es blieben selbst Bedenken, die, wenn auch ungegründet, doch noch zu Anfang der sechziger Jahre von den Widersachern des Wahlgesetzes mit Geschick geltend gemacht worden sind. Und doch läßt sich, auch noch jetzt, eine bessere Art der Vertretung des Landes nicht erzielen, als damals erreicht wurde.

Vermuthlich wäre das Gesetz trotz aller Anstrengung schließlich gescheitert, wenn nicht ein paar Schwankende noch dadurch für die Annahme gewonnen worden wären, daß man ihnen die Unmöglichkeit, auf verfassungsmäßigem Wege etwas Anderes zu Stande zu bringen, ziemlich klar vor die Augen brachte. Auf Vorschlag Nebelthau's, wenn ich nicht irre, wurde nämlich versucht, eine Klärung und Näherung der Ansichten dadurch herbeizuführen, daß in vertraulichen Scheinsitzungen alle gehegten Meinungen und Vorschläge entwickelt, aufgestellt und zur Abstimmung gebracht wurden, gleichsam als habe es sich im Ernst um eine ganz freie Lösung der Frage gehandelt. Und da ergab sich denn, daß von allen Anträgen auch nicht ein einziger nur annährend eine genügende Mehrheit fand.

Am lautesten und hitzigsten wurde über das allgemeine Wahlrecht gestritten. Auch in Hessen, namentlich in Kassel, fehlte es damals nicht an Schwärmern und Wortheldens, welche die allgemeine „Gleichheit" und Freiheit unaufhörlich im Munde führten und aufs äußerste auszubeuten trachteten. Allgemeines, direktes, geheimes, unbeschränktes Wahlrecht für alle Volljährigen, war das Feldgeschrei. Dabei berief man sich auf die verkündigten deutschen Grundrechte, und der Abgeordnete Bayrhoffer stellte am 5. Januar 1849 geradezu den Antrag, ein Wahlgesetz nunmehr nach einfacher Stimmenmehrheit zu beschließen.

Wie ich damals in innerster Seele zu solchen Be-

strebungen stand, ersehe ich aus einem Blatte, das sich noch in meiner Schreibmappe findet und hier theilweise Platz finden mag.

„Nichts kann gefährlicher sein, als die mißverstandene „„Gleichheit."" Die Menschen sind nicht gleich, sondern sie sind und bleiben ihrem innersten Wesen nach stets ungleich, ungleich an Fähigkeiten, Anlagen, Neigungen, Bestrebungen und erreichbaren Zielen. In der ganzen Welt gibt es nicht zwei gleiche Bäume, Halme, Laubblätter — wie könnten die Menschen gleich sein? Die größte Mannigfaltigkeit ist Bedingung und Folge, ist das Wesen aller Entwickelung ... Alle Theorien und Systeme, welche von der Gleichheit der Menschen ihre Grundlage hernehmen, sind falsch und in der Anwendung verderblich, sofern diese weiter geht, als Mißbräuchen, nämlich den Hemmungen freier Entfaltung rc., entgegenzuwirken. Freies Leben, freies Streben, ohne Beeinträchtigung Anderer! Ringen nach dem Besten und Höchsten, wie eines Jeden Eigenthümlichkeit es begehrt und bedingt! Aber stets in der Ueberzeugung und in dem freudigen Bewußtsein, daß Ungleichheit keine Ungerechtigkeit, sondern der nothwendige Ausfluß des weisesten Weltgedankens ist. Ringen und Streben — mit Freudigkeit beim Erlangen, mit Selbstbescheidung beim Versagtsein, voll Zufriedenheit im Innern, ohne Neid gegen Andere, voll Glauben und Vertrauen zu Gott! ... Mißgunst und Selbstsucht ist das größte Unglück unserer Tage." —

Hinsichtlich der Wahlgesetzfragen insbesondere heißt es: „Jedes Wahlgesetz, das auf Gleichheit und Gleichstellung nach Zahlen abzielt, ist seiner Grundlage nach unrichtig, während andere nur mehr oder weniger mangelhaft sind und wegen des steten Flusses der Menschenentwickelung nothwendig mangelhaft bleiben müssen. Nur nach dem Bessern kann jeweilig gestrebt werden; das Schlechthin-Gute und Richtige ist nie erreichbar, eben weil niemals ein Stillstand Statt findet. Nicht bloß Anzahl, sondern auch Werth und Geltung sind ins Auge zu fassen."

Meine juristische Auffassung der Sachlage nach dem Erscheinen der deutschen Grundrechte legte ich in der Neuen Hessischen Zeitung, 1849, Nr. 8. 17, und in einem Berichte nieder, den ich Namens des Rechtspflegeausschusses über den Bayrhoffer'schen Antrag zu erstatten hatte.

Zunächst handelte es sich um die gesetzliche Verbindlichkeit der Grundrechte. Hatten dieselben, als von einer höhern, unter Mitwirkung aller gesetzgeberischen Faktoren Kurhessens geschaffenen Staatsgewalt ausgegangen, ohne Weiteres Gesetzeskraft? Oder mußten sie solche erst durch jeden Einzelstaat erlangen? Das Ministerium Eberhard hatte sich mit einer einfachen Veröffentlichung begnügt, um nach keiner Seite hin vorzugreifen. Es erhoben sich aber alsbald die größesten

Bedenken. Insbesondere wurden von richterlicher Seite, namentlich von Rinteln aus, lebhafte Zweifel gegen die unmittelbare Gültigkeit und Anwendbarkeit der Grundrechte geltend gemacht.

Ich selbst sprach mich für die unmittelbare Gesetzeskraft aus, und der Rechtsausschuß that einhellig dasselbe.

„Es gibt Dinge," meinte ich in der Zeitung, „die schwerer zu bezweifeln als zu beweisen sind. Zu diesen Dingen gehört bei uns die Verbindlichkeit der Reichsgesetze. In der That sollte Niemandem auch nur der Gedanke kommen, daß die verkündeten Reichsgesetze keine Gültigkeit hätten, so wenig wie ein Zweifel am Dasein der Welt. Duodecim deos iratos habeat, alle Teufel möchte man Dem auf den Hals wünschen, der im Ernst behaupten wollte, die erlassenen Gesetze hätten keine verbindliche Kraft."

Meine Ausführungen überzeugten Manchen, und wäre das deutsche Reich zu Stande gekommen, so wären auch wohl die Zweifler verstummt. So aber tauchte die Frage noch mehrfach auf. Der Abgeordnete von Sybel meinte einmal: wie man für ungehorsame Krieger „die Kugel habe," so werde auch ein widerspenstiger Richter zu zwingen sein, die Reichsgesetze anzuwenden. Das ging zwar zu weit, und das rasche Wort wurde später der Partei, da nicht gleich Einsprache geschehen war, noch gar oft und bitter vorgerückt; allein die Annahme der Anwendungsverbindlichkeit ließ sich sehr wohl recht-

fertigen. Später aber wurde die **Unverbindlichkeit** höchstgerichtlich ausgesprochen.

Am 10. April 1848 wurde von der Ständeversammlung einhellig ein Gesetz über die Wahl von elf Parlamentsvertretern angenommen. Dasselbe entsprach meinen Anschauungen nicht sehr; aber es entsprach den Beschlüssen des Vorparlaments und dem zwingenden Gebot der Umstände.

Es konnte nur noch darauf ankommen, die Wahl tüchtiger Männer herbeizuführen. Glücklicher Weise fehlte es nicht an Namen von gutem Klang; sonst würde das Ergebniß ein wahrhaft unberechenbares gewesen sein.

Schon am 18. April sollte die Wahl Statt finden; am 12. mahnte ich die Wähler zum Eifer und zur Vorsicht. „Daß freisinnige, charakterfeste Männer zu wählen sind, sagte ich, versteht sich von selbst. Und daß dabei nicht die Freisinnigkeit von heute und gestern in Betracht kommt, versteht sich ebenfalls von selbst... Hütet euch, ihr Wähler, vor den plötzlich aufgetauchten und umgewandelten Schimpf- und Redehelden! Sucht nach Männern, die auch in bösen Tagen an der Sache der Freiheit festhielten! — Freisinnigkeit und Vaterlandsliebe allein reicht aber nicht aus; es sind auch Kenntnisse, es ist auch Geschick nothwendig, um mit Erfolg thätig sein zu können. Es wird sich nicht um die kleinen Angelegenheiten einzelner Menschen und Ortschaften handeln, sondern um die Gestaltung, um

das Wohl und Wehe von ganz Deutschland, um die Festsetzung seiner Verfassung, um die Bestimmung seiner Grenzen, um Krieg und Frieden mit allen Nachbarn.

Darum müssen Männer gewählt werden, welche die Zeit und ihre Forderungen begreifen, welche die Machthaber, die Wortführer, die geheimen Kräfte und Triebfedern, die bisher gewirkt haben und noch wirken, kennen, welche alle die völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Fragen, welche zur Erörterung kommen werden, zu verstehen und zu beurtheilen vermögen. Es sind also Politiker, Staatsmänner, Rechtskundige erforderlich.

Und diese Politiker und Juristen müssen nicht kühl und verknöchert, nein sie müssen voll edler Begeisterung und mit frischer Jugendkraft erfüllt sein, damit ein lebendiger Hauch das Werk der Neugestaltung Deutschlands umwehe.

Aber sie müssen auch erfahren und besonnen sein. Es werden die radikalsten Ansichten und Bestrebungen laut werden und sich Eingang zu verschaffen suchen. Da wird es Noth thun, vor dem Idealen, vor den glühendsten und hinreißendsten Freiheitsreden, die Wirklichkeit, das Erreichbare nicht zu vergessen, sondern mit praktischem Takt die bestehenden Verhältnisse im Auge zu behalten und eine verderbliche, zur Auflösung aller Ordnung und zur sichern Widerkehr der Knechtschaft führende Ueberstürzung zu verhüten. Darum müssen bedachte, erfahrene Männer, nicht hohle Phrasenmacher gewählt werden. Dabei ist erforderlich, daß die

Abzusendenden auch die Fähigkeit des Ausdrucks in Schrift und Rede haben... Aber auch schweigen müssen die Abgeordneten können; denn es ist wahrhaft fürchterlich, wenn in einer großen Versammlung Jeder reden will!"

Es würde mir nicht schwer gewesen sein, selber zum Reichstage gewählt zu werden, wenn ich die gewöhnlichen Wege hätte einschlagen wollen. Allein eines Theils widerstrebte es mir, für mich selbst Etwas zu thun oder mich gar als Kandidaten anzubieten und anzupreisen; auch später habe ich mich zu dergleichen parlamentarischen Bräuchen nicht verstehen können, hatte es freilich auch niemals nöthig. Andern Theils aber hielt ich mich, mit Rücksicht auf meine schwache Stimme, zum Reichstagsabgeordneten noch weniger für geeignet, als zum Mitglied des Landtags. Ich wirkte deßhalb für die Wahl Anderer.

In derselben Weise verhielt ich mich im nächsten Jahre bei den Wahlen für das Unionsparlament und trat namentlich zurück, um die Wahl H. v. Sybel's in Vorschlag zu bringen und durchzusetzen.

Dagegen nahm ich meiner Seits eine Stadtrathswahl und bei den nächsten Landtagswahlen auf den Wunsch Vieler auch einen Auftrag der schaumburger Städte für die Ständeversammlung an, die am 1. Dezember 1848 eröffnet wurde. Auch für die folgenden Landtage ward ich von denselben Städten gewählt. Dann kamen die

„Verfassungskämpfe“, 1850 und 1859 bis 1862. Nach Herstellung der unter Hassenpflug aufgehobenen Verfassung von 1831 ward ich abermals Mitglied der Ständeversammlungen und habe dann bis jetzt allen preußischen Land- und deutschen Reichstagen angehört.

Davon, sowie von meinen Flüchtlingsjahren, werden vielleicht spätere Blätter erzählen.

.... diese wenigen Seiten genügen dem feinfühlenden Leser, einen tiefen Blick in die herrliche Seele wie in die reiche Gedankenwerkstätte unserer „Idealistin" zu werfen. Als hochbedeutsame Erscheinung in unserer neueren Literatur allgemein anerkannt, bedürfen die „Memoiren einer Idealistin" keiner weiteren Empfehlung und werden zweifelsohne ihren Weg in jedes gebildete Haus, vornehmlich an den Schreibtisch jeder gebildeten Dame finden .... **Schlesische Presse.**

.... Die 3 Bände der „Memoiren einer Idealistin" gehören zu den denkwürdigsten Schilderungen aus dem europäischen Flüchtlingsleben des letzten Menschenalters. Die Verfasserin, hochbegabt, geistvoll, „Idealistin" durch und durch, dabei eine sehr gewandte Stilistin, erzählt ihre eigene Entwicklung zuerst in den Kreisen einer kleinen Residenz (Kassel), geht dann nach Hamburg in die Frauenakademie, wird herausgetrieben nach England, schlägt sich dort tapfer durch und gewinnt nach und nach die Freundschaft Herzen's, Mazzini's und Lothar Bucher's, sie verkehrt mit Johanna Kinkel und einem Kreise rühriger Frauen, sie ist Erzieherin, Uebersetzerin, Journalistin, sie beschäftigt sich mit allem, was in ihrer Zeit des Prüfens, Forschens und Agitirens werth erscheint, und in diesen Umgebungen und Wandlungen ist und bleibt sie stets die Denkerin, die sich selbst erzieht, „selbst erlöst," um uns eines der Schlagworte ihrer Kreise zu bedienen. Den ersten, nicht den bedeutendsten, obwohl immerhin bemerkenswerthen Band dieser Memoiren erinnern wir uns in französischer Sprache gelesen zu haben; die zwei folgenden Bände sind dem Streben gewidmet, „Persönlichkeiten Kränze der Erinnerung zu flechten, deren Andenken die große Welle der Ereignisse schon beinahe hinweggespült hat." Es sind Erinnerungskränze von der Hand der Freundschaft geflochten, voll idealistischer Anschauungen, aber ohne jene Schönfärberei, welche auf den ersten Blick Zweifel am Charakter der Kränzewinderin erweckt. Man lernt Männer, über deren Denken und Handeln in einer Zeit der Verkennung wie der Ueberschätzung so viel Ungehöriges verbreitet wurde, richtiger würdigen, zumal es die Idealistin versteht, die Gemüthsseite von Freunden und Bekannten hervorzuheben. Wie oft wir von der Höhe unserer politischen Entwicklung kopfschüttelnd auf die Anschauungen und Träume dieser Kreise ringender Gewalten herabschauen mögen, immerhin werden wir, wenn wir unbefangen urtheilen, genöthigt, der Verfasserin gerecht zu werden und ihr unsere Theilnahme zu bewahren, selbst wo sie in ihren Ideen sehr in's Weite schweift. Die Bekehrung zu Wagner und Schopenhauer läßt uns hoffen, daß die Idealistin noch nicht am Ende ihrer inneren Erfahrungen und ihrer Memoiren angelangt ist; wir sind jedoch überzeugt, sie wird auch diese Wandlungen tapfer durchmachen und mit Geist und Anmuth darüber berichten .... **Kölnische Zeitung.**

—— x ——





